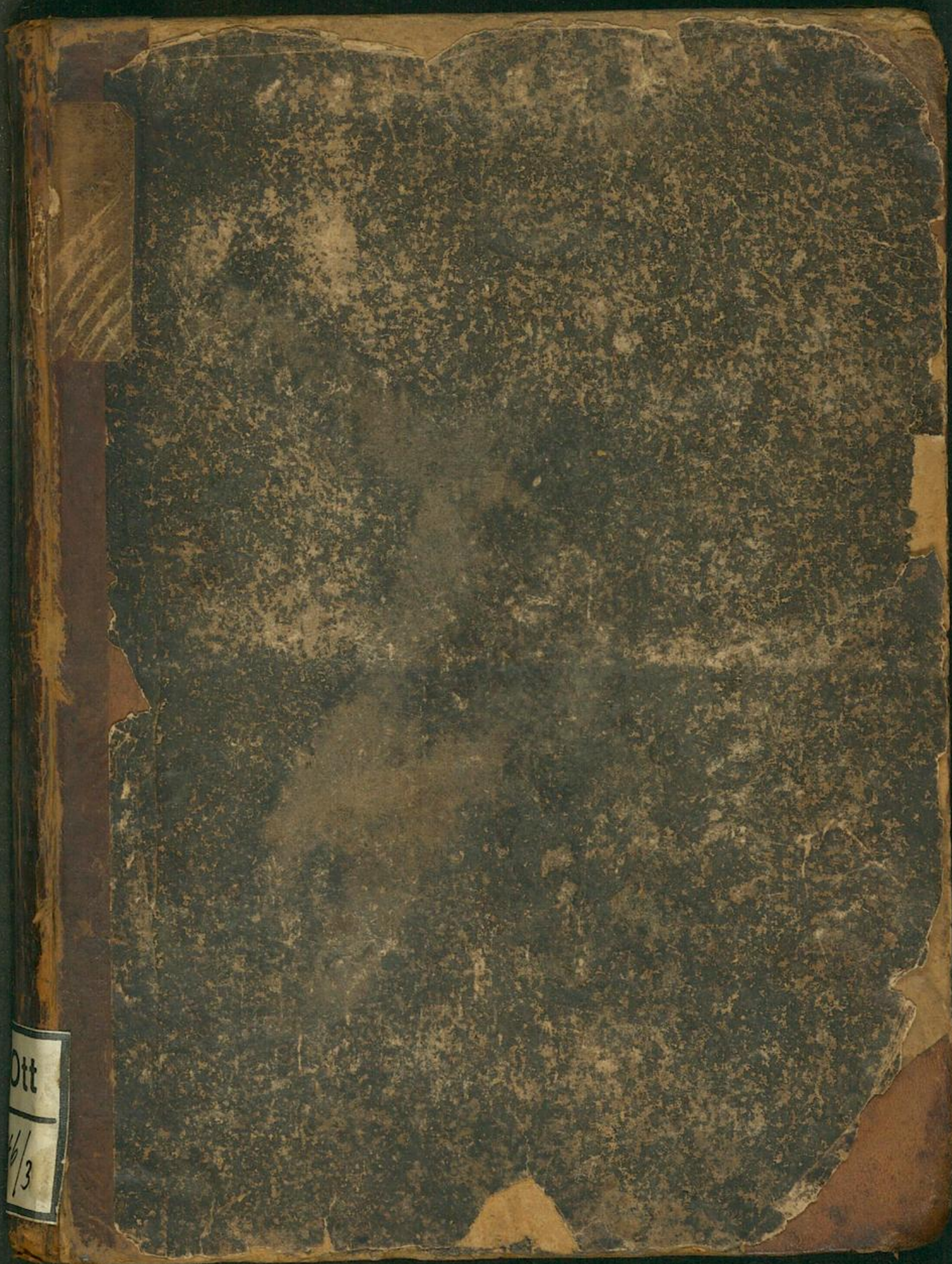




OH 64613

5.17.11

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. Offensein der Bibliothek. Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. Lesepreis. Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. Caution. Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. Abonnement. Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

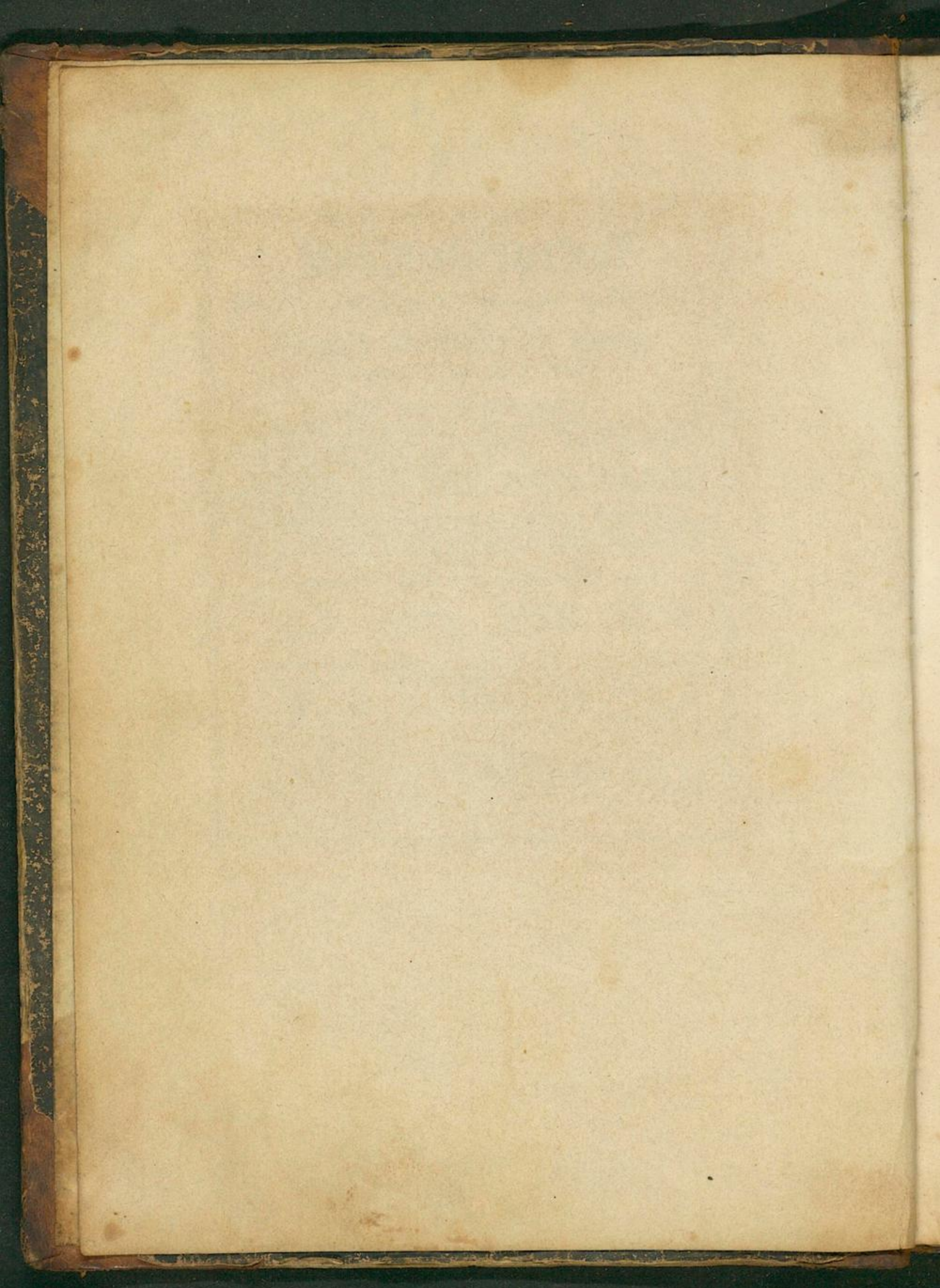
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wk. — Pf.	1 Wk. 50 Pf.	2 Wk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. Auswärtige Abonnenten haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. Schadenersatz. Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Wertes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. Ausleihezeit. Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

4968



Lehrbuch der Physik

von

Heinrich Wolf

mit

24 Abbildungen

Stene Folge:

Lehrbuch der Physik und seine Geschichte

Dritte Auflage

Berlin

Verlag von Carl Zander

1880

Friedrich der Große

und
sein Hof.

Von
L. Mühlbach.

Neue Folge:
Friedrich der Grosse und seine Geschwister.

Dritte Auflage.

Berlin.
Verlag von Otto Sanke.
1859.

Friedrich der Große

und

seine Geschwister.

Von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Berlin.

Verlag von Otto Sanke.

1859.

Verordn. der D. 196

seine Geschichte



Vorrede.

Ich bin zu Ende, das heißt, ich muß zuletzt doch einmal ein Ende machen, und diese Arbeit aus dem Leben Friedrich's zu einem Abschluß bringen. Aber indem ich's thue, indem ich mit dieser letzten Abtheilung eine Arbeit schließe, die mich drei Jahre lang beschäftigt, erfreut und belehrt hat, empfinde ich die tiefe und unaussprechliche Wehmuth, die man empfindet, wenn man nach langem und schönem Beisammensein von einem Freunde Abschied nimmt und scheidend nur fühlt, wie viel Schönes und Erfreuliches man von dem Freunde empfangen, und wie wenig man ihm selber hat sein können, wie viele Stunden der Erhebung, der inneren Sammlung, der Belehrung man ihm verdankt, wie arm und schweigsam man dem Lebenden gegenüber gestanden, — mit leeren Händen, aber mit einem vollen Herzen!

So ist es mir ergangen mit dieser Arbeit. Sie ist mir in der That ein lieber und belehrender Freund gewesen, ich habe ihr viel zu danken, und fühle und habe es immer gefühlt, daß ich ihr nicht genügen konnte. Der riesengroße, machtvolle Stoff hat mich oft überwältigt, oft bin ich zurückgebebt vor der Größe meines Vorhabens, und mochte nicht wagen weiter fortzufahren. Aber

dann erinnerte ich mich immer wieder jener allerliebsten Anekdote, wie einst ein deutscher Gelehrter Abends bei Friedrich dem Großen eine Audienz hatte. Es war dies das erste Mal, daß der Gelehrte dem großen Könige gegenüberstand, und in dieses große funkelnde Feuerauge blicken durfte. Auch fühlte er sich ganz verwirrt, ganz beflommen, und wenn der gewaltige Blick des Königs auf ihm ruhte, hatte der deutsche Gelehrte ein Gefühl, als ob er unter diesen Blitzen des Zeusauges zu Staub zerfiele. Er gab nur stotternde, verlegene Antworten, er hörte in seiner Verwirrung kaum, was ihn der König fragte. Friedrich aber hatte Mitleid mit seiner Verwirrung; mit einem sanften Lächeln trat er zu dem Tisch, und blies die Wachslichter auf dem Armleuchter aus. Sie waren jetzt im Dunkeln, aber der König setzte ruhig, als sei nichts geschehen, die Unterhaltung fort. Der Gelehrte, nicht mehr getroffen von den Blitzen des königlichen Auges, gewann seine Fassung und Ruhe wieder und ging nun mit Lebhaftigkeit und Geist auf die Unterhaltung des Königs ein.

An diese Anekdote, wie gesagt, erinnerte ich mich oft, wenn ich es wagte dem großen König gegenüber zu treten, und oft, wenn ich die Feder in die Hand nahm, habe ich ganz laut den Geist des großen Königs gebeten, das Licht auszublasen, damit ich nicht geblendet würde von seinen Blicken, sondern meinen Geist sammeln und in meiner Unterhaltung mit Friedrich wenigstens die beste Kraft meiner Gedanken aussprechen könnte.

Aber das Lichtausblasen hat mich doch immer noch nicht befähigt, meinen Stoff so zu bewältigen, so seiner Herr zu werden, wie ich fühle, daß es sein müßte. Ich habe leider noch niemals dieses beseligende Gefühl, diese sich im eigenen Glanze sonnende Selbstgenügsamkeit gehabt, wie sie heut zu Tage die meisten unserer

jungen Dichter und Dichterlinge, unserer Eintagsfliegen des Ruhms haben. Glückliche Leute, welche so klug, so stolz, so geistreich geboren werden, daß sie gar nichts zu lernen, gar nichts zu wissen brauchen, als sich selber, welche gar keine Autoritäten, keinen Respect vor Anderen kennen, sondern die sich selber ihre einzige Autorität sind, das einzige Wesen, vor dem sie Ehrfurcht empfinden — das einzige Wesen, mit dem sie zufrieden sind. — Ich, wie gesagt, kenne dies beseligende Gefühl des Zufriedenseins mit meinen Arbeiten nicht. Noch niemals haben dieselben meinem Wollen, meinen Intentionen genügt, immer habe ich gefühlt, daß meine Kraft schwächer als mein Wille, daß ich immer und immer nur eine Strebende, eine Fortschreitende, eine Wollende bin!

So bitte ich meine Leser um Nachsicht auch für die letzte Abtheilung dieses Werkes, das jetzt in dreizehn Bänden geschlossen vor ihnen liegt. Ich habe wenigstens ein ehrliches Streben gehabt, es ist mir um die innere Characterentwicklung dieses großen Mannes zu thun gewesen, den Viele nur als den kühnen Helden, Viele als den weisen Gesetzgeber, den selbstregierenden König, sehr Wenige aber als den zartfühlenden, weichen Menschen kennen, der er wirklich war. Ich wollte Friedrich als den Menschen zeichnen und aus seiner Seele und seinem Herzen heraus sein Leben entwickeln. Das ist mein Bestreben gewesen, meine einzige Absicht! Immer mein Ziel vor Augen habend, bin ich vorwärts geschritten, nicht rechts noch links schauend, buhlend um keine Gunst, um keinen Beifall, nur genügen wollend meiner eigenen Idee, und der hohen Begeisterung, die ich für den großen Menschen Friedrich den Zweiten empfinde, nur nachstrebend dem großen Ziel, das ich mir selber gesteckt. —

Der Beifall meiner Leser ist mir auf meinem schwierigen Wege stets als die einzig wünschenswerthe und erfreuliche Aufmunterung erschienen und wird jetzt auch am Ende meines Weges für mich der einzig wünschenswerthe Lohn sein! Möchten sie im Stande seien, ihn mir zu gewähren!

Berlin, den 18. Oct. 1854.

Clara Mundt.

L. Mühlbach.

Inhalt des dritten Bandes.

		Seite
Kapitel	I. Die Rückkehr des Königs	3
"	II. Prinz Heinrich	21
"	III. Mutter und Tochter	30
"	IV. Der König in Sanssouci	47
"	V. Der gravirte Becher	61
"	VI. Die Prinzessin und der Diplomat	73
"	VII. Der königliche Hauspion	82
"	VIII. Das Unglück bricht herein	89
"	IX. Bruder und Schwester	100
"	X. Der Kindesraub	112
"	XI. Die Entdeckung	127
"	XII. Ein Vormittag in Sanssouci	136
"	XIII. Die Rache des Ehemannes	155
"	XIV. Die Entscheidung	166

Inhalt des dritten Bandes.

Stare Masse

1	Einleitung
2	I. Die Geschichte des Königs
3	II. Prinz Heinrich
4	III. Winter und Sommer
5	IV. Der König in Genua
6	V. Der heilige Peter
7	VI. Die Ereignisse um den Papst
8	VII. Der heilige Bernhard
9	VIII. Das heilige Reich
10	IX. Winter und Sommer
11	X. Der Kaiser
12	XI. Die Krönung
13	XII. Die Krönung in Genua
14	XIII. Die Krönung des Königs
15	XIV. Die Krönung

Erstes Buch.

Nach dem siebenjährigen Kriege.

Ժողով

Հայրենիքի մասին

Հայրենիքի մասին

I.

Die Rückkehr des Königs.

Ganz Berlin prangte heute in glänzendem Festschmuck; denn es war heute ein großer, ein freudenvoller Tag, der erste nach langen Jahren der Trübsal, der Bedrängniß und Noth. Der König wollte heute heimkehren nach Berlin, welches er seit sieben Jahren nicht gesehen. Der Krieg war beendet, und in Hubertsburg hatten die Mächte endlich nach siebenjährigem Kampfe Frieden gemacht. Keiner hatte bei diesem Frieden gewonnen; nicht eine der Städte und Festungen Schlesiens war dem König von Preußen wieder abgewonnen worden, aber er hatte sich mit den früheren Eroberungen begnügen müssen, und keine neuen Provinzen den schon früher gewonnenen hinzufügen können. Der Krieg war beendet, und jetzt war Alles wieder so, wie es vor dem Kriege gewesen; die Folgen des Krieges konnten nicht nach den Gewinnsten, sondern nach den Verlusten berechnet werden, Niemand wußte zu sagen, was er gewonnen, aber Jedermann, was er verloren habe.

Preußen hatte in diesen sieben Jahren an streitbaren Männern einhundertundachtzigtausend, die Franzosen zweimalhunderttausend, die Russen einhundertundzwanzigtausend, die verbündeten Engländer und Deutschen einhundertundsechzigtausend, die Sachsen neunzigtausend, und die Schweden und die Reichsvölker endlich sechzigtausend verloren.

Die sieben Jahre hatten dem unglücklichen Europa fast eine Million Männer gekostet, deren Blut den Boden Deutschlands gedüngt hatte, deren Gebeine in deutscher Erde gebettet waren, während in ganz Europa

weinende Mütter, Weiber und Kinder mit gramumdüsterten Zügen ihr Antlitz dem Lande zukehrten, welches ihnen das Theuerste geraubt, und sie sogar um das schmerzlich süße Glück gebracht hatte, auf den Gräbern ihrer Todten zu weinen und zu klagen.

Aber nicht blos nach Menschen berechneten die Staaten und Völker ihre Verluste, nicht blos nach vergossenem Blut, sondern auch nach dem, welches das Blut des Staatskörpers ist, nach dem Gelde.

England hatte während dieses Krieges seine Schuldenlast um siebenzig Millionen Pfund Sterling vergrößert, so daß es jetzt jährlich an Zinsen seiner Schulden allein vier und eine halbe Million Thaler zu zahlen hatte; Oesterreich berechnete jetzt seine Staatsschulden auf fünfhundert Millionen Gulden; Frankreich auf zweitausend Millionen Livres; Schweden war dem Bankbruch nahe, und das unglückliche Sachsen hatte während des Krieges an Kontributionen und Lieferungen über siebenzig Millionen Thaler an Preußen zahlen müssen.

Preußen hatte im strengen Sinne des Worts keine Schulden gemacht, aber es war dennoch ebenso schlimm daran, wie die Uebrigen, denn es hatte entwerthetes Geld, das nur der Zwang des Krieges im Cours erhalten, das jetzt aber Niemand anerkennen wollte. Mit diesem entwertheten Gelde war ganz Preußen überschwemmt, man hatte damit die Beamten bezahlt, die Zinsen entrichtet, die Geschäfte an der Börse gemacht, so daß es jetzt am Ende des Krieges allen Denen, welche in ihren Taschen dieses schöne, blinkende Geld (Ephraims*) trugen, erging, wie es den Reichen im Märchen ergeht: die blinkenden Goldstücke, welche sie in der Nacht gesammelt, hatten sich am Morgen in erloschene Kohlen verwandelt. — An diesem werthlosen Gelde allein war man reich; von diesem Gelde allein fanden sich in des Kriegszahlmeisters Verwahrsam beim Ende des Krieges noch zweimalhunderttau-

*) Der Jude Ephraim, dem Friedrich für eine hohe Summe die Münzprägung verpachtet hatte, schlug in den letzten Kriegesjahren so schlechtes und gehaltloses, dabei aber so gut gesottenes und glänzend erscheinendes Geld, daß der Volkswitz, der diese Thaler nur die Ephraimiten nannte, von ihnen sagte:

Von Außen schön, von Innen schlimm,

Von Außen Friedrich, von Innen Ephraim.

fend Thaler, und in der Privatschatouille des Königs noch achthundert Thaler vor. Das schlechte Geld überschwemmte das Land, das gute aber schien wie verschwunden, es war in Feindes Landen verausgabt, oder von ihm aus dem Inland gewaltsam entführt, denn einhundertfünf- undzwanzig Millionen Thaler Brandschatzung hatten die Feinde in den Ländern des Königs von Preußen erpreßt. Und dazu fehlte es an Silber, um sogleich neues Geld schlagen zu lassen. Die Privatleute hatten längst schon ihr Silber und Gold auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt, der König hatte nicht blos seine ganze Silberkammer, sondern sogar das von seiner Mutter geerbte goldene Service hergegeben, um daraus Geld für sein Heer schlagen zu lassen, und als dies nicht mehr genigte, hatte er die Brillanten seines Hausschatzes, die berühmten Brillantknöpfe und den ganzen Schmuck des prachtliebenden ersten preussischen Königs demselben Zwecke geopfert. — Die Kassen und Mittel des Königs waren daher für den Augenblick ebenso erschöpft, wie die seiner Unterthanen. Und wie die Menschen und die Kassen, war auch der Boden Preußens erschöpft. Die Felder lagen unbebauet, weil es an Vieh und an Saaten nicht allein, sondern auch an Menschenhänden, sie zu bestellen, fehlte, der Handel und die Industrie lagen ganz darnieder, überall waren die Zustände zerrüttet, hoffnungslos und trübe, überall hatte man zu ringen mit Noth, zu kämpfen mit Entbehrung und Entmuthigung.

Das allein waren die Früchte des Krieges, der sieben Jahre hindurch wie eine Geißel die Völker Europa's blutig gepeitscht und wie ein Würgengel umhergezogen war durch alle Länder, mit seinem Feuerodem alles Glück, allen Wohlstand, alle Ruhe versengend, und allen Lippen Klagen, allen Augen Thränen entlockend.

Und dennoch hatte Preußen diesem Kriege so Vieles und so Großes zu verdanken. Obwohl blutend aus tausend Wunden, obwohl erschöpft und todesmatt konnte man ihm doch schnelle und baldige Genesung verheißen. Diese Genesung lag in seiner Jugend, in seiner frischen, noch unverdorbenen Lebenskraft. Während alle die anderen Staaten die Wunden, die der Krieg ihnen geschlagen, lange und schmerzlich an ihrem alten und abgenutzten Körper tragen mußten, durfte Preußen hoffen, sie

bald vernarben zu sehen, denn es war, wie gesagt, noch voll Jugendkraft, es war moralisch gewachsen während dieser sieben Jahre des Krieges, es war groß geworden unter dessen Drangsalen, und stellte sich jetzt in die Reihe der Großmächte als die jüngste, daher als die lebensvollste. — Die Lorbeeren, welche das Haupt des Königs zierten, warfen ihren Strahlenglanz über ganz Preußen hin, und unter diesem Sonnenschein des Ruhms mußten die Wunden der Vergangenheit bald sich schließen, die Genesung bald mit rosigem Lächeln daher kommen, in ihrem Gefolge Wohlstand und Glück mit sich führend.

Diese freudige Ueberzeugung, dieses vielleicht unbewußte Gefühl durchdrang Aller Herzen, und darum trocknete man, sobald die Kunde von dem abgeschlossenen Frieden sich verbreitete, allüberall in Preußen die Thränen aus den Augen, darum riß man die Trauerflure von den Armen, um sie in Vivatbänder zu verwandeln, und damit dem König und dem heimkehrenden Heer seine freudigen Grüße entgegen zu winken.

Und deshalb hatte heut Berlin nach langen Jahren der Trauer wieder eine Festtagsmiene angenommen, deshalb vergaß es heut alle seine vergangenen Leiden, all sein Unglück und seine Noth, weil es nun hoffen durfte auf die Zukunft und auf das Glück. Berlin durfte es wagen mit heiterem Lächeln und reinem Gewissen seinem König gegenüber zu treten, denn es hatte sich treu und tapfer bewährt in den Zeiten der Gefahr, es hatte sich niemals kleinmüthig unterworfen, es hatte niemals, wie Königsberg das gethan, den siegreichen Feind, den es in seinen Mauern sah, als seinen berechtigten Herrn anerkannt, und sich ihm in Unterthanenpflicht gebeugt. Die Oesterreicher und die Russen waren Sieger gewesen der Mauern und Straßen Berlins, aber den treuen und unerschütterlichen Muth seiner Bewohner hatten sie nicht zu besiegen gewußt. Ueberall hatte man ihnen einen trotzigen, unbeugsamen Widerstand entgegengesetzt, und wenn in Königsberg die Prediger von den Kanzeln sogar für die Kaiserin von Rußland, als für ihre Kaiserin und Herrin, beten konnten, so beteten sie in Berlin nicht nur von allen Kanzeln während der Anwesenheit der Feinde für die Wohlfahrt und das Glück des Königs, sondern die Bossische und die Spenersche Zeitung, welche in Berlin das Organ der öffentlichen Meinung gewesen, enthielten so ener-

gische und kühne Artikel, daß der Zorn der feindlichen Sieger dadurch auf's Höchste gereizt ward, und die Verfasser dieser Artikel nur mit Mühe schmachvoller Strafe entgehen konnten. *)

Aber alle diese Noth und dies Unglück war jetzt vergessen; man sah in Berlin heute nur freudige Gesichter, nur Lächeln und Heiterkeit. Die ganze Stadt schien unter den Sonnenstrahlen des Glücks aufzuathmen, und es schien heute Niemand zu leiden, Niemand zu trauern. Und doch waren unter den achtundneunzigtausend Einwohnern von Berlin über dreißigtausend Menschen, welche wöchentlich Almosenbrod empfangen, so daß fast der dritte Theil seiner Einwohner Almosenempfänger war. **)

Aber heute hungerte man nicht und durstete man nicht, heute gab es keine leibliche Noth, heut war Jeder frohen Herzens und lächelnden Angesichts. Der König wollte heute endlich nach sieben Jahren der Abwesenheit wieder nach Berlin zurückkehren, nachdem die königliche Familie schon vor einigen Tagen, von Magdeburg kommend, daselbst eingetroffen war.

Jedermann war daher auf die Straße hinausgeeilt, um den König zu sehen, der bei seinem Auszug aus Berlin schon der Heldenkönig Preußens gewesen, und der jetzt wiederkehrte als der Heldenkönig Europa's, dem alle Völker zujuchzten, dessen Name in der Tartarei und in Afrika, in allen Theilen der civilisirten und uncivilisirten Welt mit Bewunderung und Staunen genannt ward. ***) — Auf allen Straßen war ein freudiges Gewoge. Alles drängte dem Frankfurter Thore zu, durch welches der König seinen Einzug halten mußte. Dort hatte man den größten der Triumphbogen, mit denen übrigens alle Straßen Berlins

*) Wenn ich mich hier mit diesen kurzen Andeutungen über Berlin und die Berliner während des siebenjährigen Krieges begnügen muß, so habe ich diese Zeit um so ausführlicher in einem früher erschienenen Roman, „Johann Gotsky, der Kaufmann von Berlin“ (drei Bände), behandelt, und darf diejenigen meiner Leser, welche sich dafür interessiren, auf dieses Buch verweisen.

**) Preuß. Friedrich der Große. Th. II. S. 348.

***) Napoleon sagt in den Memoiren seines Kammerherrn Las Casas: „Nicht das preussische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europa's vertheidigt, sondern Friedrich der Große.“

geziert waren, aufgestellt, dort flatterten die Fahnen und Standarten aller preussischen Provinzen von dem kunstvollen, aus Blumengewinden und vergoldeten Säulen zusammengesetzten Bau hernieder, von dort aus bildete die berittene Bürgerschaft Berlins ein Spalier bis weit hinaus auf die Landstraße, welche der König zu passiren hatte, und Aller Blicke waren die Straße hinaufgewendet, und Jeder wartete mit hochklopfendem Herzen auf das Erscheinen des Helden, dessen Stirn so viele und kostbare Lorbeern zierten.

Aber Niemandes Herz klopfte so laut, Niemandes Blicke schauten mit solcher inbrünstigen Sehnsucht die Straße hinauf, als die des Marquis d'Argens, der an der Spitze der Bürgerschaft, unmittelbar neben dem Triumphbogen hielt. Er war es gewesen, der die Berliner Bürger zu diesem festlichen Empfang organisirte, er hatte alle Veranstaltungen angeordnet, allen Triumphbogen ihre Stelle und ihre sinnigen Verzierungen gegeben; für seinen geliebten königlichen Freund hatte er seine so geliebte Behaglichkeit aufgegeben, für ihn hatte er trotz seiner sonstigen ängstlichen Besorgniß für seine Gesundheit sich hinaus gewagt in die harte und schneidende Luft dieses rauhen Märztages, für ihn hatte er gethan, was er seit manchem Jahr nicht gethan, für ihn hatte er ein Pferd bestiegen, und weil er an ihn dachte, fand er nicht einmal Zeit auf dem Rücken dieses Thieres Besorgniß zu hegen, oder seiner lebhaften Phantasie alle Schrecknisse vorzumalen, die einen, von einem durchgehenden Pferde abgeworfenen und geschleiften Reiter bedrohten.

Freilich bot sein Pferd zu solchen Besorgnissen wenig Gelegenheit, es hatte längst seine üppige Jugendgluth verloren, und stand mit lammfrommer Geduld stundenlang neben dem Triumphbogen; es stand auch noch dann geduldig, als sein Reiter längst die Geduld verloren hatte, und fast zornig zu werden begann über das lange Ausbleiben des Königs, und in seiner lebhaften, gasconischen Manier endlich in laute Klagen ausbrach über den hartherzigen Helden, der seinen Bewunderern nicht gestatten wollte, wie es schien, ihn im Triumphe einholen zu können.

Freilich hätte der Marquis sehr gut wissen können, daß dem König nichts unbequemer sei als solche öffentliche Schaustellungen, daß er nichts lieber vermied, als diese officiellen Demonstrationen, die für den Geber

eine ebenso große Last sind als für den Empfänger. Aber das Herz des guten Marquis war heute voll, es sprudelte über von Glück und Freude, es war ihm Bedürfnis, sich auszujauchzen, und in die Welt hinein sein Vivat, Vivat zu schreien. In dem Egoismus seiner Liebe und Begeisterung vergaß er daher die Neigungen des Königs zu berücksichtigen, und folgte nur seinen eigenen.

Vielleicht ahnte der König diesen Triumph, den ihm die guten Berliner bereiteten, und vielleicht schien es seinem edlen und zartfühlenden Herzen nicht angemessen, den heimkehrenden Lebenden zuzujauchzen, da man so viele Tausende zu betrauern hatte, die nicht heimkehrten! — Vielleicht mochte er Berlin nicht im festlichen Schmucke sehen, Berlin, in welchem während seiner Abwesenheit seine Mutter gestorben war.

Stunde nach Stunde verging, die Sonne begann zu sinken, die aus den Treibhäusern in die harte Märzluft entführten Blumen an den Triumphbogen senkten traurig ihre Häupter, der Wind raschelte ungestüm durch die Draperien und verschob ihren kunstvollen Faltenwurf, die Bürger begannen trotz ihres Enthusiasmus doch zu empfinden, daß sie hungerten, und sehnten sich recht sehr nach der Beendigung der Empfangsfeierlichkeiten, — und der König kam noch immer nicht!

Man harrete noch einige Zeit geduldig aus, dann begannen nach und nach einzelne Bürger den Zug zu verlassen, und wandten ihre Pferde, um in die Stadt zurückzukehren; das böse Beispiel fand begierige Nachahmer, und das Spalier der berittenen Bürgerschaft verkleinerte sich immer mehr. Als es zu dunkeln begann, waren nur noch einige hundert Bürger bei dem Triumphbogen zurückgeblieben, und auch die Gesichter dieser spartanischen Männer zeigten nur noch wenig von der enthusiastischen Freude des Morgens.

Marquis d'Argens war in Verzweiflung, und wäre der König jetzt eben gekommen, würde er statt der jubelnden Begrüßungsworte vielleicht, wie schon öfter geschehen, von dem leidenschaftlichen Marquis eine ernste Philippica gehört haben. Aber der König gab seinem Freunde nicht einmal die Gelegenheit, mit derselben sein Herz zu erleichtern. Er kam noch immer nicht!

Marquis d'Argens schlug daher den Bürgern vor, sich Fackeln zu

holen, um damit dem König den Pfad zu beleuchten, und seinem Einzug trotz der Nacht ein festliches Aussehen zu geben. Man ging bereitwillig darauf ein, und die Meisten beeilten sich, nach der Stadt zu reiten, um Fackeln zu holen.

Bald erglänzte nun die Straße vom blutrothen Schein der Fackeln, deren flackerndes Licht seine seltsamen Streiflichter über dieses schwarze, wogende Menschenmeer warf, das da den weiten Raum vor dem Triumphbogen erfüllte, und aus dem hier und da der Fackelglanz ein Menschenantlitz, ein paar glühende Augen, oder einen lachenden Mund in heller Beleuchtung hervorhob.

Und jetzt sah man in der Ferne den Glanz zweier Lichter, welche rasch näher und näher kamen. Das waren die Lichter am Wagen des Königs! Jetzt hörte man von dem unteren Ende des Zuges her das Jauchzen und Vivatschreien, es wälzte sich wie eine Lawine näher und näher heran, es stürzte sich jetzt unter die auf dem Platz versammelten Massen des Volks, es erfüllte die Luft wie mit dem Donner von Geschützsalven.

Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Große!

Der Wagen kam näher und näher, jetzt umtanzten ihn schon hunderte von Lichtern, denn die Bürger mit ihren Fackeln schlossen sich ihm an, umringten seinen Wagen, ritten hinter ihm her, so daß der Wagen des Königs jetzt wie in einem Meer von Licht dahinrollte.

Nun hielt er am Triumphbogen. Der König erhob sich in seinem Wagen, und wandte sein Antlitz dem Volk zu, das aus tausend und aber tausend Kehlen ihm entgegenjauchzte. Die Fackeln beleuchteten sein Angesicht, und gaben mit ihrem röthlichen Schein seinen Zügen den frischen, strahlenden Ausdruck der Jugend wieder, und zeigten dem Volke das flammende, gewaltige Auge des Königs, in dem noch dieselbe Energie, dieselbe Herrscherkraft wie früher blitzte, und zeigten ihm das sanfte glütige Lächeln, das den schönen feinen Mund des Königs umspielte.

Und ein unermesslicher Jubel erfüllte bei dem Anblick dieses langentbehrten Angesichts die Luft. Das Volk weinte, jauchzte, schrie und lachte vor Entzücken, es breitete die Arme aus, als wolle es den König, der da glänzend und schön über ihnen leuchtete, in einer einzigen Umar-

nung an sich ziehen, es warf mit den Händen ihm Küsse zu, und indem es seinen Namen nannte, schien es zu Gott zu beten für sein Wohl. Aber Einer stand am Wagen, der sprach nicht, und doch waren seine zitternden Rippen beredeter als alle Worte, denn welche Worte hätten das wohl auszusprechen vermocht, was der Marquis d'Argens in diesem Moment empfand, welche Worte hätten den Jubel, die Rührung und Freude zu schildern vermocht, die seine ganze Seele bewegten, und seine Augen mit Thränen füllten!

Jetzt sah ihn der König, und ihm seine Hand darreichend, lud er ihn ein, in seinem Wagen ihm gegenüber neben dem General Ventulus Platz zu nehmen. Er selbst reichte dem Freunde die Hand, um ihm behülflich zu sein, sich vom Pferde in den Wagen zu schwingen. Dann grüßte er noch einmal mit dem Winken seiner Hand das jauchzende Volk. Und nun vorwärts, vorwärts, nach Charlottenburg, gerade durch Berlin! rief der König sich in den Wagen zurücklehnd.

In raschem Trabe fuhr der Wagen in Berlin ein. Diejenigen, welche den Muth oder die Kraft verloren, den König da draußen zu erwarten, waren jetzt auf die Straße gekommen, ihn mit ihrem Vivat zu begrüßen. Aber der König richtete sich nicht wieder aus der düstern Ecke seines Wagens empor, er überließ es dem neben ihm sitzenden Herzog Ferdinand von Braunschweig dem Volk zu danken und es zu grüßen. Er selbst aber blieb ganz unbeweglich, ganz theilnahmlos, er schien den Jubel des Volks, das Jauchzen und Rufen gar nicht zu hören, nicht ein Wort kam über seine Lippen, nicht einmal hob er die Hand zum Gruß empor. Nur wie sie jetzt über die Königsbrücke auf den Schloßplatz kamen, auf dem das Volk in dichtem Gewoge sich drängte, da richtete der König sich empor. Aber nicht, um diese Häuser rings um den Platz zu betrachten, welche man glänzend illuminirt hatte, und die in einem Lichtmeer funkelten, sondern auf das Schloß allein richteten sich die Blicke des Königs, auf diese schwarze, schweigende Steinmasse, welche sich da zu seiner Rechten erhob und die im Gegensatz zu den strahlenden jauchzenden Häusern ernst und dunkel wie ein ungeheurer, von Lichtern umgebener Sarg erschien. Auf das Schloß allein richteten sich die Blicke des Königs, und jetzt hob er die Hand, aber nicht um das Volk zu grü-

ßen, sondern um sie über sein Antlitz zu legen, und indem er es that, hörte der Marquis ihn seufzen: „oh meine Mutter! Meine Schwester!“

Das Volk begrüßte mit lautem Jubel den König, welcher ihm wiederkehrte; aber der König begrüßte in diesem Moment mit tiefem Schmerzgefühl nur Diejenigen, welche ihm niemals wiederkehrten, welche der Tod ihm auf ewig entrissen hatte!

Weiter ging es durch die festlich erleuchteten Straßen, durch die Reihen des jubelnden Volkes dahin. Alle Einwohner Berlins schienen sich auf dem Wege des Königs zusammen zu drängen, Jeder wollte dem heimkehrenden Helden sein Bivat entgegenjauchzen!

Es war ein unermesslicher Triumph, wohl im Stande selbst das Herz eines Königs mit stolzer Freude zu erfüllen, denn man konnte an diesen freudestrahlenden Gesichtern, an diesem aus voller Brust tönenden Jubelgeschrei sehr wohl erkennen, daß dies kein officieller, befohlener, sondern ein aus dem Herzen kommender Empfang sei. — Berlin jauchzte seinem Helden entgegen, es sah nicht, daß dieser kein Auge, keinen Blick mehr für sein Volk hatte. Die Dunkelheit hatte ihren düsteren Schleier über das traurige Antlitz gelegt, und Niemand ahnte, daß der König, den man jubelnd durch die Straßen geleitete, in dieser Stunde nur ein weinender Sohn, ein trauernder Bruder war.

Endlich lag diese in Glanz und Freude strahlende Stadt hinter ihnen, und der Wagen rollte auf der düsteren Allee durch den Thiergarten nach Charlottenburg. Allmählig erstarb hinter ihnen das Schreien und Jauchzen, und eine wohlthuende Stille umgab sie jetzt. Der König sprach noch immer nicht; Niemand wagte daher dieses melancholische Schweigen zu unterbrechen. Der Triumphzug des Königs schien sich jetzt in einen Trauerzug verwandelt zu haben, der Sieger so vieler Schlachten schien nun von seinen Erinnerungen besiegt zu sein.

Jetzt hielt der Wagen vor dem erleuchteten Schloß zu Charlottenburg, dessen weiter Vorhof mit den Bewohnern des kleinen Städtchens angefüllt war, die den König so enthusiastisch begrüßten, wie die Berliner es gethan. Der König grüßte sie mit einem raschen Winken der Hand, und trat dann schnell in die Vorhalle des Schlosses ein.

Man hatte sie zum Empfang des Königs gleichsam in einen Tempel

der Freude umgewandelt. Die Säulen, welche die Decke trugen, waren umrankt von köstlichen Blumengewinden und zarten Draperieen; goldblitzende Fahnen und Embleme zierten und bargen die Wände, kostbare türkische Teppiche bedeckten den Fußboden, von vergoldeten Candelabern warfen zahlreiche Kerzen ihr glänzendes Licht durch die Halle und beleuchteten die lächelnden Gesichter der glänzenden, mit blitzenden Ordenssternen gezierten Hofcavaliers, die reiche Parure der Hofdamen, welche ringsum in der Halle an den Wänden standen.

In der Mitte des Raumes standen zwei Frauen; die Eine im glänzenden Königsschmuck, strahlend im Glanz goldener Stickereien und flammender Brillanten, die Andere im düsteren Traueranzug, statt der Brillanten nur mit Perlen, diesen Symbolen der Thränen, geschmückt. Die Eine mit heiterem glücklichen Gesicht, zu dem König hinüberschauend mit strahlenden Blicken und einem köstlichen Lächeln. Die Andere mit düsterem Antlitz, durch welches der Gram, der Kummer und die Krankheit ihre unheilvollen Linien gezogen, ihre großen Augen mit den gerötheten Lidern mit einem finsternen, zürnenden Ausdruck auf den König gerichtet, der jetzt diesen beiden Frauen, der Königin und der Prinzessin Amalie, mit einem sanften Neigen des Hauptes entgegenschrift.

Die Königin, bei dem Anblick dieses geliebten, so lang entbehrten Angesichts all ihre gewohnte Zurückhaltung und resignirte Kälte vergessend, that einige Schritte vorwärts, und streckte lebhaft dem Gemahl ihre beiden Hände entgegen. Ihre ganze Seele, die ganze lang verhaltene Gluth ihres Herzens lag in ihren zugleich feuchten und glühenden Blicken, ihr Mund, welcher so lange geschwiegen, so lange ihr schmerzlich süßes Geheimniß bewahrt hatte, schien sich endlich öffnen zu wollen, um die Worte der Liebe, der glühenden Hingebung, die in ihrem Herzen brannten, auszuströmen. Die Königin, obwohl jetzt nicht mehr jung, nicht mehr schön, obwohl vergrämt und verschüchtert durch lange Jahre des Leidens und inneren Kampfs, die Königin war in diesem Moment wieder schön, lebensvoll und strahlend, die ewige Jugend der Seele leuchtete von ihrer Stirn, die strahlende Flamme des Glücks brannte in ihren Augen.

Aber der König sah das Alles nicht, sein Herz hatte kein Erbarmen

mit dieser Königin, welche da lebensvoll und heiter vor ihm stand, während die andere, die geliebtere Königin hinabgestiegen war in die öde, kalte Gruft.

Mit einem kühlen Gruß nahm er einen kurzen Augenblick die beiden Hände der Königin in seine Rechte. Madame, sagte er, dies ist ein trauriges Wiedersehen für uns Beide, denn die Königin, meine Mutter fehlt an Ihrer Seite!

Die Königin zuckte schmerzlich zusammen, und ließ ihre Hände, welche der König jetzt wieder losgelassen, kraftlos und matt an ihrer Seite nidergleiten. Diese so harten und grausamen Worte des Königs hatten ihr Herz wie ein Dolchstoß getroffen, und die Freudenthränen, welche in ihren Augen standen, in Thränen des Schmerzes verwandelt.

Die Königin hatte nicht die Kraft ihrem Gemahl zu antworten; Prinzessin Amalie that es für sie.

Wenn mein Bruder, sagte sie, indem er uns begrüßt, nicht uns sieht, sondern nur Diejenigen, welche nicht da sind, so wird er neben den Prinzen vor allen Dingen auch meinen unglücklichen Bruder August Wilhelm sehen, welcher ebenso wie unsere Mutter gestorben ist vor Gram! — Der König ließ einen Moment seine großen, feurigen Augen mit einem seltsamen, wehmüthigen Ausdruck auf dem von Krankheit und Schmerz durchwühlten Antlitz der Prinzessin ruhen.

Nein, meine Schwester, sagte er dann mit seinem weichen, sanften Lächeln, ich sehe nicht blos Diejenigen, welche nicht da sind, sondern auch Diejenigen, welche mir geblieben sind, und ich freue mich, Sie, meine Schwester, heute wieder begrüßen zu können.

Er reichte ihr freundlich die Hand dar, und dann die Hofgesellschaft mit einem stummen Neigen des Kopfes begrüßend, schritt er schweigend an ihnen vorüber, und trat in seine Gemächer ein, gefolgt allein von dem Marquis d'Argens, dem er durch einen stummen Wink seiner Hand befohlen hatte, ihm zu folgen.

Die ersten Zimmer durchschritt der König rasch, kaum einen flüchtigen Blick auf die neuen Gemälde werfend, welche die Wände zierten, und die Gogłowski im Auftrage des Königs erst jüngst von Italien heimgebracht. Aber wie er jetzt in sein Studirzimmer trat, wie er die

langen, sinnenden Blicke im Zimmer umherschweifen ließ, wo jedes Meuble und jedes Buch, wo jede Stelle ihn mit schönen und köstlichen Erinnerungen begrüßte, wo Alles noch so stand, wie er es vor sieben Jahren verlassen, da fühlte der König zum ersten Mal mit einem freudigen Schauer, daß er wieder heimgekehrt sei, daß die Heimath ihn wieder aufgenommen, daß sie ihn wieder umfassen halte mit ihren Liebesarmen und ihren flüsternden Erinnerungen.

Mit strahlenden Blicken wandte er sich zu dem Marquis um, der hinter ihm an der Thür lehnte, und ihn mit einem seligen Lächeln betrachtete.

Oh, Marquis, sagte er, es ist doch etwas Schönes um die Heimkehr, und um den Frieden des eigenen Hauses. Die alten Meubles hier scheinen mir zuzuwinken, wie alte Freunde; und streckt nicht jener Armstuhl dort mir seine Arme so steif und liebeselig entgegen, als wolle er mich geradezu an seinen gepolsterten Busen ziehen, damit ich in seiner Umarmung einschlummere in seliger Lust, und mir von ihm die Wiegenlieder süßer Erinnerungen singen lasse? Marquis, ich muß meinem alten, treuen Lehnstuhl den Willen thun, ich muß mich in seine Arme werfen! — Er trat zu dem Lehnstuhl hin, und ließ sich mit einem Ausdruck unendlichen Wohlbehagens in denselben niedergleiten. Ach, sagte er, jetzt fühle ich erst, daß ich zu Hause bin.

Und erlauben mir Eure Majestät zu sagen, was der alte Lehnstuhl, trotz seiner Liebeseligkeit, doch nicht sagen kann! rief der Marquis mit tief bewegter Stimme. Ich bin auch ein Stück Meuble aus diesem Zimmer, und im Namen aller meiner stummen, gepolsterten Brüder hier rufe ich: Willkommen, Willkommen, mein König und mein Herr, willkommen in der Heimath. Größer noch als Sie gegangen, kehren Sie hierher zurück, die edle geliebte Stirn geschmückt mit unvergänglichen Lorbeern, umstrahlt von einem Ruhm, der wie eine Siegeshymne die ganze Welt durchbraust.

Nun, nun, sagte der König lächelnd, wenn man diesem Ruhm ein bißchen scharf in die Augen schaut, so verliert er gewaltig viel von seiner Pracht. Man sieht dann, daß der Zufall eigentlich Alles gemacht hat, und daß ich den größten Theil meiner Erfolge mehr ihm, als all' meiner

Kriegsweisheit und der Tapferkeit meiner Truppen zu verdanken habe. *) Der Zufall ist mein bester Bundesgenosse während dieses ganzen Krieges gewesen, ohne ihn wäre ich nimmermehr aus dem Hungerlager bei Bunzelwitz herausgekommen, ohne ihn würde ich nimmermehr zum Siege über meine Feinde gelangt sein. Sprechen Sie mir also nicht mehr von meinem Ruhm, Marquis, wenigstens nicht hier in diesen geheiligten Räumen, nicht hier, wo Cicero und Cäsar, Lukrez und Thucydides von den Wänden zu uns herniederschauen, und wo die Bücher dort mit goldenen Lettern ihres Titels uns verkünden, daß die größten Geister aller Zeiten um uns versammelt sind! Sprechen Sie mir nicht von meinem Ruhm, wenn ich dort auf jenem Bücherrücken den Namen „Athalie“ bis zu mir herüberleuchten sehe! — Ich will Ihnen etwas sagen, Marquis: ich würde mich stolzer und glücklicher fühlen, wenn ich Athalie gedichtet hätte, als ich mich über den ganzen Ruhm dieses Krieges fühle. **)

Daran erkenne ich den weichen, edlen Sinn meines Königs, rief d'Argens tief gerührt. Die Jahre der Schlachten und der Siege haben ihn nicht geändert, und der siegreiche Held ist immer noch der weise Philosoph geblieben! Ich wußte es wohl, ich kannte das schöne Herz meines Königs, und wußte, daß er nicht die Tage seiner blutigen Siege als die herrlichsten betrachtete, sondern daß er den Tag, an welchem er seinem Volk ruhmvollen und siegreichen Frieden gab, daß er diesen Tag den schönsten Tag seines Lebens nennen würde!

Der König schüttelte leise sein Haupt und heftete seine Blicke mit dem Ausdruck unendlicher Trauer auf des Freundes erregtes Angesicht. Ach, mein Freund, sagte er leise, der schönste Tag des Lebens ist derjenige, an dem man es verläßt. ***)

Und wie er jetzt das Auge wieder von dem Freunde abwandte, fiel sein Blick ganz zufällig auf die große Vase von japanischem Porzellan, welche dort neben seinem Schreibtisch auf einem Marmorsockel stand.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes de d'Alembert. Vol. I. p. 197.

**) Des Königs eigene Worte.

***) Des Königs eigene Worte.

Der König erhob sich hastig von seinem Lehnstessel. Wie kommt diese Vase hieher? fragte er mit beklemmter, zitternder Stimme.

Sire, sagte der Marquis, die Königin Mutter befahl kurz vor ihrem Tode, diese Vase, welche eines ihrer Lieblingsstücke und ein Geschenk ihres edlen Bruders Georg des Zweiten war, hier in diesem Zimmer aufzustellen, damit sie Eure Majestät dereinst bei Ihrer Heimkehr als eine Erinnerung an Ihre Mutter begrüßen möge. In ihrem Auftrag habe ich ferner jenes Paket Briefe dort auf dem Sockel der Vase niederlegen müssen, nachdem die Königin Mutter selbst sie mit sterbender Hand versiegelt und adressirt hatte!

Der König erwiderte nichts. Er neigte seine Stirn an die Vase, als wolle er an ihrer kalten, glänzenden Fläche die Gluth seines Antlitzes fühlen, vielleicht aber auch um den Freund die beiden Thränen nicht sehen zu lassen, welche langsam über seine Wangen rollten, und auf die mit einem kreuzweis gebundenen schwarzen Bande zusammengehaltenen Papiere niederfielen.

Der König hob das Paket empor und betrachtete mit einem tiefen Seufzer die zitternden Schriftzüge der geliebten Hand, welche die Adresse geschrieben. „An meinen Sohn, den König“, las er dann ganz leise; oh, meine theure Mutter, wie arm hast Du mich gemacht, denn jetzt bin ich nicht mehr der Sohn, sondern nur noch der König!

Er neigte sein Haupt tiefer auf das Papier und drückte einen heißen Kuß auf die Schriftzüge seiner Mutter, dann legte er das Paket still wieder auf den Fuß der Vase nieder und blieb gedankenvoll vor derselben stehen. *)

*) Diese Vase blieb viele Jahre lang an demselben Platz im Studirzimmer des Königs stehen, auf dem Fußgestell hatte die Königin selbst mit Tinte ihren Namen geschrieben; damit derselbe nicht verlöscht werde, ließ der König eine silberne Kapsel über denselben machen. Auch das Paket Papiere, welches die Correspondenz der Königin mit ihrem Sohn und der Prinzessin Friederike zur Zeit seines unglücklichen Fluchtversuchs nach England (der mit der Hinrichtung Rattes endigte) enthielt, blieb immer auf dem Fuß der Vase liegen. Der König, seinen Inhalt kennend, erbrach es nie, sondern ließ das Paket so, wie die sterbende Königin es zusammengefaltet und gesiegelt hatte.

Eine lange Pause trat ein. Der König stand noch immer mit ineinander geschlagenen Armen, mit gesenktem Haupt vor der Vase; hinter ihm an der Thür lehnte der Marquis, mit vor Rührung zuckendem Angesicht zu dem König hinüberblickend.

Auf einmal wandte der König sein Haupt zu ihm um. Marquis, sagte er, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit. Gehen Sie noch heute nach Berlin und sagen Sie Benda, daß er mir morgen um neun Uhr hier in der Schloßkapelle das *Te Deum* meines lieben Graun aufführen soll. Ich weiß, die Sänger und die Capelle können es executiren, denn sie haben es schon einmal aufgeführt nach der Schlacht bei Liegnitz. Sagen Sie meinem Concertmeister Benda, er solle keine Schwierigkeiten machen, denn es sei mein ausdrücklicher Wunsch, die Musik morgen zu hören. Ihnen, mein lieber Marquis, übertrage ich es, auf die Ausführung meines Wunsches zu bestehen, und ich weiß, daß Ihr Eifer das Unmögliche möglich machen wird. Nennen Sie es immerhin eine Laune, daß ich diese Musik so schnell zu hören wünsche, aber ich habe mich so lange von den Thatfachen müssen beherrschen lassen, daß ich mir jetzt wohl auch einmal erlauben darf, einer Laune Gehör zu geben.

Er reichte dem Marquis seine Hand, welche dieser mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Lippen drückte. Sire, sagte er, morgen früh um neun Uhr soll das *Te Deum* in der Schloßkapelle aufgeführt werden, und sollte ich die ganze Nacht umherlaufen und alle Sänger und Sängerninnen und alle Musikanten aus ihren Betten holen müssen. —

Der Marquis hielt Wort. Er hatte alle Schwierigkeiten zu überwinden, alle Einwendungen zu beseitigen gewußt. Vergebens hatte Benda erklärt, die Orgel in der Schloßkapelle sei in Unordnung, und ohne diese sei die Aufführung nicht möglich. Der Marquis war zum Organisten geeilt, und dieser hatte die Nacht dazu verwenden müssen, das Nothwendigste in Ordnung zu bringen; vergebens hatten die Sänger sich geweigert, so ohne alle Vorbereitung und Probe das schwierige Musikwerk vor dem König zu singen. D'Argens hatte im Namen des Königs befohlen, in der Nacht noch eine Probe zu halten, er selbst war umhergeeilt, die Sänger und die Musiker zusammenzurufen, und Dank seiner rastlosen Thätigkeit, seinem herkulischen Eifer waren wirklich um die

Mitternachtsstunde im Concertsaal des Opernhauses die Sänger und Musiker versammelt, stand Benda vor seinem Notenpult, um diese so seltsame Generalprobe zu dirigiren.

Mit dem Schlage der neunten Stunde am andern Morgen waren alle Vorkehrungen beendet, alle Schwierigkeiten beseitigt. Der Organist saß an seiner Orgel, welche vollkommen wieder fähig war, die ihr zugetheilte Partie auszuführen, die Musiker stimmten ihre Geigen und Instrumente, vor ihnen am Rande des hohen Chors standen die Sänger mit dem Notenblatt in der Hand und an seinem Pult in ihrer Mitte der Kapellmeister Benda mit dem Taktstock.

Aller Augen waren nach der dem Chor gegenüber befindlichen Thür gerichtet, durch welche der Hof eintreten mußte, jedes Herz klopfte in freudiger Erwartung dem König entgegen, Jedermann war begierig, ihn endlich wieder im Kreise der Seinen, im Kreise seiner Familie zu sehen; Jedermann gönnte der Königin das lang entbehrte Glück, wieder von der Hand ihres Gemahls geleitet, ihrem Hof voranschreiten zu können, und aus ihrer Wittwenschaft und ihrer Vereinsamung wieder an der Seite des heimgekehrten Gemahls her austreten zu können.

Aller Augen, wie gesagt, waren auf jene Thür dort gerichtet, durch welche der Hof eintreten mußte, dem man mit ungeduldiger Erwartung entgegenschaut und den man in aller seiner Pracht zu sehen hoffte.

Endlich öffnete sich die Thür, — in athemloser Erwartung richteten die Sänger und die Musiker ihre Blicke hinüber. — Ja, da trat er ein, er, der König, da schritt er ruhig, das Haupt ein wenig vornüber geneigt, vorwärts, und in der tiefen Kirchenstille hallte sein Schritt feierlich laut durch den weiten Raum.

Ja, es war der König, aber er ganz allein; Niemand begleitete ihn, kein glänzender Hofstaat, kein reiches Gefolge umgab ihn, aber er war immer doch der König im Glanze seiner Majestät und seines Heldenthums, umleuchtet von dem herrlichsten Gefolge, von seinen Heldenthaten und von seinen Siegen!

Und jetzt, nachdem der König langsam in einem der im Schiff der

Kapelle aufgestellten Sessel Platz genommen, richtete er den raschen, feurigen Blick zu dem Chor empor und winkte mit der Hand hinauf.

Benda hob seinen Taktstock und gab das Zeichen anzufangen und jetzt brauste der Strom der Harmonieen in gewaltigen Jubelklängen durch die Kirche hin, jetzt setzte die Orgel mit ihren mächtigen, majestätischen Tönen ein, die Pauken fuhren mit ihrem Donner darein, die Posaunen stimmten ihren schmetternden Jubelgruß an, und die zarten und schmelzenden Klänge der Violinen und Flöten mischten sich darein.

Der König lauschte mit emporgehobenem Haupt und gespannten Mienen auf diese schöne und melodienreiche Introduction. Er schien ganz Ohr zu sein und ohne alle Nebengedanken nur dem Anhören dieser Musik, welche für ihn eine noch ganz neue, unbekannte war, sich hinzugeben. — Jetzt, mit einem gewaltigen Accord, mit einer überraschenden, kraftvollen Wendung verbanden sich plötzlich mit den Klängen der Instrumentalmusik die lauten, jubelnden Menschenstimmen, und der Sängchor sang im Unisono sein *Te Deum laudamus* weitschallend dahin.

Der König erblaßte, und wie der Gesang mächtig und voll immer weiter tönte und rauschte, senkte das emporgerichtete Haupt des Königs sich allgemach nieder, und auch seine großen, glänzenden Augen neigten sich niederwärts.

Weiter jubelte und tönte der Gesang, und aus dem vollen schmetternden Chor hob sich ein einzelner, sanft schmelzender Tenor und sang mit süßer, rührender Stimme: *Tuba mirum spargens sonum!*

Der König senkte sein Haupt tiefer auf seine Brust, und endlich, nicht mehr im Stande seine Thränen zurückzuhalten, legte er seine Hand über sein Angesicht.

Der Gesang tönte weiter; majestätisch rauschten die Klänge durch die einsame Kirche dahin, welche bis jetzt wie in graue Dämmerung gehüllt gewesen. Aber auf einmal drang die Sonne, die vorher von Wolken verhüllt war, mit ihren glänzenden Strahlen durch die Fenster ein und erleuchtete den ganzen Raum mit goldigem Glanz. Der König, der bis dahin im Schatten gesessen, schien plötzlich wie in ein Meer von Licht getaucht, und Jedermann sah jetzt, wie er gebeugten Hauptes da saß, das Antlitz in seine Hände verhüllend, und Jeder-

mann sah die Thränen, welche langsam zwischen seinen Fingern hindurchquollen und welche die Sonnenstrahlen in blitzende Diamanten verwandelten.

Es war ein Anblick, so erhaben und so rührend zugleich, daß Niemand seiner stummen Gewalt zu widerstehen vermochte. Die Augen der Sänger füllten sich mit Thränen, und nur in leise gebrochenen, in Rührung schluchzenden Tönen hallte die Stimme des Sängers weiter. Aber Benda fand nicht die Kraft, ihm zu zürnen, er wagte nicht, ihn anzuschauen, damit man nicht sehen möchte, daß seine sonst so trocknen, kalten Augen heute auch von einem glühenden Haß umdüstert waren.

Der König aber versank tiefer und tiefer in sich selbst. Doch als das jubelnde Hosanna ertönte und ihn weckte aus seinem Hinbrüten, erhob er sich langsam von seinem Sessel und verließ leise und stumm, wie er gekommen, die Kirche. *)

II.

Prinz Heinrich.

Sieben Jahre waren vergangen, seit Prinz Heinrich als jugendlicher Held seine Gemahlin verlassen hatte, um seinen Bruder in dem Kampf gegen seine Feinde zu unterstützen. Gleich dem König war auch er nicht ein einziges Mal während dieser langen Jahre der Kämpfe nach Berlin zurückgekehrt; gleich dem König hatte er sich auf dem Schlachtfeld Ruhm und Lorbeeren erworben, und glücklicher sogar als sein königlicher Bruder, hatte er viele kleine und größere Siege errungen, aber nicht ein einziges Mal mit seinem Armeekorps eine Niederlage zu erleiden gehabt. Glück-

*) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. Von Nicolai. Heft I. S. 46.

licher in allen seinen Unternehmungen, als Friedrich, vielleicht auch besonnener und ruhiger, hatte er immer die rechte Stunde erwählt, um den Feind anzugreifen, war er immer und überall mit seinem Heer zur rechten Zeit bereit gewesen, und seine klug berechneten Märsche, seine energische Entschlossenheit, seine besonnene Ueberlegenheit hatten mehr als einmal den König aus den schwierigen und gefährvollen Situationen erlöst, in welche ein allzukühnes Vorgehen, oder eine irrige Ansicht der Dinge den König verwickelt hatte. Nur dem meisterhaften Marsch, durch welchen Prinz Heinrich nach der Schlacht bei Kunersdorf seine Armee mit der seines Bruders zu vereinigen gewußt, verdankte es der König, daß er damals seinen Feinden, welche ihn umzingelt hatten, entgehen konnte, und dem großen und glänzenden Sieg, welchen Prinz Heinrich bei Freiberg über die Reichstruppen und die Oesterreicher errang, *) verdankte man zunächst den glänzenden und ehrenvollen Frieden. Denn diese Schlacht bei Freiberg brach endlich den kecken Uebermuth der Oesterreicher, und erfüllte die Feldherren der Reichstruppen mit einem so panischen Schrecken, einer so vollkommenen Entmuthigung, daß sie erklärten, nicht ferner an diesem Kriege Theil nehmen zu wollen, sondern mit ihren Schaaren heimkehrten in ihre Länder.

Die Schlacht bei Freiberg war die letzte Schlacht des siebenjährigen Krieges; sie brachte dem Prinzen Heinrich eben so schöne, so unvergängliche Lorbeeren, wie der König sie bei Piegwitz und bei Torgau errungen, sie stellte ihn seinem Bruder ebenbürtig zur Seite. Der König sah das ohne Neid und ohne Bitterkeit; mit der Ruhe einer wahrhaft großen Seele freute er sich des Ruhms und der Lorbeeren seines Bruders. Als er nach dem siebenjährigen Kriege zum ersten Male im Schlosse zu Berlin die Prinzen und die Generäle um sich versammelt hatte, ging er mit einem heitern Lächeln zu seinem Bruder hin, und ihm sanft die Hand auf die Schulter legend, sagte er laut: Sehen Sie da, Messieurs, dies ist der Einzige von uns Allen, welcher während des ganzen Krieges nicht einen einzigen Fehler begangen hat!

Sieben Jahre waren vergangen, seit Prinz Heinrich seine junge

*) Die Schlacht bei Freiberg fand am 29. October 1762 statt.

Gemahlin, die Prinzessin Wilhelmine, zum letzten Male gesehen. Jetzt endlich konnte er heimkehren zu ihr, heimkehren zu seinem geliebten Rheinsberg, um an dem Busen der Geliebten auszuruhen von den Stürmen und Bedrängnissen dieser langen, ruhelosen Jahre. Er hatte die Prinzessin schriftlich gebeten, nicht zu seinem Empfange nach Berlin zu kommen, sondern unter irgend einem Vorwand in Rheinsberg zu bleiben und ihn dort zu erwarten. Seine stolze und ehrgeizige Seele konnte den Gedanken nicht ertragen, daß diese Frau, welche er liebte, welche ihm so sehr geeignet erschien, auf dem ersten Thron der Welt zu glänzen, daß diese Frau sich an dem Hof zu Berlin mit der zweiten Stelle begnügen, daß sie hinter der Königin zurückstehen müsse. Vielleicht hatte er den König niemals um die Krone beneidet und sich niemals an seine Stelle gewünscht, aber der Königin beneidete er diese Krone, von welcher er meinte, daß sie viel schöner auf dem Haupt seiner Gemahlin erscheinen würde, daß die Prinzessin sich viel besser eigne, die Rolle einer Königin zu spielen, als die sanfte, traurige und verschüchterte Elisabeth Christine.

Prinzessin Wilhelmine war also, dem Wunsch ihres Gemahls entsprechend, in Rheinsberg zurückgeblieben, sich bei der Königin mit einem heftigen Unwohlsein entschuldigend, das sie in Folge des Umsturzes ihres Wagens auf einer Spazierfahrt betroffen habe.

Es war Abend. Das Schloß in Rheinsberg strahlte wieder im Glanz der Kerzen, mit denen man seine Fassade geschmückt hatte, um dem Prinzen schon weit in die Ferne hin die Grüße der Heimath entgegen zu funkeln; alle Säle waren erleuchtet, und in ihren festlich geschmückten Räumen bewegte sich eine glänzende Gesellschaft auf und ab. Denn Prinzessin Wilhelmine hatte alle Diejenigen, welche zu dem nähern Kreise des Prinzen gehörten, nach Rheinsberg eingeladen, um dieses Fest der Heimkehr durch ihre Gegenwart mitzufeiern und alle Freunde und Bekannte des Prinzen und seiner Gemahlin hatten sich heute in Rheinsberg versammelt.

Alles in diesem Schlosse trug das Ansehen des Glückes und der Freude, die Säle wie die Menschen waren festlich geschmückt, Alles schien zu lächeln, heiter und freudenvoll zu sein. Doch gab es Ein Herz,

welches bang und angstvoll der kommenden Stunde entgegenklopfte; das war das Herz der Prinzessin Wilhelmine. Sie war herrlich geschmückt, Brillanten funkelten auf ihrer Stirn und um ihren Hals, an ihrem vollen, wogenden Busen prangten süß duftende Rosen, ein Lächeln spielte um ihre purpurrothen Lippen; aber Niemand wußte, was dieses Lächeln ihrer geängsteten Seele kostete. Niemand ahnte, daß dieses Roth, welches auf ihren Wangen brannte, nicht von dem Herzklopfen der Freude, sondern der Angst hervorgerufen worden.

Ja, sie ängstigte sich! Sie ängstigte sich vor diesem Wiedersehen mit dem Prinzen, den sie empfangen sollte als ihren geliebten Gemahl und der ihr in diesen sieben langen Jahren der Trennung ganz und gar ein Fremder, Unbekannter geworden, mit dem sie keine Sympathieen, mit dem sie nicht einmal die Gewohnheiten des täglichen Lebens verbanden, der ihr niemals etwas Anderes gewesen, als der von dem harten Gesetz der Convenienz ihr aufgedrungene Gemahl, welcher einst sie sogar verschmäht und ihr schüchternes, geängstetes Herz, welches vielleicht bereit gewesen, ihm entgegen zu flattern, von sich gewiesen hatte!

Und diesen fremden, ungeliebten Mann sollte sie jetzt mit allen Zeichen der Liebe empfangen, weil er eines Tages die Laune gehabt, die Prinzessin, welche er früher gar nicht beachtet hatte, seiner Beachtung, seiner Liebe werth zu finden. Jetzt sollte es ihre Pflicht sein, ihn dafür wieder zu lieben und ihm die reichen Schätze dieses Herzens zu weihen, das er früher nicht des Begehrens werth gefunden.

Ihre Seele bäumte sich empor bei diesem Gedanken wie eine beleidigte Löwin, und sie empfand etwas von dem glühenden Haß, den die Löwin gegen ihren Herrn empfinden mag, der sie bändigen will mit der eisernen Ruthe der Pflicht.

Für sie war der Prinz nichts weiter, als nur ihr Herr, der sie in Banden geschlagen, der mit eisernen Fäusten ihr Herz festhielt, damit es nicht entflattern könne.

Und es regte doch so mächtig seine Schwingen, es hatte jetzt in diesen sieben Jahren der Freiheit den ganzen, frischen, kühnen Flügelschlag seiner Jugend wiedergefunden, es glühte und brannte von einem

Feuer, das die Prinzessin vielleicht selber verdammt, das sie aber nicht mehr zu löschen vermochte.

Ruhelos, in zitternder Angst, ging sie in den Sälen umher, lächelnd, während sie hätte aufschreien mögen vor Angst und Pein, geschmückt und in glänzender Parure, während sie ihr Herz in Trauerschleiern hätte begraben mögen.

Jedes Geräusch erfüllte sie mit Entsetzen, denn es konnte ihr die Ankunft des Gemahls bedeuten, es konnte sie verdammen zu der demüthigenden und schmachvollen Heuchelei, Freude zu zeigen, die sie nicht empfand!

O, wenn es ihr vergönnt gewesen, ihren Zorn, ihre Gleichgültigkeit frei und offen auszusprechen zu dürfen! Aber die Gesetze der Etiquette, der Convenienz hielten sie in ihren eisernen Banden, und konnten sie nimmer wieder los lassen. Sie war eine Prinzessin, und durfte sich den harten Nothwendigkeit ihres Standes nicht entziehen.

Sie fand in sich selber nicht den Muth dazu! Zuweilen wohl in ihren schwärmerischen Träumereien sehnte sie sich weit, weit fort aus diesem öden, lügnerischen Glanz, weit fort in ein stilles Thal, wo sie unbekannt und ungenannt an der Seite des Geliebten leben, wo keine Etiquette ihr beseligendes Beisammensein stören könnte, wo sie frei sein wollte, wie der Vogel in der Luft, der sich jauchzend zum Himmel empor-schwingt, wie die Rose, die dem Sonnenschein ihren duftenden Kelch öffnet. Aber diese Träumereien verblaßten so schnell wieder, wenn die Wirklichkeit sie mit ihren rauhen, erkältenden Fingern berührte; hinter der schwärmenden Liebenden richtete sich immer wieder die stolze Prinzessin empor, welche des Glanzes und der Herrlichkeit, die sie umgab, nicht entbehren konnte, welche nicht den Muth oder den Willen hatte, herabzusteigen von ihrer Höhe, um als ein gewöhnliches Menschenkind wie andere Menschenkinder zu leben.

Es war ein Zwiespalt in ihrer Seele, ein Zwiespalt zwischen der hochgeborenen Frau und dem liebenden gluthvollen Weibe. Sie wäre im Stande gewesen, ihrer Liebe jedes Opfer zu bringen, sogar für dieselbe mit der Schmach der Sünde ihr Herz zu beladen, aber sie hätte niemals diese Liebe öffentlich bekennen mögen, und niemals auch in ihren schwär-

merischen Träumen dachte sie daran, daß sie ihren Rang und Namen gegen den einfachen Namen ihres Geliebten umtauschen möchte. Sie wäre wohl im Stande gewesen, mit ihrem Geliebten zu fliehen, sich mit ihm zu retten in ein glückliches Thal, aber immer doch als die Prinzessin, welche ihrer Liebe Alles geopfert hatte und ihr mit jedem Tage neue Opfer brachte.

Vielleicht fühlte Prinzessin Wilhelmine diesen Zwiespalt ihres Wesens, vielleicht war es deshalb, daß sie in zitternder Angst der Wiederkehr ihres Gemahls entgegen sah. Dieses Wiedersehen mußte über ihre ganze Zukunft entscheiden, dieses Wiedersehen konnte sie vielleicht noch retten!

Der Prinz, im Glanze seines Ruhms und seiner Vorbeeren zu ihr zurückkehrend, konnte vielleicht im Stande sein, sich ihr Herz zu erobern und jedes andere Bild aus demselben zu verdrängen. Aber wenn er dessen nicht fähig war, wenn sein Erscheinen den Zauber nicht zu lösen vermochte, der sie umfassen hielt, dann war sie verloren, dann war sie dieser furchtbaren Macht verfallen, welche sie schon mit ihren berauschen- den Zuflüsterungen bis zu dem blumenbefränzten Rande des Abgrunds verlockt hatte!

Das war es, was Prinzessin Wilhelmine dachte, als sie jetzt in der Fensterbank des glänzenden Ballsaals lehnte, in welche sie sich geflüchtet hatte, um einmal aufzuathmen, um einmal das Lächeln von ihrem Ant- litz gleiten und die lange zurückgehaltenen Seufzer aus ihrer Brust her- vorquellen zu lassen.

Sie hatte sich dem Fenster zugewandt und schaute hinaus in die dunkle Nacht, empor zu dem von Sternen besäeten Himmel. Ihre Lippen bewegten sich in leisem Gebet, ihre geängstete Seele flehte zu Gott um Hülfe und Beistand gegen ihre eigene Schwäche.

O Herr, mein Gott, flüsterte sie leise, stehe mir bei, hilf mir gegen diese sündigen Gedanken, welche mein Herz bewegen! Gieb, daß ich meinen Gemahl lieben kann, damit meine Seele rein bleibe von Schuld und Sünde!

Ein ungewöhnliches Geräusch, laute, lebhafte Stimmen im Saal störten sie in ihren Träumen; die Prinzessin wandte sich hastig um, fiel

sah überall nur lächelnde, freudige Gesichter, und dort, dort nahte er sich ihr, der Gemahl, der Prinz! Mit einem heitern, unbefangenen Lächeln schritt er auf sie zu, und nicht achtend der Etiquette und der Gesellschaft, schloß er die Prinzessin lebhaft in seine Arme und küßte sie zärtlich auf beide Wangen.

Prinzessin Wilhelmine zuckte zusammen in tödtlichem Schreck und ein zorniger Unmuth regte sich in ihr. Hätte sie den Prinzen geliebt, so würde diese öffentliche und ungenirte Demonstration seiner Zärtlichkeit sie vielleicht entzückt, oder sie würde sie jedenfalls verziehen haben; so aber empfand sie diese beiden schallenden Küsse nur als eine Beleidigung, als eine Geringschätzung, welche zu dulden nur der Zwang der Ehe ihr auferlegen konnte und für welche sie sich selber gelobte, Rache zu nehmen.

Prinz Heinrich war so unbefangen in seiner Freude, so glücklich, seine Gemahlin endlich wiederzusehen, daß er ihr verlegenes Schweigen, ihre zurückhaltende Kälte gar nicht bemerkte, sondern arglos überzeugt war, daß sie seine Freude und sein Entzücken theile.

Der Prinzessin erschien diese Zuversicht sehr anmaßend und verlegend, und sie fand, daß der Prinz aus seinen Feldzügen sehr schlechte und bürgerliche Manieren mit heimgebracht, welche sehr die Vorbeeren auf seiner Stirn verdunkelten.

Er nahm ganz vertraulich in echter Ehemannsart ihre Hand und geleitete sie zu dem Divan, um sich neben ihr niederzulassen; dann auf einmal sprang er wieder empor, um sie zu verlassen, und nach wenigen Minuten mit seinem Freunde, dem Grafen Kalkreuth an der Hand, zu der Prinzessin zurückzukehren.

Erlauben Sie mir, meine geliebte Wilhelmine, sagte der Prinz, Ihnen sogleich auch meinen theuern Freund und Waffengefährten wieder zuzuführen. Die Menschen sagen, daß ich mir ein wenig Ruhm erworben, aber ich versichere Sie, wenn dem so ist, so hat Kalkreuth den größten Antheil daran, und er ist der Gärtner gewesen, der mit geschickter und kluger Hand meine Vorbeeren gepflegt hat. Ich empfehle ihn daher Ihrer Freundschaft und Güte, Wilhelmine, und ich bitte Sie, auf ihn

ein wenig von dieser Zuneigung zu übertragen, welche Sie mir welken und welche mich so glücklich macht.

Es lag etwas so Edles, Offenes und Mitterliches in der Art des Prinzen, daß Graf Kalkreuth sich davon tief ergriffen und beschämt fühlte, und in einer besseren Aufwallung sich selber gelobte, dieses edle Vertrauen des Prinzen nicht zu täuschen, und diese so reine, so zuversichtliche Freundschaft nicht mit Treulosigkeit und Verrath zu beslecken.

Aber anders wirkten die Worte ihres Gemahls auf die Prinzessin. Seine edle Zuversicht, statt sie zu rühren, beleidigte sie. Sie fand, daß es sehr viel Anmaßung, sehr viel Eigendünkel verrathe, so gar nicht ängstlich und besorgt um ihre Liebe zu sein, so gar keine Gefahr zu sehen, sondern ihr selber den Freund zuzuführen und ihn ihrer Neigung zu empfehlen. Es verletzte sie, daß der Prinz so zuversichtlich von ihrer Zuneigung sprach, als von einer Sache, die zu verlieren ganz unmöglich sei, und sie nahm sich vor, ihn dafür zu strafen.

Mit einem gütigen Lächeln streckte sie daher dem Grafen ihre Hand entgegen, und sagte ihm einige freundliche Worte des Willkommens. Wie hatte sie vor diesem Wiedersehen gezittert, wie tief beschämt hatte sie sich gefühlt, wenn sie daran dachte, daß sie dem Grafen wieder gegenüberstehen sollte, wissend, daß er keins ihrer Worte vergessen, und daß das Geständniß ihrer Liebe, welches sie damals dem Scheidenden, dem vielleicht dem Tode geweihten Krieger gemacht, jetzt dem Heimkehrenden, dem Lebenden gehörte. — Aber das unglückliche Geschick ihres Gemahls hatte sie leicht über dieses angstvolle Begegnen hinübergeführt und ihr den Weg leicht gemacht, den sie jetzt wandeln sollte.

Der Graf neigte sich vor ihr und drückte seine Lippen auf ihre Hand. Sie erwiderte leise den Druck der seinen, und wie er sich emporrichtete und seine fast schlichternen Blicke auf das Antlitz der Prinzessin heftete, begegneten ihre Augen ihm mit einem schnellen, leuchtenden Blitz und ein verheißungsvolles Lächeln umspielte ihre Lippen.

Die Hofgesellschaft stand in einzelnen Gruppen umher und betrachtete mit kalten, neugierigen Blicken diese pikante Scene, welche die Harmlosigkeit und Unbefangenheit des Prinzen ihrer Bosheit und Neugierde bereitet hatte, und welche für sie Alle ein unvergleichlicher Spaß, ein

köstliches Amusement war. Sie Alle mußten, was der Prinz allein nicht ahnte, daß der Graf Kalkreuth die Prinzessin anbete, und ihrer lauern- den Neugierde blieb nur noch übrig zu erspähen, ob die Prinzessin diese Neigung theile als Weib, oder sie nur dulde als Kokette.

Niemand indeß hatte dieser Scene mit so athemloser Theilnahme, so grausamer Freude zugeschaut, als Madame du Troussel. Die Prinzessin hatte sie, als zu dem vertrauteren Gesellschaftskreise von Rheinsberg gehörig, auch zu diesem heutigen Fest des Wiedersehens eingeladen, und Louise hatte es sehr pikant gefunden, ihren eigenen Gatten nicht in ihrem Hause, sondern hier im Schlosse ihres einstigen Geliebten zuerst wiederzusehen. Denn der Major du Troussel gehörte zu dem Generalstab des Prinzen und war jetzt in seinem Gefolge nach Rheinsberg gekommen.

Louise indeß hatte bis jetzt nicht Zeit gefunden, den Gatten zu begrüßen. Ihre Blicke waren unverwandt auf die Prinzessin gerichtet, sie beobachtete jede ihrer Bewegungen, jede ihrer Mienen, sie belauschte jedes Lächeln, jedes Wort, jedes Zucken ihrer Lippen. Ihr Gatte stand lange schon an ihrer Seite und hatte ihr lange schon leise Worte der Begrüßung zugeflüstert, aber Louise hatte nicht darauf geachtet. Sie schien den Gemahl gar nicht gesehen zu haben, ihre ganze Seele lag in ihren Augen, und diese beobachteten unverwandt die Prinzessin. Jetzt auf einmal wandte sie sich mit leuchtenden Augen zu ihrem Gemahl hin, und ihn mit einem leichten Kopfnicken begrüßend, flüsterte sie mit einem boshaften Lächeln: Er ist verloren! Die Vorbeeren werden nicht im Stande sein, das andere Gewächs zu bedecken, welches von heute an mächtig aus seiner Stirn emporschießen wird!

Ihr Gemahl sah sie mit erstaunten und fragenden Blicken an. Ist das Dein Willkommengruß nach sieben Jahren der Trennung, Louise? fragte er schmerzlich.

Sie legte hastig ihre Hand auf seinen Arm und flüsterte: Still! Still!

Dann lauschte sie wieder hinüber nach der Prinzessin, welche sich eben lebhaft mit ihrem Gemahl und dem Grafen Kalkreuth unterhielt.

Wie ihre Wangen glühen! Wie ihre Blicke sie auf ihn

wirft, murmelte Louise. Ach, ach, der unglückliche Prinz ist seinem Geschick verfallen. Er preist ihr wahrhaftig schon wieder mit wahrem Enthusiasmus die Verdienste seines Freundes. Er erzählt ihr, wie Kalkreuth ihn vom Tode errettet und für ihn den Hieb aufgefangen hat, der sein Haupt treffen sollte. Armer Prinz, Du wirst diese Wunde, welche Kalkreuth für Dich empfang, theuer bezahlen müssen! Ich sage und wiederhole es: Er ist verloren!

Ihr Gemahl sah sie an, als fürchte er, Madame du Troussel habe in diesen langen Jahren der Trennung und der Trauer etwas zu viel von der Kraft ihres Geistes eingeblüht.

Aber Louise, flüsterte er leise, von wem sprichst Du? Und was bedeutet dies Alles? Willst Du mich nicht endlich willkommen heißen und mir sagen, daß Du mich auch wirklich erkennst und daß ich Dir nicht, wie es scheint, ganz und gar ein Fremder geworden bin?

Eben erhob sich die Prinzessin, und auf den Arm ihres Gemahls gelehnt, ging sie durch den Saal dahin, während Graf Kalkreuth an ihrer andern Seite ging und sie lebhaft zu unterhalten schien.

Sie gehen in die Treibhäuser, sagte Louise, indem sie hastig den Arm ihres Gemahls ergriff. Wir wollen auch dahin gehen, und dort werden wir wohl irgend ein stilles, verschwiegenes Plätzchen finden, wo wir ungestört mit einander plaudern können.

III.

Winter und Tochter.

Louise du Troussel zog ihren Gatten mit sich fort und Beide folgten jetzt schweigend dem Streifen der Gesellschaft, welcher sich in die herrlichen, glänzend erleuchteten Hallen begab. Es war ein prachtvoller

Anblick, der sich hier dem Auge darbot. Wie durch Zauberei fühlte man sich aus dem parquettirten, steifen Hossalon plötzlich in die freie, duftende und blühende Natur versetzt; mit Entzücken athmete man den Duft dieser wundervollen, seltenen Blüthen ein, die in malerischer Anordnung zwischen dem Grün der hohen Myrthen und Orangen hervorquollen, welche die Fenster und das Dach der Halle ganz überdeckten und die Illusion gewährten, als wandle man wirklich in einer offenen, freien Blumenallee dahin. Bunte chinesische Ballons, welche an feinen Ketten von der Decke herniederhingen und wie gaukelnde Schmetterlinge zwischen den Blüthen und Bäumen zu schweben schienen, warfen ihr mattes, in allen Farben spielendes Licht durch diese reizende Halle, an deren Seiten man hier und dort aus Myrthen, Palmen und duftenden Gewächsen kleine Grotten gebildet hatte. Diese Grotten enthielten kleine, schwellende, grüne Divans, wie Kissenbänke anzuschauen, und waren so arrangirt, daß die Zweige der Palmen sich tief herabneigten über den Sitz, und Diejenigen, welche da ruhten, wie mit einem Schirm einhüllten und verbargen.

Zu einer dieser Grotten führte Louise du Troussel jetzt ihren Gemahl hin.

Hier wollen wir ein wenig bleiben, sagte sie. Diese Grotte hat den Vortheil, daß sie an der Ecke der Wand liegt, also nur eine offene Seitenwand hat, und diese ist mit dichtem Gesträuch gruppiert. Wir haben also hier keine Lauscher zu fürchten und können uns ganz offen und harmlos mit einander unterhalten. Vor allen Dingen also: Willkommen, mein Herr Gemahl, willkommen in der Heimath!

Gott sei Dank, Louise! sagte der Major tief aufathmend, Gott sei Dank, daß Du endlich ein inniges Wort zu sagen weißt und mich willkommen heißt an Deiner Seite. Glaube mir nur, daß ich alle diese Jahre hindurch mich jeden Tag auf diesen Moment gefreut habe, daß dies mein Trost und meine Erquickung war. Ich glaube wahrhaftig, daß diese Gedanken an Dich und diese herzliche Sehnsucht nach Dir der Talisman gewesen, der den Tod von mir fern gehalten. Mir schien immer, es sei ganz unmöglich zu sterben, bevor ich Dich wiedergesehen, und ich war ganz trotzig überzeugt davon, daß ich den Krieg überdauern,

und zu Dir zurückkehren würde. Dieser Trost hat mir geholfen und die Kugeln von mir fern gehalten, und so kehre ich denn zu Dir zurück, um an Deinem Herzen auszuruhen, mein geliebtes Weib, von all diesen Stürmen und Kämpfen, Dich fest in meine Arme zu schließen und Dich nie wieder zu verlassen.

Er legte seine Arme innig und fest um ihre Gestalt und preßte seine Lippen lange und mit einem herzlichen Kuß auf ihre Rippen.

Louise duldete einen Moment seine Zärtlichkeit, dann schlüpfte sie leise unter seinen Armen fort und trat einen Schritt von ihm zurück.

Wissen Sie wohl, mein Herr, sagte sie mit einem leisen Lachen, daß das ein echter Ehemannskuß war? So ohne alles Feuer und ohne Energie? Nicht zu kalt und nicht zu warm, so recht von der lauwarmen Zärtlichkeit eines Ehemanns, der seine Frau von Herzen lieb hat und ganz vernarrt in sie sein würde, wenn sie nicht eben das Unglück hätte, seine Frau zu sein.

Ach, sie ist immer noch die Alte, sagte der Major fröhlich. Immer noch meine heitere, kokette, flatternde Libelle, die mit ihren hellen, bunt-schillernden Flügeln immer wieder zu entschlüpfen weiß, wenn man auch meint, sie recht fest gefaßt zu haben. Ich liebe Dich so, wie Du bist, Louise, ich freue mich, Dich eben so wiederzufinden, wie ich Dich verließ. Du sollst mich wieder jung machen, Kind, ich will an Deiner Seite wieder das Lachen und die Fröhlichkeit lernen, denn das Alles haben wir da draußen bei unsern Feldzügen, unsern Strapazen und Kämpfen ganz und gar verlernt.

Ja, ja, sagte Louise, wir haben Euch als schöne, wohlgeschulte Cavaliere entlassen, und Ihr lehrt als täppische, brummende Bären zu uns zurück, als so recht gutmüthige, verwilderte Beze, die aber gar zu gerne wieder tanzen lernen möchten. Es fragt sich nur, ob die Frauen sich dazu hergeben wollen, Bärenführer zu werden und die Tanzlehrerinnen der Herren Beze zu sein.

Nun, sie werden es wohl thun müssen, sagte ihr Gemahl lachend, es ist ja ihre Pflicht.

Lieber Freund, wenn Ihr schon damit beginnt, uns an unsere Pflicht zu mahnen, dann, fürchte ich, seid Ihr ganz und gar verloren! Komm,

setzen wir uns hier ein wenig auf diese Pseudo=Nasenbank und plaudern wir!

Ja, setzen wir uns, nur sehe ich nicht ein, warum wir plaudern wollen. Ich möchte Dir lieber den schönen, lachenden Mund mit Küssen verschließen.

Er zog sie wieder an seine Seite und wollte eben seine Worte zur That machen. Aber Louise wehrte ihn zurück. Wenn Sie nicht ganz ruhig und ernsthaft neben mir sitzen wollen, mein Herr, sagte sie, so entfalte ich sogleich meine Libellenflügel, von denen Sie vorher sprachen, und flattere von Ihnen fort.

Nun denn, ich werde ruhig und ernsthaft sitzen. Aber wird meine spröde Gebieterin mir sagen, warum ich das soll?

Darum, weil ich meinem guten heimkehrenden Petz die erste Lektion geben will. Diese Lektion lautet also: Wenn ein Mann sieben Jahre von seiner Gemahlin fern gewesen ist, so muß er nicht als ruhiger, siegesgewisser Ehemann mit seiner Portion hausbackener Zärtlichkeit zurückkommen, sondern einzig und allein als zarter und aufmerksamer, verliebter Cavalier, der um die Geliebte wirbt, sich ihr demüthig, schüchtern und unterwürfig naht und in ihr nicht seine Frau, sondern die Dame sieht, deren Liebe er erringen möchte.

Aber weshalb sollten wir zu solcher Verstellung unsere Zuflucht nehmen müssen, da wir doch wissen, daß Ihr uns liebt?

Nichts wißt Ihr! Wie könnt Ihr Euch einfallen lassen, zu glauben, daß diese sieben Jahre spurlos an uns vorübergegangen sind und daß wir heute noch so fühlen, wie wir es damals gethan? Wenn man den Vogel, den man im Käfig zahm gemacht und ihm die Flügel beschnitten, wieder freigiebt und ihn aus seinem Käfig entläßt an die frische, freie Gotteswelt, und in die jauchzende und lachende Natur, wird er dann nach Jahren, wenn es Euch einfällt, ihn wieder in Euern Käfig einsperren zu wollen, wieder freiwillig und freudig sogleich zurückkehren? Ich glaube, Ihr werdet ihn erst lange locken, ihm erst mit vielen schönen Worten schmeicheln und ihm köstliche Leckerbissen in Euern Käfig legen müssen, ehe er sich bequemt, seine goldene Freiheit wieder aufzugeben und Euch wieder zu seinem Herrn anzunehmen. Wenn Ihr's aber mit

Drohungen und Schelten, mit weisen Redensarten von Pflicht und Treue versuchen wollt, ihn einzufangen, so schwingt er sich auf einen Baumzweig, so hoch, daß Ihr ihm nicht folgen könnt und lacht Euch aus.

Du hast Recht, glaube ich, sagte ihr Gatte sinnend. Du lehrst mich heute sogleich eine neue Eigenschaft an Dir kennen, Du bist Philosophin geworden.

Ja, und ich habe Lust, ein wenig von meiner Weisheit an den Mann zu bringen, sagte Louise lächelnd, damit Du davon profitieren möchtest. Vielleicht wird es Dir dann besser gelingen glücklich zu werden, und Deinen Vogel wieder einzusperren, und Du wirst nicht an diesen Klippen scheitern, an welchen der gute Prinz sich heute den Kopf schon so blutig gestoßen hat, daß er immer ein Wahrzeichen davon auf seiner Stirn tragen wird.

Aber was hat er denn gethan, daß Du ihm ein so schlimmes Prognostikon stellst?

Was er gethan hat? Er ist nicht als Liebhaber, sondern als Ehemann zu seiner Gemahlin zurückgekehrt! Er hat ihr nicht demüthig die Hand geküßt und schlichtern und flehend in ihren Blicken zu forschen gesucht, ob sie ihm noch gewogen sei, sondern er ist mit zuversichtlicher Siegermiene zu ihr getreten, und hat ihr vor der ganzen Welt seine lauten, schallenden Küsse gegeben, die wie Siegestrompeten schmetterten. Der gute Prinz denkt, weil da draußen der Krieg zu Ende ist, und Ihr Frieden mit Euren Feinden geschlossen habt, hat aller Krieg überhaupt aufgehört, die Epoche der ewigen Glückseligkeit ist angebrochen, um an der Seite Eurer liebenden treuen Frauen Eure Friedensspeisen zu rauchen. Aber das ist ein großer und schwerer Irrthum, den die Männer sehr theuer werden büßen müssen. Denn ich sage Dir, mein Freund, der Krieg, den Ihr da draußen geführt, war weniger schwierig und weniger gefährlich, als dieser Krieg es sein wird, den Ihr jetzt im Innern Eurer Familien führen müßt. Der böse Feind hat Euch das Schlachtfeld überlassen, aber er hat sich jetzt niedergesetzt am häuslichen Heerd, und er erwartet Euch an der Seite Eurer Frauen und Eurer erwachsenen Töchter.

Wahrlich, Louise, unterbrach sie ihr Gemahl, es wird mir ganz

schauerlich bei Deinen Worten, und mein Herz, welches vorher so freudig klopfte, scheint jetzt ganz still zu stehen, als fürchte es sich, weiter zu schlagen.

Louise achtete gar nicht auf seine Worte, sondern fuhr fort: Der Krieg ist zu Ende, sagt Ihr, ich aber sage, er fängt jetzt erst an. In jedem einzelnen Hause, in jeder Familie wird er fortgeführt, und noch viele Herzen werden brechen, viele Wunden werden ausgetheilt, viele Thränen werden fließen, bevor es Friede werden kann in den Familien. Alle diese Bande, welche Weiber und Männer, Aeltern und Kinder mit einander vereinten, sind in diesen sieben Jahren gelockert und zerrissen, alle Verhältnisse sind zerrüttet und unterhöhlt. Um diese fürchterlichen Jahre ertragen und überdauern zu können, mußte Jedermann sich dem Leichtsinne ergeben; die Folge davon ist, daß Jedermann wirklich leichtsinnig geworden, und das Leben mit ganz anderen Augen ansieht wie früher. Man will nur noch den Moment genießen, nur noch von der flüchtigen Stunde das Glück erhaschen, von dem man nicht weiß, ob es nicht in der nächsten Stunde schon gestorben und vernichtet ist. Die Liebe ist ein Amüsement, die Treue ein Phantom geworden, an das Niemand mehr glaubt, von dem nur noch in den Ammenmärchen der Kinderstuben die Rede ist. Die Frauen haben die Erfahrung gemacht, daß ihre Männer nicht gestorben sind vor Sehnsucht nach ihnen, daß sie selber, nachdem die Thränen des Abschieds, wenn auch etwas langsam getrocknet waren, doch auch recht gut allein weiter leben konnten, und daß die Unabhängigkeit doch auch manches Bequeme und Angenehme habe! Die Geschichte von der Wittwe von Ephesus wiederholt sich alle Tage, mein Freund. Die Frauen haben, nachdem sie von ihren Männern getrennt worden, lange geweint und getrauert, aber endlich konnten sie ihr Ohr den süßen Trostworten nicht mehr verschließen, welche man ihnen zuflüsterte, endlich sahen sie ein, daß das Trauern doch auch seine langweilige und eintönige Seite habe, und daß die Zeit viel rascher dahineile, wenn man sich zu amüsiren und glücklich zu sein versuche. Sie ließen sich von ihren Courmachern über die Abwesenheit ihrer Männer trösten, und ihr Gewissen machte ihnen dabei gar keine Vorwürfe, denn sie waren überzeugt, daß ihre geliebten Männer es ebenso

machten, und sich auch bei anderen Schönen über die Trennung von ihren geliebten Frauen trösten würden.

Hast Du das auch gedacht, Louise? fragte Major du Troussel mit traurigem, angstvollem Ton, indem er seiner Gattin fest in das Auge schaute.

Aber Louise lächelte ganz unbefangen. Mein Freund, sagte sie, würde ich Dir denn dieses Alles sagen, wenn ich eben in diesen Fehler verfallen wäre, den ich an Anderen rüge? Statt zu handeln, habe ich beobachtet, das ist mein Amusement, meine Zerstreuung gewesen, und meine Beobachtungen haben mich oft mit solchem Entsetzen und solchem Abscheu erfüllt, daß ich daraus tiefe und philosophische Lehren für mich selber schöpfen konnte. Ich habe die Menschen beobachtet und studirt, mein Freund, und darum kann ich Dir jetzt mit voller Ueberzeugung sagen: der Krieg ist noch nicht zu Ende und statt der Palmen des Friedens wird die Zwietracht noch lange ihre Sicheln schwingen. Die Menschen glauben nicht mehr an Treue und Redlichkeit, Jeder beargwöhnt den Andern, und hält ihn für schuldig, wie er selber ist. Jede Frau belauscht mit boshafter Neugierde die Handlungen der anderen Frauen, es scheint ihr, daß sie selber weniger schuldig ist, wenn sie sieht, daß alle Anderen nicht besser sind wie sie selber, und wenn es ihr unglücklicher Weise nicht gelingen sollte, an ihrer Freundin eine Schuld und eine Treulosigkeit aufzufinden, so wird sie eine solche erfinden, und statt der Wahrheit die Verleumdung zum Deckmantel ihrer eigenen Sünde machen. Niemals ist so viel gelogen und betrogen, so viel verlästert und verleumdet worden, wie jetzt. Die Verleumdung steht vor jeder Thür und wird jedem heimkehrenden Manne so schlimme und fürchterliche Dinge in's Ohr flüstern, daß er rasend werden muß vor Zorn, und seiner Gattin mißtrauen wird, wie unschuldig sie immer sein möge.

Nun, ich werde nicht in diesen Fehler verfallen, sagte Major du Troussel, und wenn ich die Verleumdung vor meiner Thür finden sollte, so werde ich sie mit einem Faustschlag von mir stoßen, und ruhig und lächelnd zu Dir eintreten, ohne auf ihre Zuflüsterungen zu hören, oder wenn ich sie wider Willen gehört hätte, ohne an sie zu glauben.

Nun, so wird es mindestens Ein Haus in Berlin geben, wo wirklich Friede ist, sagte Louise lächelnd, und dieses Haus wird das unsrige sein, mein Freund. Ich heiße Dich willkommen im Namen unserer Varen, die Dir schon längst entgegenlächeln, und Dir eine angenehme Ueberraschung vorbehalten haben.

Und was für eine Ueberraschung, Louise?

Sagtest Du mir nicht öfter, daß meine Tochter Camilla Dich störe in Deinem Glück? Daß sie wie der dunkle Schatten meiner Vergangenheit, welche Dir nicht gehört, zwischen uns stände?

Es ist wahr! Ich habe mein Herz nicht zwingen können, sie zu lieben, denn sie erinnerte mich immer daran, daß Du vor mir einen Andern geliebt, einem Andern angehört, und durch diesen viel Unglück und viel Leid erfahren habest.

Nun denn, mein Freund, dieser Schatten wird nicht mehr zwischen uns stehen, und das ist die Ueberraschung, die ich Dir für Deine Heimkehr aufbewahrt habe: Camilla ist seit einem Jahre schon verheirathet.

Verheirathet! rief ihr Gemahl freudig. Und wer ist der Glückliche, der es verstanden hat, dieses eigensinnige Kind zu zähmen und ihr kaltes Herz zu erwärmen.

Frage vielmehr, wer ist der Unglückliche, der sich in dieses schöne Angesicht verliebt hat, und den Dämon für einen Engel hält, seufzte Louise traurig. Es ist ein junger, vornehmer, reicher Engländer, Lord Elliot, der hier als Attaché den Geschäften der englischen Gesandtschaft vorstand, während der Gesandte, Herr Mitchel, bekanntlich immer im Hauptquartier beim König war. Lord Elliot ist übrigens ein junger, liebenswürdiger, geistvoller Mann, der Camilla mit der glühenden Schwärmerei einer ersten Liebe wahrhaft anbetet.

Und Camilla? Liebt sie ihn?

Louise zuckte die Achseln. Sie hat sich, wie er ihr seinen Antrag machte, sofort bereit erklärt, ihn zu heirathen, obwohl ich glaube, daß seine Person ihr bei dieser Gelegenheit weniger interessant war, als die kostbaren Geschenke, die er ihr zur Morgengabe darbrachte.

Aber es war ihre freie Wahl sich mit ihm zu vermählen? Du hast

sie nicht überredet, Du hast nicht, um meiner Schwäche gefällig zu sein, sie durch Bitten und Vorstellungen gezwungen, wider Willen sich zu verheirathen?

Mein Freund, sagte Louise mit dem Stolz gekränkter Mutterliebe, wie sehr ich Dich immer liebe, würde ich doch nicht im Stande sein, Dir das Glück meines einzigen Kindes zu opfern. Camilla hat mich um meine Einwilligung und ich gab sie ihr, nachdem sie auch die Einwilligung ihres Vaters vorher schon erhalten hatte. Drei Tage schon nach der Verlobung fand die Vermählung statt, und das junge Paar machte eine Hochzeitsreise nach England, von welcher es erst seit einigen Monaten zurückgekehrt ist.

Und wo befinden sie sich jetzt?

Sie wohnen in Berlin in einer reizenden Villa in der Dorotheenstraße, die der Lord für seine junge Gemahlin in ein wahres Zauberschloß hat umwandeln lassen. Uebrigens kannst Du sie heute Abend noch begrüßen, denn sie sind Beide hier, und — Louise verstummte, und horchte auf die Stimmen, welche plötzlich die Stille unterbrachen, und immer näher und näher herankamen.

Ach, flüsterte sie leise, das Sprichwort bewährt sich: „wenn man vom Wolf spricht, so ist er nicht weit.“ Es ist Lord Elliot und Camilla, welche da so lebhaft sprechend herankommen. Horchen wir ein wenig.

Das Paar hatte sich ihnen mehr genähert, und stand jetzt dicht vor der Grotte, in welcher sich Louise mit ihrem Gemahl befand.

Aber ich finde es grausam, sehr grausam, mir jedes unschuldige Vergnügen versagen zu sollen, hörte man Camilla jetzt mit harter, unwilliger Stimme sagen. Ich muß leben wie eine Nonne, welche ihr Gelübde abgelegt hat, und Alles dies um eines Geschöpfes willen, das ich nicht kenne, und dessen Dasein mir nur eine Last und eine Beschwerde ist.

Alles dieses um eines Engels willen, mit dem Gott unsere Liebe segnen will, erwiederte die sanfte, wohlklingende Stimme ihres Gemahls. Alles dies für ein süßes, kleines Geschöpf, das bald meine Camilla mit ihren kleinen Aermchen umranken und sie seine Mutter nennen wird. Oh, meine liebe Camilla, wie kannst Du Dich nur selber so verlästern, zu

sagen, daß Dir diese glücklichen Aussichten, welche mich mit Entzücken erfüllen, ganz gleichgültig sind. Ich kenne meine Camilla besser als sie sich selber kennt; Dein Herz, welches so durchsichtig und klar wie ein Crystall ist, liegt immer unenthüllt vor mir da, und ich lausche mit andächtiger Liebe auf jeden seiner Schläge. So weiß ich auch, daß es nur die jungfräuliche Scham ist, welche meine Camilla sich so rein und keusch bewahrt hat, die Dich jetzt veranlaßte, diese Aufforderung anzunehmen. Weil Du nicht willst, daß irgend Jemand Dein süßes Geheimniß kenne, willst Du heute tanzen, wie ein junges Mädchen.

Ich will tanzen, weil es mir Freude macht! rief Camilla unwillig.

Weil Du bist wie die Kinder und wie die Engel, sagte ihr Gemahl innig, so heiteren und unschuldigen Herzens, so wie ein flatternder Amor, der in Blumenkelchen schlummert, von Sternen und Sonnenstrahlen träumt, und gar keine irdischen, profaischen Gedanken kennt. Aber i mein holder Amor, ich muß Dir jetzt schon die leuchtenden Schmetterlingsflügel fesseln, und Dich ein wenig festhalten in dem Staub und der Unbehaglichkeit dieser armen, niedrigen Welt. Doch warte nur, warte, meine holde Libelle, nur noch kurze Zeit, dann wirst Du erlöst sein von diesen Fesseln und statt eines Engels werde ich deren zwei an meiner Seite haben. Dann, wenn Du genesen bist, will ich Dich entschädigen für die jetzigen Entbehrungen, und jeder Tag soll Dir neue Feste, neue Freuden bringen, und Du sollst tanzen auf Blument Teppichen und Rosen, wie eine Elfenkönigin.

Versprichst Du mir das? rief Camilla schnell erheitert. Willst Du mich auch dann nicht hindern, zu tanzen, so viel ich mag, und so lustig zu sein, wie's nur irgend möglich ist?

Ich verspreche es Dir, meine Camilla. Opferst Du mir dafür Deinen heutigen Tanz?

Nun ja, ich will es thun, seufzte sie, obwohl ich fürchte, daß mein Better Herr von Kindar es sehr übel nehmen wird, wenn ich jetzt plötzlich ihm den Tanz abschlage, den ich ihm vorher zugesagt habe.

Er wird Dich schon entschuldigen, mein süßes Herz, wenn ich ihn darum bitte, sagte ihr Gemahl mit einem sanften Lächeln. Auch währt es noch eine Zeitlang, bevor der Tanz beginnt, und ich werde sogleich

zu ihm gehen und ihm Deinen Entschluß anzeigen. Habe die Güte mich hier zu erwarten, ich kehre sogleich zu Dir zurück.

Er küßte sie zärtlich auf die Stirn und entfernte sich mit eiligen Schritten.

Camilla blickte ihm seufzend nach, und dann die langen Blätter der Palme zurückschlagend, trat sie in die Grotte ein. Bei dem Anblick des Paares, welches da auf der Rasenbank saß, schrak sie zusammen, und wollte eilends entfliehen, aber ihre Mutter hielt sie zurück, indem sie Camilla mit herzlichen Worten begrüßte.

Camilla lachte laut auf. Ach, meine Mutter, sagte sie, es scheint, ich bin Dir immer noch im Wege, und obwohl ich nicht mehr in Deinem Hause wohne, störe ich immer noch Deine Rendezvous. Aber fürchte nichts, ich bin discret. Möge sich Dein Freund da ruhig entfernen, ich will ihn gar nicht sehen, und seinen Namen gar nicht wissen, und wenn mein höchst tugendhafter Gemahl zurückkehrt, wird er nichts finden als zwei ehrbare schlichterne Frauen. Gehen Sie, mein Herr, ich werde mich umwenden, damit ich Sie nicht sehe.

Und ich bitte, meine liebe Camilla, mir vielmehr Ihr Antlitz recht zuzuwenden, und mich freundlich zu begrüßen, sagte Herr du Troussel, indem er aus dem Schatten der Palme hervortrat und Camilla mit einem herzlichen Gruß die Hand darreichte.

Sie sah ihn erstaunt und fragend an, und dann, als sie ihn erkannt hatte, brach sie in ein lautes fröhliches Lachen aus. Wahrhaftig, sagte sie, meine Mutter hat sich ein Rendezvous mit ihrem Herrn Gemahl gegeben, und ich habe hier ein bezauberndes Ehegezwitscher gestört. Ihr dagegen habt unser Ehegezwitscher belauscht, und also die ganze Geschichte erfahren, die mein Herr Gemahl immer sein süßes Geheimniß zu nennen beliebt. Nun, was sagen Sie dazu, mein theurer Stiefvater, daß die Maman mich so schnell und so früh unter die Haube gebracht, und aus Ihrer kleinen tollen Camilla schnell die Gemahlin eines Lords gemacht hat?

Ich wünsche Ihnen von ganzer Seele Glück, liebe Camilla, und freue mich, von Ihrer Mutter zu hören, daß Sie eine so glückliche Wahl

getroffen, und die Gemahlin eines so liebenswürdigen und geistvollen Mannes geworden sind.

So? Hat Maman Ihnen gesagt, daß Lord Elliot das ist? Sie mag recht haben, ich verstehe das nicht. Ich weiß nur, daß ich mich über die Maassen langweile bei Seiner Lordschaft, und daß ich von all seinen geistreichen Reden gar nichts verstehe, obwohl mein Herr Gemahl behauptet, daß ich Alles weiß, und Alles verstehe, und von Allem das höchste und tiefste Verständniß habe. Ach Gott, Stiefväterchen, es ist ein schreckliches Unglück, so angebetet und angestaunt zu werden, wie ein Engel des Himmels, der nur ganz aus Versehen auf die Erde gefallen ist.

Wahrhaftig, ein Unglück, um das Sie alle Frauen beneiden werden! rief der Major lachend.

Dann wissen Sie nicht was Sie sagen, seufzte Camilla. Ich meines- theils habe diese Anbetung satt. Ich will durchaus kein überirdischer Engel sein, sondern ich will als schöne, reiche junge Frau mein Leben genießen. Aber ich mag beginnen, was ich will, mein Herr Gemahl weiß all meinem Thun immer eine ideale Seite abzugewinnen, und neuen Stoff zur Anbetung darin zu finden. Er wird es noch dahin bringen, daß ich recht tolle und unsinnige Streiche mache, um ihm zu beweisen, daß ich kein Engel, sondern ein Menschenkind bin.

Nun heute Abend warst Du ja schon im Begriff einen solchen Streich zu begehen, sagte ihre Mutter streng, und Dich Deinem Gemahl als höchst leichtsinniges Menschenkind zu declariren.

Ach, Du meinst, daß ich tanzen wollte! Aber bedenke, Maman, mit wem ich tanzen wollte. Mit meinem Vetter, den alle Welt nur „den schönen Kindar“ nennt, und der so wundervoll tanzt, daß es eine Lust ist, mit ihm dahin zu schweben. Er ist auch erst heute Abend zurückgekehrt, und als er mich sah, kam er gleich auf mich zu, und begrüßte mich so herzlich und zärtlich, denn Du weißt wohl, Maman, wir haben uns immer lieb gehabt, und wie ich ihm jetzt sagte, daß ich verheirathet sei, ward er ganz blaß und sah mich so traurig, so traurig an, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ach, Maman, warum mußte ich denn den Lord heirathen, der so ernsthaft, so klug, so gelehrt und tugendreich ist, und bei dem ich so viel Langeweile empfinde. Warum

konnten wir nicht warten bis Kindar zurückkehrte, der so schön, so lustig und ungelehrt ist, vor dem ich niemals nöthig gehabt hätte zu erröthen, wenn ich auch noch so dumme Streiche gemacht, und mit dem ich mich niemals würde gelangweilt haben!

Aber Du weißt ja nicht einmal, ob der schöne Kindar Dich hätte heirathen mögen! rief ihre Mutter lachend.

Oh doch, Maman, das weiß ich. Er hat's mir oft gesagt, schon als ich noch ein kleines Mädchen und er noch Cadet war. Der leidige Krieg ist an Allem Schuld, der hat gemacht, daß mein schöner Vetter so schnell Officier ward und zum Regiment abgehen, und daß ich während der Zeit mich an einen Andern verheirathen mußte.

Aber an einen edlen, geistvollen und ehrenhaften Cavalier, der Ihrer Wahl Ehre macht, sagte du Troussel ernst.

Lord Elliot hat rothes Haar, schielt mit beiden Augen, und ist so lang und dürr, daß er mehr wie ein Gedankenstrich, als wie ein Mensch aussieht. Wenn er in seinem gelbgrauen Reitcostüm erscheint, muß ich jedes Mal an das große Windspiel denken, das Sie mir einst schenkten, Stiefväterchen, und das so lange und hohe Beine hatte, daß ich immer unter ihm durchkriechen konnte. Und wenn der Lord, just wie jenes Windspiel, zu meinen Füßen liegt, und mich so ansieht, so schlagen seine Augen sich förmlich zu einem Knoten zusammen, und ich weiß niemals, ob er mich ansieht, oder eben im Begriff ist, in Ohnmacht zu fallen, und darum die Augen so verdreht. Finden Sie nun noch, daß Lord Elliot meinem Geschmack Ehre macht?

Gewiß, und das um so mehr, da Sie durch Ihre Wahl bewiesen, daß Sie im Stande sind, die wahre Liebenswürdigkeit und Schönheit eines Mannes zu schätzen, und daß Ihnen das Aeußere ganz unbedeutend und nebensächlich erscheint.

Ach, ach, jetzt fangen Sie auch an, mir großartige und erhabene Motive unterzuschieben, rief Camilla lachend. Nein, nein, Stiefväterchen, ich bin wirklich nicht so erhaben, wie Sie denken, und ich hätte den Lord nicht geheirathet, wenn Maman und ich nicht Beide den sehnlichen Wunsch gehegt hätten, von einander befreit zu sein, weil wir uns Beide herzlich zur Last waren. Maman ist noch viel zu schön und zu jung,

um eine erwachsene Tochter, die nicht häßlich ist, neben sich haben zu können, und ich war schon viel zu alt, um mich noch länger in die Kinderstube einsperren zu lassen. So ging ich denn aus der Kinderstube zum Traualtar, und ward die Gemahlin des Lords. Damit waren Maman und ich von einander erlöst, und ich dachte, jetzt würde für mich auch die Zeit der Freude und der Freiheit anbrechen, aber ach, ich habe meinen Käfig nur vertauscht! Früher war ich in die Kinderstube eingesperret, weil Maman sagte, ich sei ein tolles und ungezogenes Kind, jetzt bin ich in einem Tempel eingesperret, weil mein Gemahl sagt, ich sei ein erhabener unschuldsvoller Engel, der mit der niedrigen, gemeinen Welt gar nicht in Berührung kommen dürfe. Ach, und ich sehne mich doch so sehr nach der Welt, und bin so durstig nach ihren Genüssen, und möchte so gerne mit vollen Zügen aus dem goldenen Becher der Freude trinken. Aber mein Gemahl bietet mir immer nur eine Crystallschaale mit Himmelsstau und Aetherstaub dar, wie es sich für einen überirdischen Engel geziemt, und er merkt es gar nicht, daß ich mich dabei zu Tode hungere und durste, wie der unglückliche König Midas, vor dessen durstenden Lippen sich Alles in Gold verwandelte, und der verhungern mußte in aller seiner Herrlichkeit. Oh, ich bitte Sie, Stiefväterchen, übernehmen Sie doch die Rolle des Barbiers, bohren Sie ein Loch und rufen Sie hinein, daß ich Eselsohren habe, Eselsohren so lang wie nur je König Midas sie besessen. Vielleicht wächst da auch Schilf, und verkündet meinem Lord das Geheimniß, das er mir nicht glauben will, und er wird endlich einsehen lernen, daß ich kein Engel bin, und er wird dann aufhören mich anzubeten und mir gestatten, so gut vergnügt und lustig auf Erden zu sein, wie jede andere Frau. Aber kommen Sie, kommen Sie, Stiefväterchen, ich höre da meinen gestrengen Herrn Gemahl im Gespräch mit meinem schönen, lustigen Better herankommen. Lassen Sie uns ihnen entgegen gehen, und gönnen Sie mir das Vergnügen, Ihnen meinen Gemahl nicht hier, sondern im Saal bei voller Beleuchtung der Kronleuchter vorzustellen; dann will ich Sie nachher auf Ihr Ehrenwort fragen, ob Sie noch finden, daß ich eine glückliche Wahl getroffen, und daß mein Windspiel von Gemahl mehr werth ist als mein schöner Better Kindar?

Sie nahm mit einem fröhlichen Lachen den Arm des Majors, und wollte ihn vorwärts ziehen.

Aber Ihre Mutter, fragte du Trouffel. Vergessen Sie denn Ihre Mutter?

Höre nur, Maman, wie grausam er ist, rief Camilla, Dich immerfort daran zu erinnern, daß Du meine Mutter bist, was mit andern Worten so viel heißt, als Dir sagen, daß Du bald Großmutter sein wirst. Ach, Maman, ist es nicht zum Kranklachen, Dich als Großmutter zu denken? Ich versichere Dich, Maman, bei all meinen Leiden und Unbequemlichkeiten ist es das Einzige, was mich belustigt und ergötzt, zu denken, daß ich Dich bald zu einer ehrbaren Großmutter machen werde. Sage, Großmutter, willst Du mit uns kommen?

Nein, ich werde hier bleiben, sagte ihre Mutter. Deine lustigen Reden haben mich traurig gemacht, und ich passe jetzt nicht für die Gesellschaft. Ich werde hier die Rückkehr meines Gemahls erwarten, um dann mit ihm nach Berlin zu fahren.

Adieu, Maman, sagte Camilla lachend, indem sie den Major hastig mit sich vorwärts zog.

Louise du Trouffel blieb allein in der Grotte zurück. Sie lehnte ihr Haupt an den Stamm der Palme und blickte starr und mit traurigem Kopfschütteln der enteilenden Gestalt ihrer Tochter nach. Es zog wie ein Schauer durch ihre Seele, es war ihr, als ob eine kalte Todtenhand sich auf ihr Herz lege, als ob ein Schatten sich zu ihr dränge, als ob eine Stimme flüstere: das ist Dein Werk! Fluchwürdige Mutter, Du allein bist Schuld an dem Verderben Deiner Tochter. Durch Dich ist diese Seele verloren gegangen, welche Gott Dir anvertraut hatte, und in welche er die Keime zu so großen, so schönen und herrlichen Eigenschaften gelegt, damit Du sie pflegen und bilden möchtest. Gott wird eines Tages Rechenschaft von Dir fordern für diese Seele, welche Du vergiftet hast mit Deinem bösen Beispiel, welche durch Dich verloren gegangen ist, durch Dich allein!

Louise schauderte in sich zusammen und schüttelte sich, als wollte sie die schlimmen Gedanken von sich abwehren, und sich frei machen von diesen Stimmen, welche sie marterten mit ihrem Geflüster. Sie hatte

sie schon oft vernommen, sie hatten sie schon oft inmitten der Nacht geweckt, und den Schlaf von ihrem Lager getrieben, und ihr Herz gemartert mit bitteren Vorwürfen und Anklagen. Sie kannte sehr wohl dieses graue Gespenst, das immer hinter ihr herfschlich, das immer an ihrer Seite war, das sie immer mit finsternen, todesernsten Mienen anstarrte, ob sie auch lachen und heiter sein mochte, das oft so laut sprach, daß Louise davon wie betäubt ward, und gar nicht die Klänge der Freude und Lust zu hören vermochte, die sie umrauschten. Sie wußte, daß dieses graue Gespenst das Gewissen war, welches immer wieder zu ihr heranschlich, wie oft sie es auch zurückgedrängt hatte.

Aber sie wollte es nicht hören, sie stürzte sich immer wieder in neue Zerstreuungen, in neue Genüsse, sie betäubte das mahnende Gewissen unter den Jubelliedern der Freude, sie rettete sich vor diesem grauen Gespenst in die Arme des Leichtsinns und der Weltlust, und oft gelang es ihr, Monate lang diesen finsternen Schatten nicht zu sehen, der mit aufgehobenem Finger drohend hinter ihr stand, und vor dem sie immer wieder sich flüchtete in neue Sünde und neue Schuld. Zuweilen hatte sie ein Gefühl, als ob der Tod sie in seinen Armen halte, als ob er mit wildem Tauchzen im rasenden Tanze sie umwirble, nicht achtend ihres Flehens und ihrer leuchtenden Brust. Sie hätte gern geruht, gern in einen stillen Winkel sich gebettet vor dieser wilden Lustigkeit, aber sie konnte den unheimlichen Armen nicht mehr entfliehen, welche sie wie mit eisernen Klammern umfassen hielten und mit ihr den Todtentanz der Sünde durch das Leben dahinbrausten. Sie mußte vorwärts, immer vorwärts auf dieser Bahn des Lasters, sie mußte immer wieder sich betauschen mit dem Opium der Sünde, um sich zu retten vor der fahlen, farblosen Nüchternheit, welche sie bedrohte mit dem furchtbarsten Uebel, mit der Langenweile, welche der alternden Coquette die Schrecknisse einer Zukunft vormalte, in welcher selbst die Sünde sie nicht mehr trösten, in welcher das Alter mit grausamer Hand die Blumen aus ihrem Haar und die Röthe von ihren Wangen fortschleudern würde, um der hohnlachenden Welt die Runzeln auf ihrer Stirn und die Asche auf ihrem Haar zu zeigen.

Es ist kalt hier, flüsterte Louise, in sich zusammenschauernd und

rasch von der Rasenbank sich erhebend. Es ist kalt hier und einsam, ich will in die Säle zurückkehren. Vielleicht —

Eben nahten sich eilige Schritte, und eine Stimme flüsterte leise ihren Namen.

Madame du Trouffel schreckte zusammen, und ein glühendes Roth bedeckte ihre Wangen. Wie sie jetzt mit hastigem Schritt aus der Grotte hervortrat, war sie wieder die heitere, strahlende, übermüthige Coquette, die schöne Frau mit der klaren wolkenlosen Stirn und den glänzenden Augen, welche niemals von einer Thräne getrübt worden. Die von Gewissensbissen, von peinigenden Selbstvorfürwörfen gemarterte Mutter hatte sich wieder in die coquette Weltdame verwandelt.

Die Stimme flüsterte zum zweiten Male Louifens Namen, und ihr Herz erbehte und zitterte bei diesem Klang, sie wußte nicht, ob vor Freude oder vor Entsetzen.

Um Gotteswillen, wie dürfen Sie es wagen, mich hier aufzusuchen? flüsterte sie leise. Wissen Sie nicht, daß mein Gemahl hier ist und jeden Moment hier eintreten kann?

Ihr Gemahl unterhält sich so eben mit dem Prinzen Heinrich, während die Prinzessin mit dem Grafen Kalkreuth den ersten Walzer tanzt, sagte der junge Mann, der Louise mit glühenden Blicken gegenüberstand. Alle Welt ist in den Sälen mit Tanzen, Spielen, Medisiren und Plaudern beschäftigt, und hat, indem sie die Prinzessin und ihren Gemahl beobachtet, sogar auf einen Augenblick die schöne und bezaubernde Louise du Trouffell vergessen können. Ich allein vermochte das nicht, und da ich von Lady Elliot, Ihrer Tochter, erfuhr, daß Sie hier seien, wagte ich es, Sie hier aufzusuchen, um mich durch einen Blick, einen Händedruck zu entschädigen für das lange Entbehren, zu dem ich heute verdammt bin. Ach, sagen Sie, angebetete Frau, wird denn das nun immer so bleiben, soll ich nun immer dazu verdammt sein, Sie nur aus der Ferne zu bewundern, ohne jemals wieder in Ihrer beglückenden Nähe aufathmen und mich sonnen zu dürfen an Ihren Blicken?

Diese Worte des jungen Mannes, so geziert und künstlich sie jedem unbefangenen Ohr klingen mochten, erfüllten das Herz der Madame du Trouffel mit einer stolzen Freude, denn sie gaben ihr die Gewißheit, daß

sie immer noch schön, immer noch im Stande sei, die Bewunderung und Anbetung der Männer zu erregen.

Es wird Alles gut gehen, Emil, sagte sie mit einem triumphirenden Lächeln. Lassen Sie uns nur noch eine kurze Zeit geduldig und vorsichtig sein. Mein Gemahl ahnt nichts, ich habe zu ihm gesprochen so weise wie Cato, und so tugendreich wie Lucretia. Er glaubt an mich, und hegt nicht den geringsten Zweifel; die Verleumdung will er von seiner Thür weisen, und dadurch wird sie offen bleiben, und Sie können sicher hinein gehen, und sich präsentiren. Er wird Sie unter seine Protection nehmen, und Sie als Hausfreund arglos anerkennen, denn er ist zum Ehemann prädestinirt. — Aber vorsichtig, Emil! Das Geheimniß ist der Genius des Glückes! Bleiben Sie hier und lassen Sie mich allein zu der Gesellschaft zurückkehren! Au revoir, mon ami!

Sie warf ihm leicht mit den Fingerspitzen einen Kuß zu, und eilte von dannen.

IV.

Der König in Sanssouci.

Die Empfangsfeierlichkeiten und Feste waren vorüber, und endlich durfte der König sich der Ruhe und Stille überlassen, welche sein Herz so lange und so vergeblich ersehnt hatte. Endlich durfte er, welcher seit so vielen Jahren nur seinen Königspflichten und seinem Vaterlande gelebt, daran denken, auch sich selbst wieder leben zu dürfen, und nach so vielen Sorgen und Mühen auszuruhen. Endlich durfte der Krieger und Held sich wieder verwandeln in den Philosophen, der mit seinen Freunden und seinen Büchern den heiteren und heiligen Genüssen der Wissenschaften und Künste leben mochte.

Mit einem frohen, strahlenden Antlitz bestieg der König den Wagen, um nach Sanssouci zu fahren, nach diesem geliebten Sanssouci, das ihm in den Kriegsjahren immer wie ein goldener Traum, wie ein leuch-

tendes Ziel vorgeschwebt hatte, an das zu denken oft sein Trost und seine Stärkung gewesen. Jetzt sollte er es wiedersehen, jetzt sollten diese schönen stillen Räume ihn wieder aufnehmen, und die Vergangenheit wieder zur Wirklichkeit werden.

Mit welchen entzückten Blicken schaute er umher auf der Straße, die ihn nach Sanssouci führte; jeder Baum, jeder Stein, an dem sie vorüberfuhren, schien ihm den Willkommengruß zuzuwinken, und wie jetzt inmitten des Kranzes grüner Bäume das Schloß von Sanssouci sichtbar ward, da lehnte der König sich wie überwältigt in den Wagen zurück und schloß die Augen, als seien sie geblendet von dem was sie geschaut.

Marquis d'Argens aber, der Einzige, der den König auf dieser Fahrt hatte begleiten dürfen, sprang von seinem Sitz empor, und mit aller Lebhaftigkeit seines feurigen Naturells seine beiden Arme erhebend und seinen Hut zum Gruße schwenkend, rief er: Sei gegrüßt, Sanssouci, gegrüßt du Tempel der Weisheit und des philosophischen Glücks. Deffne Deine Pforten weit, weit, denn Dein Herr will wieder einziehen! Laß Deine Mauern klingen und tönen, wie die Memnonsäule, wenn der Sonnenstrahl nach langer Nacht sie trifft. Auch Deine Nacht ist vorüber, Sanssouci, und die Sonnenstrahlen werden Dich wieder treffen aus den Augen Deines Herrn. Klingt also, klingt ihr Mauern, ruft und singt: Heil unserem königlichen Philosophen, welcher heimkehrt, um in unseren Armen auszuruhen auf seinen Lorbeern! Heil dem großen Friedrich!

Der König zog den enthusiastischen Freund lächelnd auf seinen Sitz zurück. Sie sind und bleiben doch immer ein Kind, sagte er, ein großes Kind.

Sire, rief d'Argens, das kommt daher, daß ich fromm geworden bin. Es steht geschrieben: „So Ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Nun aber ist Sanssouci mein Himmelreich, ich bin also geworden wie die Kinder, um an der Seite meines Königs darin aufgenommen zu werden, und die Tage der Glückseligkeit wieder beginnen zu können.

Der König schüttelte sanft sein Haupt. Ach, ich fürchte sehr, Freund,

diese Tage der Glückseligkeit werden sich nicht wieder erneuern, und die Sonne, welche einst über Sanssouci geleuchtet, ist untergegangen. Unsere Lippen haben das Lächeln verlernt, und in unseren Herzen ist die Freudigkeit für immer erstorben! Wie viel Illusionen, wie viel Hoffnungen, wie viel Wünsche hatte ich noch, als ich zum letzten Male diese Stufen von Sanssouci hinabstieg, wie arm und ernüchtert, wie ermattet und schwach werde ich jetzt wieder hinaufsteigen.

Wie, Eure Majestät nennen sich arm? und Sie kehren doch wieder, so reich an Ruhm, das Haupt bekränzt mit unvergänglichen Lorbeern!

Ah, Marquis, diese Lorbeern sind indeß mit vielem Blut getränkt, und bitter und schmerzlich erkaufte mit dem Leben vieler Tausende meiner Unterthanen. Noch bluten die Wunden, welche der Krieg meinem armen Lande geschlagen, und es wird vieler Jahre der Ruhe bedürfen, um sie zu heilen. Reden Sie mir also nicht von meinen Lorbeern, und was meinen Ruhm anbetrifft, so ist das eine kalte und nüchterne Speise, ein jammervolles Surrogat des Glückes. Um den Ruhm für etwas Begehrtenwerthes zu halten, muß man vor allen Dingen noch auf das Urtheil der Menschen Gewicht legen und an sie glauben. Ich aber, Marquis, ich habe diesen Glauben für immer verloren. Zu viele und zu bittere Erfahrungen haben mein Vertrauen und meinen Glauben endlich für immer vernichtet, ich kann die Menschen nicht mehr lieben, denn ich habe sie immer nur klein, nur erbärmlich und hinterlistig gefunden. Gerade Diejenigen, welchen ich am meisten wohl gethan, die haben mich am ärgsten getäuscht und hintergangen. Denken Sie nur an Schafgotsch, den ich meinen Freund nannte, und der mich verrieth in der Stunde der Gefahr. Denken Sie nur an Warkotsch, den ich bevorzugte vor so vielen Anderen, den ich überhäufte mit Beweisen meiner Zuneigung, und der dafür mich verrathen und tödten wollte, denken Sie an die wiederholten Mordversuche, die man auf mich gemacht, und die immer von Solchen unternommen worden, denen ich vertraute und denen ich Gutes gethan! Denken Sie an Alles dies, Marquis, und dann sagen Sie mir, ob ich die Menschen noch lieben, ob ich ihnen noch vertrauen kann!

Es ist wahr, Sire, sagte der Marquis traurig, Eure Majestät haben schlimme Erfahrungen gemacht, und die Menschen mußten Ihnen

um so kleiner erscheinen, weil Sie selber so groß sind. Dem Adler, welcher sich siegreich und stolz zur Sonne empor schwingt, muß wohl die Welt, je höher er steigt, um so kleiner erscheinen, und er muß das Alles für nichtige Armseligkeit und elenden Tand halten, was uns arme Erdenwürmer entzückt, die wir im Staube umherirren, und das in der Sonne schillernde Atom für die Sonne selber halten.

Schmeicheln Sie mir nicht, Marquis, lassen Sie unter uns Beiden ein wenig von der Wahrheit walten, welche so selten bei den Menschen zu finden ist, und welche die Könige kaum dem Namen nach kennen! Sie schmeichelten mir eben, weil Sie nicht den Muth hatten, mir auf meine Frage zu antworten, und mir Recht zu geben, wenn ich sagte, daß ich die Menschen nicht mehr lieben und ihnen nicht mehr vertrauen kann. Sie fühlen aber, daß ich Recht habe, und Sie wenigstens werden mich zu entschuldigen wissen, wenn ich vor der Welt jetzt als ein harter, kaltherziger Egoist erscheinen sollte. Es ist wahr, mein Herz ist gestählt in den Feuern vieler und qualvoller Leiden, und die Kümmernisse und Enttäuschungen dieser Jahre haben sich wie ein Panzer um meine Seele gelegt, daß der Sonnenschein der Liebe sie kaum zu wärmen vermag. Ich habe die Menschen sehr geliebt Marquis, vielleicht ist es deshalb, daß ich sie jetzt so sehr verachte, weil ich einsehe, daß sie meiner Liebe nicht werth waren!

Und dennoch, Sire, dennoch lieben Sie sie, denn Ihr Herz hat diese göttliche Kraft des Erbarmens, welche die Kleinlichkeit der Menschen überwindet und ihren Fehlern verzeiht, eben weil sie Menschen sind! Die Intoleranz liegt nicht in dem erhabenen Wesen meines Königs, und auf seinen Lippen wird immer nur Vergebung und Erbarmen sein.

Nun, ich werde mich bemühen, Ihre Worte zur Wahrheit zu machen, sagte der König, dem Freunde die Hand darreichend, und wenn es mir zuweilen nicht gelingen sollte, so haben Sie Nachsicht mit mir, Freund, und entschuldigen Sie mich, indem Sie daran denken, wie viel ich gelitten habe, und daß es nur vernarbte Wunden sind, von denen mein Herz hart geworden ist. Aber stille jetzt mit diesen trüben Gedanken. Sehen Sie, da leuchtet uns Sanssouci entgegen, und jedes Fenster, das da in der Sonne blinkt, scheint mich mit glänzenden Augen zu grüßen

und die Bäume rauschen mir Willkommen zu. Sehen Sie, da sind die Fenster meiner Bibliothek und hinter ihnen harren die großen Geister meiner unsterblichen Freunde und schauen mich an und schütteln ihre greisen Häupter über das schwache Menschenkind, das alt und gebeugten Hauptes zu ihnen zurückkehrt und Cäsar blickt lächelnd auf die dürren Vorbeeren, die ich heimgebracht, und Virgil schüttelt sein lockiges Haupt und summt leise eins seiner göttlichen Lieder, die unsterblicher und größer sind, als alle meine Siege! Kommen Sie, Marquis, kommen Sie, wir wollen in Demuth und Bescheidenheit den großen Göttersöhnen unsere Huldigung darbringen und sie bitten, uns nicht zu verachten, weil wir ihnen so wenig gleichen können.

Wie der Wagen jetzt an der untersten Terrasse anhielt, sprang der König mit der elastischen Leichtigkeit eines Jünglings heraus und begann so rasch und leichtfüßig die hohen Terrassen hinaufzuschreiten, daß der Marquis ihm kaum zu folgen vermochte.

Zuweilen aber blieb der König stehen und schaute um sich, und dann flog ein glückseliges Lächeln durch seine Züge und sein Auge blitzte im Glanz der Freude. Dann schritt er hastig weiter und wandte das Haupt empor zu dem Hause, das da oben so still und friedlich erglänzte und dessen geöffnete Pforten ihn mit Liebesgrüßen zu bewillkommen schienen.

Jetzt hatte er die Höhe erreicht, jetzt schaute er mit leuchtenden Augen um sich her und grüßte mit seinem Lächeln die liebliche Landschaft, die sich in lachender Ueppigkeit zu seinen Füßen ausbreitete, dann schritt er rasch vorwärts hinein in das Haus, in den schönen Salon, in welchem er oft mit seinen Freunden so heitere und glückliche Stunden beim duftenden Mahl durchlebt hatte.

Jetzt hallte sein Schritt wieder in dem einsamen Raum und keiner von den Freunden war da, den heimkehrenden König zu begrüßen, keiner als d'Argens, der treueste und zuverlässigste von ihnen Allen!

Zu diesem wandte der König sich jetzt um und es flog wie eine Wolke über sein vorher so sonniges Antlitz hin. D'Argens, sagte er, wir sind sehr arm geworden und die meisten unserer Freunde sind von uns gegangen und haben uns für immer verlassen. D'Argens, der

Prior von Sanssouci kehrt zurück, aber seine Mönche sind Alle davon gelaufen, Alle, außer Ihnen, Marquis.

Und wollen Eure Majestät den edeln Mylord Marshall vergessen, den geistreichsten und liebenswürdigsten Ihrer Mönche? Es bedarf gewiß nur Eines Winkes seines geliebten Priors, um Mylord aus seinem Gouvernement Neuschatel zurückzurufen.

Es ist wahr! rief der König lächelnd, ich bin doch nicht so verwaist, als ich dachte. Mylord Marshall muß zu uns zurückkehren und er soll gleich Ihnen hier in Sanssouci wohnen. Ich muß mich umgeben mit Denen, welche es verdienen, daß ich ihnen vertraue, vielleicht vergesse ich dann die Anderen, welche mich so bitter getäuscht haben. Kommen Sie, Marquis, geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns eine Rundschau durch diese Zimmer halten.

Er legte seine Hand auf den Arm des Marquis und ging mit ihm durch die schweigenden, öden Zimmer, welche den König mit tausend Erinnerungen zu grüßen schienen. Vielleicht war es gewesen, um das Flüstern dieser Erinnerungen desto deutlicher zu vernehmen, daß der König befohlen hatte, Niemand solle ihn in Sanssouci empfangen, keiner der Hausdiener solle ungerufen vor ihm erscheinen. Ohne alles Geräusch und ohne alle Ceremonie wollte er wieder Besitz nehmen von diesem Hause, in welchem er nicht der König, sondern der Philosoph und der Dichter war, still und ohne Aufsehen wollte der Abt zurückkehren in sein Kloster. Hier wenigstens wollte er heimkehren, als habe er gestern erst dieses Haus verlassen.

Aber die sieben Jahre der Trübsal und Enttäuschungen gingen doch mit ihm, sie schlichen hinter ihm her durch die schweigenden öden Gemächer, sie schauten ihn traurig an von den verblichenen Meubles und den bestäubten Wänden, von den verblaßten Gobelins und den gedunkelten Gemälden; sie waren nicht bloß um ihn, sondern auch in ihm, und er fühlte es wieder mit traurigem Seufzen, daß er heimkehre ganz ein Anderer, als wie er gegangen.

Wie sie jetzt die Zimmer betraten, in welchen Voltaire gewohnt, erheiterte sich Friedrichs Antlitz wieder zu einem Lächeln, während der Marquis eine finstere und verdrießliche Miene annahm.

Ah, Marquis, ich sehe an Ihren Mienen, daß Sie alle die kleinen Affenstreiche meines unsterblichen Freundes kennen, sagte der König heiter, und es verdrießt Ihre schöne Seele, daß ein so großer Geist wie Voltaire zugleich eine so erbärmliche, kleinliche Seele sein konnte. Sie finden es sehr perfide, nicht wahr, daß Voltaire sich meinen Feinden beigesellte, wenn es mir schlecht ging und mir seine Glückwünsche entgegenjubelte, wenn ich zufällig eine Schlacht gewonnen hatte.

Eure Majestät wissen das also? fragte der Marquis erstaunt.

Lieber Marquis, wann gäbe es nicht bereitwillige, gute Freunde und Diener, welche ein Vergnügen daran finden, Einem das Schlimme zu erzählen und Einem die Dinge dienstfertig mitzutheilen, von denen sie wissen, daß sie uns wehe thun? Auch die Könige haben solche guten Freunde, und die haben mir eifrig hinterbracht, wie Voltaire seinem guten Freunde Luc, wie er mich zu nennen beliebt, alles mögliche Schlimme und Ueble wünschte. Hat er nicht einmal an d'Argental geschrieben, „er wünsche nichts sehnlicher, als meine gänzliche Demüthigung und die gründlichste Bestrafung meiner Sünden“ und das an demselben Tage, an welchem er mir eine begeisterte Ode zur Feier meines Sieges bei Leuthen geschrieben? Hat er nicht ein anderes Mal an Richelieu geschrieben, der glücklichste Tag seines Lebens würde der sein, an welchem die Franzosen siegreich in Berlin einzögen und die Hauptstadt dieses verrätherischen Königs zerstörten, der es wagte, ihm allmonatlich zwei Mal die zärtlichsten und schmeichelhaftesten Dinge zu schreiben, ohne dennoch sein Verbrechen gegen ihn wieder gut zu machen und ihm den Kammerherrnschlüssel und die Pension von sechstausend Thalern wieder zu ersetzen. *) Hat er mir nicht la damnation éternelle gewünscht und stolz hinzugefügt: „Vous voyez, que dans la tragédie je veux toujours que le crime soit puni.“

*) „Je n'aime point Luc, il s'en faut beaucoup, je ne lui pardonnerai jamais ni son infame procédé avec ma nièce, ni la hardiesse, qu'il a de m'écrire deux fois par mois des choses flatteuses sans avoir jamais réparé ses torts. Je désire beaucoup sa profonde humiliation, le châtement au pécheur. Oeuvres de Voltaire. Vol. 85. p. 465.

Ja, rief d'Argens, und zur selben Zeit hat er hieher an Formen geschrieben: „Votre Roi est toujours un homme unique, étonnant, inimitable; il fait des vers charmants dans des temps, où un autre ne pourrait faire une ligne de prose, il mérite d'être heureux.“

Der König lachte laut auf. Nun, und was beweist das weiter, als daß Voltaire der genialste und nährischste Affe, der größte und vorurtheilsfreieste Dichter ist, den die Sonne jemals beschienen hat!

Das beweist, Sire, daß er ein doppelzüngiger, perfider Mensch, ein undankbarer, treulosser Freund, ein Mann ohne Wort und Glauben ist. Alle seine großen Dichtergaben wiegen diese Schwäche und Erbärmlichkeit seines Charakters nicht auf, und ich meinstheils kann ihn als Dichter selbst nicht mehr bewundern, weil ich ihn als Mensch zu sehr verachte.

Sie sind in der That zu streng, Marquis, sagte Friedrich lächelnd. Voltaire hat einen großen Geist, aber ein kleines Herz, und das ist am Ende doch mehr die Schuld Dessen, der ihn schuf, als seine eigene. Warum wollen wir ihn also entgelten lassen, woran er doch unschuldig ist? Warum wollen wir von einem großen Dichter auch verlangen, daß er ein guter Mensch sei? Ich meinstheils habe diese übertriebenen Ansprüche längst aufgegeben, und ich verzeihe Voltaire von ganzer Seele solche Seiltänzerkünste seines Genies. Lassen Sie ihn immer ein schlechtes Herz haben, das mag er vor der Madame Denis verantworten, uns kann es genügen, daß er ein großer Dichter ist, und wenn wir ihn nicht lieben können, dürfen wir ihn doch bewundern. Man darf den Menschen überhaupt sehr viel Schlechtigkeit zu Gute halten, wenn sie uns dafür nur durch große Eigenschaften entschädigen.

Ach, Sire, das ist ein trauriges Wort! rief d'Argens, ein Wort, welches nur die höchste Menschenliebe oder die tiefste Menschenverachtung sprechen kann.

Vielleicht ist von Beiden Etwas in mir, sagte der König mit einem sanften Lächeln. Wie Christus von der Magdalena sagt: „sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben werden,“ so lassen Sie uns von Voltaire sagen: „Er hat viel geleistet und gedichtet, darum soll ihm viel vergeben werden.“ — Und er hat sich in neuester Zeit wieder ein un-

sterbliches Verdienst erworben, für welches ich ihn fast wieder lieben könnte, wenn's möglich wäre, ihn überhaupt zu lieben. Er hat mit kühnem Muth die Vertheidigung des unglücklichen, von fanatischen Priestern Frankreichs gemordeten Jean Calas übernommen, er allein hat sich diesen elenden Priestern gegenübergestellt. Während man in Toulouse durch Prachtaufzüge und Freudenfeuer das Andenken des Tages verherrlichte, an welchem vor zweihundert Jahren viertausend Hugenotten ebenso schmachvoll für die christliche Religion hingeschlachtet worden waren, wie heut Jean Calas, hat Voltaire allein seine Stimme erhoben und seine meisterhafte Abhandlung: „sur la Tolérance“ geschrieben. Die Priester und die Frommen mögen ihn dafür verdammen, wir aber wollen ihn dafür verehren.

Und haben nicht Eure Majestät dasselbe gethan? fragte d'Argens. Haben Sie nicht ebenso gut wie Voltaire sich der unglücklichen Familie des Jean Calas erbarmt? Haben Sie ihnen nicht bedeutende Geldunterstützungen gesandt und ihnen in Ihren Landen ein Asyl anbieten lassen?

Das habe ich freilich gethan, aber was ist das im Vergleich zu Dem, was Voltaire gethan hat? Er gab ihnen seine Geisteskraft und seine Arbeit, sein schönstes Eigenthum, ich konnte nur von dem geben, was das schmutzigste und gemeinste Eigenthum ist, nur Geld! Voltaire also gab Besseres und Schöneres, und dafür wollen wir ihm dankbar sein, und dafür will ich ihm hier geloben, den Verfolgten und Unterdrückten in meinen Landen stets Schutz und Beistand zu gewähren und die Freiheit des Geistes heilig zu halten in meinen Staaten, so lange ich lebe. Mögen sie sich zu mir flüchten, alle Diejenigen, welche der Fanatismus der Priester und der Unverstand blödsinniger Regierungen verfolgt und brandmarkt, in Preußen sollen sie Schutz und Beistand finden! Frei zu denken sei das Recht aller meiner Unterthanen, und wenn der Fanatismus heuchelnder Priester sein Pöreat schreit über die Freidenker, so will ich sie zu mir rufen, diese Freidenker, und zu ihnen sagen: „seid mir willkommen in meinen Landen, denn die Freiheit der Gedanken allein schafft die Freiheit des Willens, und lieber ist es mir zu regieren über ein Volk, welches denkt, als über eine Heerde gedanken-

loser Sklaven, welche mir nur folgen aus stupidem Gehorsam. Preußen soll das Land der Geistesfreiheit und der Aufklärung sein. Gleich berechtigt seien die Gläubigen und die Ungläubigen, mit demselben Rechte sollen die Pietisten wie die Atheisten sprechen dürfen, und der Geist der Verfolgung sei für immer aus Preußen verbannt!“

Amen! rief d'Argens feierlich, indem er freudestrahlend in das erregte, leuchtende Antlitz des Königs schaute. Der Geist der Welt, der Liebe und der Freiheit hat Ihre Worte gehört, mein König, und er wird sie mit diamantener Schrift in den Büchern der Geschichte verzeichnen, daß sie wie Sternenglanz über Preußen strahlen!

Und jetzt, Marquis, sagte der König lächelnd, jetzt lassen Sie uns meiner Bibliothek noch einen Gruß darbringen, dann wollen wir ruhen und uns sammeln, um mit heiterem und wohlthuemdem Gleichmuth unser Mahl einzunehmen. Am Abend aber lade ich Sie zum Concert ein. Meine Musiker werden von Berlin herüberkommen und wir wollen einmal sehen, ob meine Lippen, welche so lange nur raue Commandoworte gerufen, noch im Stande sind, der Flöte einige süße und schmelzende Töne zu entlocken.

So sprechend nahm der König wieder den Arm des Marquis und durchwanderte langsam mit ihm die Zimmer, deren ödes Schweigen sie Beide traurig und still machte.

Die Welt ist doch zuletzt weiter nichts als ein großes offenes Grab, an dessen Rande wir mit tollkühnem Muth hingehen, sagte der König leise, wie zu sich selber. Alle Augenblicke strauchelt Einer neben uns und fällt hinunter in die Tiefe, und wir haben doch den Muth, weiter zu schreiten, bis auch unser Fuß strauchelt und wir auf den Andern hinabsinken in den schauerlichen Abgrund, um Anderen Platz zu machen. Alle Diejenigen fast, die in diesen Zimmern wandelten, sind schon in der Tiefe verschwunden. Wie lange noch, und ich werde ihnen folgen!

Möge dieser unglückliche Moment zum Heil der Welt noch fern sein, rief d'Argens mit zitternder Stimme. Eure Majestät sind noch so jung und lebensvoll, Sie haben noch nichts mit dem Tode zu schaffen.

Nein, sagte der König kopfschüttelnd, ich bin sehr alt, denn ich bin

gleichgültig gegen die Welt geworden. Dinge, welche mich sonst würden tief ergriffen haben, gleiten jetzt machtlos an meiner Seele vorüber. Ich versichere Sie, Marquis, ich habe bedeutende Fortschritte in der praktischen Philosophie gemacht. Ich bin wirklich alt, ich stehe an den Grenzen des Lebens und meine Seele löst sich allgemach von dieser Welt ab, welche ich hoffentlich bald verlassen werde! Und wer möchte denn auch für immer sich in dieser erbärmlichen Welt umhertreiben? Ich habe oft schon ein Gefühl von Dégout vor ihr. Die Sensibilität meiner Seele ist erschöpft, und es hat sich in ihr ein wahrhaftes Geschwür von Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gebildet, so daß mir scheint, ich sei zu nichts mehr gut als nur zum Sterben. *)

Ach, Majestät, sagte d'Argens lächelnd, Sie sind zehn Jahre jünger als ich, und darum bin ich jedes Mal, wenn Sie mir von Ihrem vorgeblichen Alter sprechen, ganz verwirrt und frage mich, wie es möglich ist, daß ein Mann, der zwei Lustra weniger zählt als ich, sich über Alter beklagen kann. Warten Sie nur, Sire, hier in der Ruhe von Sanssouci werden Sie in wenigen Monaten um zehn und ich um funfzehn Jahre jünger werden. In der Freude und Behaglichkeit dieses Daseins werden Sie so lange wie Abraham und ich so lange wie Jakob leben. Sanssouci wird für uns das Clima Arabiens haben. **)

Aber ich bin weit älter wie Sie, Marquis, sagte der König lächelnd. Ich habe während dieser letzten sieben Jahre nichts gehabt als zerstörte Hoffnungen, unverschuldetes Unglück, kurz Alles, was die Bizarrie der Spiele und Capricen des Zufalls nur ersinnen konnte, um mich zu quälen. Nach solchen Erfahrungen ist es wohl erlaubt, wenn man funfzig Jahre zählt, zu sagen, daß man alt ist, daß man nicht mehr ein Spielzeug des Glückes sein will, daß man dem Ehrgeiz und allen den Thorheiten entsagt, die nur zu sehr die Illusion einer erfahrungslosen Jugend und der Vorurtheile sind, welche die Welt nährt und fortpflanzt. ***) Aber jetzt fort mit diesen trüben Gedanken, denn hier stehen

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres. Vol. 19. p. 353.

**) D'Argens eigene Worte. Siehe Oeuvres. Vol. 19. p. 345.

***) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres. Vol. 19. p. 337.

wir endlich vor der Pforte meines Iustulums. Falten Sie Ihre Hände, ungläubiger Sohn der Kirche, die Götter und Heroen erwarten uns in ihrem Tempel, und an diese wenigstens werden Sie glauben!

Sie traten jetzt in die Bibliothek ein, und wie die Thür hinter ihnen zugefallen war und sie nun abgeschlossen schienen von der ganzen Welt, wie sie in der Mitte dieses Gemachs standen, dessen einziger Schmuck nur die in den Schränken aufgestellten Reihen der Bücher waren, deren goldene Lettern die Namen der großen Geister aller Zeiten ausstrahlten, dessen einzige Pracht in den Marmorbüsten Cäsar's und Virgil's, Cicero's und Alexanders bestanden, da sagte der König mit leuchtenden Augen: Nun bin ich endlich wieder in der Republik der Geister angelangt und nahe mich als demüthiger Bürger den hohen Präsidenten, die da mir ihr erhabenes Antlitz zeigen und so gnädig zu mir herniederschauen!

Und indem der König sich jetzt in seinen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch niederließ, fand er all' seine gute Laune, seinen heitern Witz, seinen sprudelnden Humor wieder, und mit freudigem Lächeln und strahlenden Augen erzählte er dem Marquis, wie er sich vorgenommen, jetzt fleißig zu arbeiten und vor allen Dingen die Geschichte dieses Krieges zu schreiben, den er eben beendigt, und wie er gedanke, in Sanssouci für immer zu wohnen, dessen Ruhe und Stille ihm behaglicher dünke, als das laute Getreibe der großen Stadt.

Dann verabschiedete er den Marquis auf kurze Zeit, um zu ruhen, bevor sie zur Tafel gingen.

Aber er selber, der König, ruhte nicht. Zu viele, zu mächtige Gedanken bestürmten seine Seele. Zurückgelehnt in seinem Fauteuil überdachte er die Zukunft, überlegte er mit festem und kühnem Blick sein eigenes Leben und ordnete und bahnte in seinen Gedanken sich die Wege, welche er fortan wandeln wollte.

Wie er lange so gefessen, da richtete er auf einmal sich empor, mit strahlendem Angesicht und mit festem, energischem Ausdruck. Ja, so soll es sein, sagte er laut. Der Vater will ich sein meines Volkes, mich selber aufgebend, nur meinem Volke lebend, will ich die Bosheit der Menschen vergessen, oder nur mit kleinen Nadelstichen mich an ihnen rächen. Ich habe keine Familie, so soll denn mein Volk meine Familie

sein, ich habe keine Kinder, so soll denn Jeder, welcher meiner Hülfe bedarf, mein Kind werden, und ich will Vaterpflichten an ihm üben. Mein Land blutet aus tausend Wunden, und diese Wunden zu heilen sei die Aufgabe meines ganzen Lebens!

Und getreu diesem Vorsatz, berief der König in der Frühe des nächsten Tages schon seine Minister nach Sanssouci und forderte sie auf, ihm genaue Berichte zu erstatten über alle Provinzen seines Landes, ihm ihre Schäden und Mängel mitzutheilen und von Sachverständigen Vorschläge zur Abhülfe und Linderung zu machen. — Getreu seinem Vorsatz, war der König unermüdllich in der Arbeit für das Wohl seines Volkes. Er selber wollte Alles sehen, Alles prüfen und erwägen, er selber wollte die Quelle sein, aus welcher seine Unterthanen sich Kraft und Lebensmuth, Beistand und Hülfe holen durften. Darum mußte er alle ihre Klagen kennen, allen ihren Bitten ein offenes Ohr leihen. Sein erster Befehl war daher, Jedermann, welcher ihn zu sprechen begehre, vorzulassen, und als einer seiner Minister ihm darüber sein Erstaunen zu äußern wagte und auf das Lästige und Zeitraubende solcher täglichen, unbehinderten Audienzen hindeutete, erwiderte der König: „Es ist für einen König Pflicht, daß er Jedermann, auch den Geringsten seiner Unterthanen, selbst anhört. Ich bin darum Regent, um mein Volk glücklich zu machen; ich darf mich daher ihren Klagen nie entziehen, noch mich vor ihnen verschlossen halten.“ *)

Und er hörte mit theilnehmendem Ohr die Klagen seines Volks, und sein einzig Denken und Sinnen war darauf gerichtet, ihnen Linderung zu schaffen. Ueberall war der König selber bereit, mit seinem Rath, mit seiner Kraft zu helfen. Unermüdllich in der Arbeit, las er selbst jeden Brief, jede Bittschrift, und prüfte jedes der Antwortschreiben, welche seine Cabinetsräthe geschrieben. Er, und er allein war die Seele seiner ganzen Regierung, von ihm ging alles Leben, alle Bewegung aus.

Die wohlthätigen Hilfsleistungen, welche er jetzt seinem unglücklichen Lande angeeignet ließ an Geld, an Saat- und Brodkorn und an Zugvieh, entriß viele Unterthanen der Verzweiflung. Das Leben war

*) Nicolai. Anekdoten und Charakterzüge. Heft 7. S. 4.

gefristet und das Feld wurde wieder gebaut; aus der Asche erhoben sich Dörfer und Städte, das Gewerbe gewann neuen Muth; Ordnung und Sicherheit begleiteten den Handelsverkehr, und im Gefolge aller Friedenskünfte fanden allmählig auch Zucht, Redlichkeit und Sitte die alte Stelle. *)

Ein neues Leben begann sich zu regen in allen Zweigen der Verwaltung, und der König war die Seele dieses Lebens. Mehr als alle seine Minister und Diener arbeitete er selber, und die Musik und die Wissenschaften waren die einzigen Erholungen und Freuden des Königs, welcher ebenso sehr im Frieden, als im Kriege ein ruhmreicher Held war. Nicht wie Andere bedurfte Friedrich der Zerstreuungen und Lustbarkeiten, die Wissenschaften waren seine schönsten Zerstreuungen, die Unterhaltung mit seinen Freunden die beste Lustbarkeit und selbst die Jagd, dieses sogenannte „ritterliche Vergnügen,“ reizte den König nicht.

Die Jagd, sagte der König, ist eine der sinnlichsten Vergnügungen, die zwar den Leib in starker Bewegung erhält, aber das Gemüth leer läßt. Es ist eine heftige Begierde, ein Thier zu verfolgen, und eine grausame Freude, es zu tödten. Es ist ein Zeitvertreib, der zwar den Körper abhärtet, hurtig und gelenk macht, aber den Kopf leer läßt. Ich weiß gar wohl, daß wir grausamer und wilder als reißende Thiere sind und daß wir sehr tyrannisch mit dieser uns verliehenen Herrschaft über diese armen Creaturen verfahren. Wer mit kaltem Blut ein unschuldiges Thier morden kann, der wird unmöglich mit dem Schicksal seiner Nebenmenschen Mitleid haben. Ist daher die Jagd wohl für ein denkendes Wesen eine anständige Beschäftigung? Daß ein Landesherr auch jagen mag, ist ihm nur dann zu verzeihen, wenn es nur selten geschieht und wenn er es nur deshalb thut, um sich von seinen ernsten und oft traurigen Geschäften zu erholen. Es wäre unbillig, einem Regenten alle Vergnügungen zu untersagen. Aber giebt es wohl für einen Monarchen

*) Preuß: Friedrich der Große. Th. III. S. 4.

ein größeres Vergnügen, als: gut zu regieren, seinen Staat blühend zu machen, den Fortgang aller nützlichen Künste und Wissenschaften zu befördern und zu unterstützen? Wer anderer Vergnügungen bedarf, ist zu bedauern. *)

V.

Der gravirte Becher.

Prinzessin Amalie war allein in ihrem Cabinet, allein wie immer! Sie lag auf dem Divan und starrte zur Decke empor, in tiefer Trostlosigkeit ihr elendes Geschick überdenkend. Mit welcher Sehnsucht hatte sie nicht Jahre lang auf das Ende dieses unseligen Krieges gehofft, der Oesterreich und Preußen sich als Feinde gegenüberstehen ließ und dadurch Trend gewissermaßen zu einem Kriegsgefangenen machte. Wenn der Krieg zu Ende ist, hatte sie zu sich selber gesagt, dann werden die Kriegsgefangenen ausgelöst, dann wird Maria Theresia auch die Auslösung ihres Rittmeisters Friedrich von Trend fordern, dann endlich wird er frei sein!

Aber der Friede war seit vier Monaten schon geschlossen und Trend saß immer noch in seinem unterirdischen Kerker zu Magdeburg. Ganz Europa war befreit von den Fesseln des Krieges, — Trend allein trug noch die Ketten der Gefangenschaft!

Das war es, was die Prinzessin Amalie traurig machte bis zum Tode, was den Schlaf von ihrem Lager verbannte und sie am Tage ruhelos und in Verzweiflung umhertrieb.

Jetzt hatte sie keine Hoffnung mehr, jetzt war der letzte Strahl erloschen! Der Friede war geschlossen und Trend war vergessen wor-

*) Des Königs eigene Worte.

den. Gott, welcher ihr das Glück versagt hatte, daß er durch ihre Hand die Freiheit wieder erlangt hätte, Gott wollte ihr nicht einmal den Trost gönnen, ihn durch Andere befreit zu sehen.

Seit neun Jahren schmachtete Trend im Kerker, seit neun Jahren hatte Amalie keinen anderen Gedanken, keine andere Hoffnung, keinen anderen Wunsch gehabt, als ihn befreien zu können. Ihr ganzes Leben war diesem Bestreben geweiht gewesen. Sie dachte nicht daran, wie viele Tausende sie in diesem Bestreben hingegeben, daß sie zur Erreichung desselben nicht bloß ihr ganzes Privatvermögen geopfert, sondern auch Schulden gemacht, die sie jetzt kaum im Stande war, von ihren Einkünften abzutahlen. — Das Geld hatte für sie, diesem Einen großen Ziel ihres Lebens gegenüber, gar keinen Werth — sie dachte nur daran, daß ihr Herz zerbrochen sei in eitlem, nutzlosem Bemühen, daß ihre Hoffnungen in Staub zerfallen und ihr Dasein werthlos geworden!

Der Friede hatte überall die Herzen mit neuer Zuversicht, mit neuen Hoffnungen begrüßt, sie allein hatte er mit Verzweiflung, mit Trostlosigkeit erfüllt.

Während Jedermann wieder heiteren und frischen Muthes hinaustrat in das Leben, verbarg Prinzessin Amalie allein sich gramvoll und voll finsternen Mißmuths in ihren Gemächern, alle Diejenigen hassend, welche lachten und heiter waren, mit finsternem, zornigem Meid alle Diejenigen verabscheuend, welche glücklich und zufrieden waren.

Für sie war die Welt nichts als ein großes, schauerliches Grab, und sie haßte Jeden, der den tollen und frevelnden Muth hatte, am Rande dieses Grabes tanzen und glücklich sein zu wollen. Sie rächte sich an den Menschen, welche sie flohen, indem sie sie mit bitteren Sarkasmen, mit boshaften Spötteleien verfolgte, um sie dadurch immer mehr von sich zu entfernen! — Sie wollte allein sein, ganz allein. Nede war es in ihr, öde sollte es um sie sein! Für sie gab es keine Freuden, keine Zerstreuungen mehr, wie eine Gefangene lebte sie in dem Innern ihrer Gemächer, und wenn sie genöthigt war, zu irgend einem großen Hoffeste aus ihrer Einsamkeit hervorzutreten und in der Gesellschaft zu erscheinen, so rächte sie sich dafür durch bittere Sarkasmen und schneidende Scherzworte, die sie gewissermaßen wie Balsam auf die brennen-

den Wunden ihres Herzens legte und an denen sie ihre eigene Schmerzen fühlte.

Sie war also auch heute, wie immer, allein. Ihre Hofdame, welche ihr heute eine von Molière's beißenden, satyrischen Comödien, welche die Prinzessin besonders liebte, vorgelesen, hatte jetzt auf einige Stunden bis zur Tafel Urlaub erhalten und war ausgefahren, um Besuche zu machen und sich in der Unterhaltung mit ihren Freundinnen von dem lästigen Zwange ihres Dienstes zu erholen.

Auch ihrem Kammerherrn hatte die Prinzessin sagen lassen, sie bedürfe heute bis zur Tafel seiner nicht, und auch er hatte das Schloß verlassen; nur die beiden Pagen warteten im Vorzimmer, welches durch zwei Gemächer von dem Cabinet der Prinzessin entfernt war.

Amalie hatte also das volle Gefühl des wirklichen, ungestörten Alleinseins, sie durfte laut jammern und seufzen, schelten und klagen, sie durfte ihrem Zorn, wie ihrem Schmerz Worte verleihen, ohne fürchten zu müssen, von Anderen belauscht zu werden, als von diesen todten, schweigenden Wänden, welche lange schon allein die Vertrauten ihres Kammers gewesen.

Auf einmal ward diese Stille um sie her durch ein leises Klopfen an ihrer Thür unterbrochen, und auf ihren Ruf trat einer ihrer Pagen herein. Mit ängstlicher Miene um Verzeihung bittend, daß er es gewagt, die Prinzessin zu stören, berichtete er ihr, daß draußen an der Thür ein fremder Mann sei, welcher dringend bitte vorgelassen zu werden.

Und was will er von mir? fragte die Prinzessin rauh. Ich habe keine Stellen zu vergeben, keine Würden zu verleihen, kein Geld zu verschenken! Sagen Sie ihm das, dann wird er schon wieder gehen.

Er sagte, er sei ein fremder Juwelier, erwiderte der Page, und es sei für ihn von höchster Wichtigkeit, daß Eure Königliche Hoheit ihm die Gnade erzeigten, seine Kostbarkeiten und Seltenheiten anzuschauen, denn er hoffe, daß dieselben Eurer Königlichen Hoheit gefallen, und Sie dann die Gnade haben würden, einige Einkäufe zu machen, und ihn so hier in Berlin in die Mode zu bringen.

Er ist ein Narr, sagen Sie ihm das, rief Amalie mit einem heiseren Lachen. Ich will nichts wissen von seinen Kostbarkeiten und Schätzen,

Er soll gehen und es nicht wieder wagen, mich zu belästigen. Nun, Sie gehen noch immer nicht, weshalb zögern Sie?

Königliche Hoheit, der Mann bat gar zu dringend und flehentlich. Er sagt, Eure Königliche Hoheit kennten ihn schon von Magdeburg her, und der Herr Gouverneur von Magdeburg, der Herr Landgraf von Hessen, habe ihm ausdrücklich aufgetragen, zu Eurer Königlichen Hoheit zu gehen und Ihnen seine Kostbarkeiten zu zeigen.

Prinzessin Amalie war bei diesen Worten wie durch einen Zauber Schlag aus ihrer Apathie aufgeweckt worden, sie hatte sich mit einer schnellen Bewegung von dem Divan aufgerichtet, ihr ganzes Wesen hatte wieder Leben, Bewegung gewonnen. Sie machte rasch einige Schritte vorwärts, der Thür zu, dann blieb sie, sich besinnend, stehen.

Rufen Sie mir den Fremden herein, sagte sie dann, ich will seine Schätze sehen!

Als der Page das Zimmer verlassen hatte, schaute sie athemlos, mit hochklopfendem Herzen nach der Thür hin. Es schien ihr eine Ewigkeit, bis diese sich öffnete und der Fremde eintrat.

Es war ein hoher, schlanker Mann in einfacher, aber eleganter Civillleidung, der jetzt ihr Gemach betrat, und in der Thür stehen bleibend die Prinzessin ehrfurchtsvoll begrüßte.

Amalie heftete auf ihn ihre scharfen, durchbohrenden Blicke, dann senkte sie tief auf. Sie kannte diesen Menschen nicht, ihre Hoffnungen hatten sie wieder getäuscht.

Sie haben gesagt, der Herr Landgraf von Hessen sende Sie zu mir? fragte sie rauh.

Ich habe es gesagt, und so ist es, erwiederte der Mann. Er hat mir sogar befohlen, sobald ich in Berlin ankäme, sofort und zuerst mit meinen Schätzen zu Eurer Königlichen Hoheit zu gehen, und Ihnen dieselben zu zeigen, damit Sie das Vorkaufsrecht vor allen Uebrigen hätten.

Prinzessin Amalie heftete wieder ihre scharfen, forschenden Blicke auf ihn, aber der Mann blieb ganz unbefangen, ganz gleichgültig.

Zeigen Sie mir Ihre Sachen, Herr Juwelier! befahl Amalie.

Er verbeugte sich und öffnete die Thür, um bald darauf mit einer

ziemlich großen Cassette zurückzuführen, die er auf dem in der Mitte des Zimmers befindlichen Tisch aufstellte. Dann schloß er dieselbe auf und schlug den Deckel zurück. Da lagen in den Fächern herrliche Schmucksachen von seltener Schönheit und Arbeit, Ringe, Nadeln, Armspangen und Halsgeschmeide.

Brillanten! sagte Amalie verächtlich, nichts weiter als Brillanten!

Aber Brillanten von seltenem Feuer und wundervoll gefaßt, bemerkte der fremde Juwelier. Eure Königliche Hoheit sollten doch die Gnade haben, Sich dieselben näher zu betrachten.

Ich mag sie nicht, ich trage keine Brillanten, sagte Amalie. Wenn Sie nur solche Dinge haben, so machen Sie den Deckel wieder zu, ich kaufe nichts davon.

Ich habe noch einige andere und seltene Schätze, einige herrliche Eiselirarbeiten von Cellini, einige Elfenbeinschnitzwerke aus dem Mittelalter, einige sehr schöne antike Cameen, die Eurer Königlichen Hoheit vielleicht besser gefallen mögen.

Er hob das erste Fachwerk aus seiner Cassette hervor, und nahm aus dem Grunde eine Menge kostbarer Sachen, die er auf dem Tisch ausbreitete, indem er der Prinzessin dabei den Werth jedes Stückes erklärte, und sie auf die Schönheit desselben aufmerksam machte. — Prinzessin Amalie hörte zerstreut auf seine Worte, und alle diese kostbaren und seltenen Dinge interessirten sie wenig. Ihre Blicke richteten sich immer wieder auf denselben Gegenstand hin, auf dieses, in Papier gewickelte runde Paket, das der Juwelier mit den anderen Kostbarkeiten aus der Cassette hervorgehoben hatte. Es mußte dies ein besonders kostbarer Gegenstand sein, denn dies allein war sorgsam in Seidenpapier eingehüllt, während alle übrigen Gegenstände frei übereinander lagen, und doch schien der Juwelier gerade dies Stück ihr nicht zeigen zu wollen. Aber Amalie glaubte bemerkt zu haben, daß er mehrmals, als sei dieses geheimnißvolle Paket ihm im Wege, dasselbe aufgehoben, und auf eine andere Stelle gelegt hatte, aber immer näher nach der Prinzessin hin, so daß es jetzt ganz dicht vor ihr lag.

Was haben Sie denn in diesem Papier? fragte sie jetzt.

Oh, das ist nichts für Eure Königliche Hoheit, sagte der Juwelier

lächelnd. Ein ganz werthloser Gegenstand. Haben Eure Königliche Hoheit die Gnade, dieses Petschaft zu betrachten. Es stellt den heiligen Michael dar, der den Drachen unter seine Füße tritt, und ist eine der gelungensten Eiselirarbeiten von Benvenuto Cellini.

Er reichte ihr das Petschaft dar, aber Amalie achtete nicht darauf. Ihre Hand streckte sich nach dem geheimnißvollen Paket aus, das vor ihr lag, mit einem scharfen Blick auf den Juwelier hob sie es empor und öffnete es.

Ein Becher, ein zinnerner Becher! rief sie erstaunt.

Wie ich Eurer Königlichen Hoheit sagte, eine ganz werthlose Sache, es müßte denn sein, daß man die Schönheit der Arbeit als einen Werth wollte gelten lassen. Diese Arbeit ist freilich bewunderungswürdig, und um so bewunderungswürdiger, wenn man bedenkt, daß sie nur mit einem einfachen Brettnagel ausgeführt ist, und zwar nicht einmal bei hellem Tageslicht, sondern in der Finsterniß eines unterirdischen Kerkers.

Amalie zuckte so heftig zusammen, daß der Becher fast ihrer Hand entfiel. Der Juwelier achtete nicht darauf, er fuhr ruhig fort: Und bemerken Eure Königliche Hoheit nur, wie fein und correct bei alledem die Contouren gezeichnet, die Linien gezogen sind. Es ist so kunstvoll ausgeführt, wie die Platte irgend eines großen Kupferstechers, und es ist in der That schade, daß man nicht im Stande ist, von diesem zinnernen Becher Abdrücke zu machen, man würde sonst wirklich allerliebste Bilder gewinnen, denn die Zeichnungen sind nicht bloß schön ausgeführt, sondern auch sinnig und zart gedacht; und mit schönen Versen darunter geziert, die man in jedes Stammbuch schreiben könnte. Wenn Eure Königliche Hoheit sich für solche Dinge interessiren, so haben Sie doch die Gnade, dieses Stück näher am Licht zu betrachten, es ist wirklich eine meisterhafte Arbeit.

Prinzessin Amalie antwortete nicht, sie trat nur hastig zum Fenster hin, und dem Juwelier den Rücken zuwendend, betrachtete sie den zinnernen Becher.

Er war allerdings mit staunenswürdigem Fleiß, mit seltener Kunstfertigkeit ausgeführt. Die ganze Fläche war durch zierliche kleine Arabesken in zehn Felder eingetheilt, deren jedes ein kleines Bild von

allerliebster Zeichnung und feinsten, sauberster Durchführung enthielt. Kein Grabstichel konnte die Linien feiner und correcter ziehen oder künstlicher und effectvoller durch ihre Lage Schatten und Licht hervorheben. Unter jedem dieser Bilder waren einige Verse angebracht, deren Schrift so fein, daß man sie nur mit äußerster Anstrengung lesen konnte. — Aber Amaliens Augen schienen heute die Kraft und Stärke früherer Tage wieder gewonnen zu haben, ihre ganze Seele lag in ihren Blicken, die sie mit einer schmerzvoll süßen Freude auf den Becher heftete. Sie konnte Alles sehen, Alles verstehen. Da auf diesem Felde war ein Vogel in einem Käfig dargestellt, darunter standen die Verse:

Ce n'est pas un moineau
Gardé dans cette cage;
C'est un de ces oiseaux
Quis chantent dans l'orage!
Ouvrez, amis des sages!
Brisez fers et verroux!
Ses chants dans vos bocages
Rejailleront pour vous!

Dicht daneben, in dem nächsten Felde war wieder ein Vogel im Käfig sitzend dargestellt, während auf einem Zweige des Baumes, unter welchem der Käfig stand, ein anderer Vogel mit flatternden Flügeln und geöffnetem Schnabel saß. Darunter stand:

Le rossignol chante; voici la raison
Pourquoi il est pris: pour chanter en prison!
Voyons le moineau qui fait tant de dommage,
Jouer de la vie, sans craindre la cage.
Voilà un portrait,
Qui montre l'effet
Du bonheur des fripons, du désastre des sages. *)

*) Siehe Memoiren Friedrich's von Trend, Th. II. S. 136, wo Trend einige dieser Becher genau schildert und auch die Schicksale derselben erzählt. Einer derselben, den er für den Landgrafen von Hessen gearbeitet, kam durch diesen in die Hände Kaiser Josephs II., der ihn in seinem Kunstkabinet aufbewahrte, einen anderen, den die Gemahlin Friedrichs des Großen besaßen,

Amalie mußte innehalten, sie war nicht im Stande, weiter zu schauen, ihre Augen, welche so selten weinten, waren jetzt von Thränen umdüstert; sie fielen nieder auf den Becher, als wollten sie die Schriftzüge küssen, die Amalien mit so viel schönen und traurigen Erinnerungen grüßten.

Aber sie wollte nicht weinen, sie wollte weiterlesen. Sie schüttelte mit einer unwilligen Bewegung die Thränen aus ihren Augen fort, und drehte den Becher weiter um. Da war ein anderes Bild. In einem Kerker lag eine Menschengestalt, mager und abgezehrt, wie ein Knochengesippe, an Händen und Füßen mit schweren Ketten belastet. Die Gestalt hatte sich halb aufgerichtet von dem Stroh, auf welchem sie lag, und blickte mit jammervoller Geberde zu dem in der Mauer befindlichen Gitter, hinter welchem das grimmige Antlitz eines härtigen Soldaten zu sehen war, der mit zornigen Mienen und weit geöffnetem Munde dem Gefangenen etwas zuzurufen schien. Darunter standen wieder Verse, diesmal deutsche, welche so begannen:

Weckt mich nur, Ihr meine Wächter,
Wenn die Viertelstunde schlägt:
Treibt mit mir ein Spottgelächter,
Lauscht nur, ob mein Fuß sich regt!
Um den grausam starren Willen
Eurer Obern zu erfüllen.

Weckt mich alle Viertelstunden!
Ruft nur meinen Namen laut.
Rißt mir stets die alten Wunden,
Wenn Euch vor der That nicht graut.
Doch so oft Ihr mich hier stört,
Glaubt, daß Gott Eu'r Brüllen hört!

Allen, die in Fesseln liegen.
Wird der Schlaf ja noch erlaubt.
Niemand stört dem sein Vergnügen,
Der sich träumend glücklich glaubt.

fand Trench später in Paris wieder. Noch jetzt zeigt man in einigen Kunstcabinetten Deutschlands Exemplare dieser Trench'schen Becher. Auch das Kunstcabinet zu Berlin enthält einen solchen.

Mir allein wird es verhindert,
Daß der Schlaf mein Leiden lindert!

Jeder Ruf, der hier erschallet,
Spricht: Mensch, denk' dem Schicksal nach!
Und wenn mir das Herzblut waltet,
Regt den Schmerz die große Schmach.
Raum erquickt der Schlaf die Glieder,
Weckt mich schon die Schildwacht wieder. *)

Oh, furchtbar, furchtbar! stöhnte Amalie leise, indem sie ganz überwältigt ihr Haupt auf ihre Brust niedersenkte. Was kummerte es sie, daß der fremde Juwelier da war, daß er ihre Thränen sehen, den verzweiflungsvollen Schrei ihres Herzens hören konnte. Sie fürchtete nichts, sie hatte nichts mehr zu verlieren, die ganze Welt durfte ihren Jammer sehen! — Aber nein, nein, man konnte seine Marter noch vergrößern, man konnte seine Qualen noch steigern, um durch ihn, sie zu strafen.

Sie durfte also nicht weinen, nicht klagen! Noch lebte Trend, obwohl in Ketten und im Kerker, aber er lebte doch noch! So lange er lebte, mußte sie ihre Verzweiflung in ihr Herz zurückdrängen, durfte sie nicht jammern und klagen!

Wie sie das dachte, versiegten die Thränen in ihren Augen, und sie richtete ihr Haupt wieder entschlossen empor. Sie wollte gefaßt und ruhig sein; vielleicht war dieser Mann, welchen der Landgraf ihr gesandt, noch mit besonderen Aufträgen für sie versehen.

Sie wandte ihr Haupt halb zu ihm um. Er schien gar nicht auf sie zu achten, sondern war eifrig damit beschäftigt, seine Kleinodien wieder in die Cassette zu packen.

Können Sie mir sagen wer diesen Pecher gemacht hat? fragte sie.

Oh, gewiß, Königliche Hoheit, kann ich das, sagte der Juwelier gleichgültig. Ein Gefangener, welcher seit neun Jahren in einem unterirdischen Gefängniß in der Festung Magdeburg schmachtet, hat ihn gemacht. Er heißt Friedrich von Trend. Eure Königliche Hoheit werden vielleicht den Namen nie gehört haben, aber in Magdeburg kennt jedes

*) Wem es daran liegt, das Gedicht ganz zu lesen, der findet es in Trend's Memoiren Th. II. S. 129.

Kind diesen Namen, und spricht ihn mit Bewunderung aus. Niemand in der Stadt hat ihn gesehen, aber Jedermann weiß von seinen Heldenthaten, seiner Kühnheit, seinem unerschütterlichen Muth, seiner herculischen Kraft, seinen fabelhaften Fluchtversuchen zu erzählen. Er ist der Held sowohl der Kinderstuben, als der Salons geworden, und obwohl keine der Damen von Magdeburg ihn kennt, so schwärmen sie doch Alle für ihn. Die Officiere aber in der Festung, welche ihn kennen, lieben ihn, und Viele von ihnen, sagt man, sind bereit, für ihn ihr Leben zu wagen.

Prinzessin Amalie athmete hoch auf, es flog wie ein goldener Schimmer der Freude über ihr Antlitz hin, und mit angehaltenem Athem lauschte sie wieder den Worten des Juweliers, die ihren Ohren wie die herrlichste Musik erklangen.

Der Juwelier fuhr fort: Vor einiger Zeit begann Trend, um die Langeweile aus seinem Kerker zu vertreiben, mit einem Nagel, den er in seinem Kerker bei seinem letzten Ausbruchversuch zwischen der Erde seines von ihm unterminirten Fußbodens fand, auf seinem Trinkbecher kleine Figuren und Sinngedichte zu zeichnen. Bei einer Visitation entdeckte der Commandant diesen Becher. Die Zeichnungen gefielen ihm. Er nahm den Becher mit und sandte Trend einen anderen, damit er in seiner Kunst weiter fortfahre. Trend that es mit Freuden, und seitdem hat er nicht aufgehört Becher zu graviren. Jeder Major, jeder wachhabende Officier will von ihm einen solchen Becher zum Andenken haben, jede Dame in Magdeburg sehnt sich darnach, wie nach einem kostbaren Kleinod. Diese Becher sind die neueste Mode, ja sie sind sogar ein bedeutender Handelsartikel geworden, denn man zahlt zwanzig Louisd'or und mehr dafür, wenn man irgend einen Officier bereden kann, seinen Becher zu verkaufen*). Freilich bekommt der arme Trend nichts von diesem Gelde, aber die Becher haben ihm doch einen anderen Vorthail gebracht. Sie haben dem Gefangenen Gelegenheit gegeben, der Welt seinen Jammer zu zeigen, sie haben ihm die Sprache wiedergegeben, sie ersetzen ihm die Schreibmaterialien, die ihm zu geben streng verboten ist. Sie haben

*) Trend's Memoiren Th. II. S. 134.

ihm aber noch einen größeren Vortheil gebracht, fuhr der Fremde leiser fort, sie haben ihm Luft und Licht verschafft! Denn, damit er am Tage sehen kann, lassen die Officiere ihm die beiden Thüren nach dem ersten Corridor auf, wo ein großes Fenster sich befindet, dessen oberste kleine Scheibe jeden Morgen geöffnet wird, und weil die Tage in den Kasematten nur kurz sind, sieht der Kommandant durch die Finger, wenn die Officiere dem Gefangenen Licht bringen, so daß er wenigstens jetzt nicht mehr im Finstern sitzt, und daß sich sein einsamer trostloser Kerker in das Atelier eines Künstlers verwandelt hat.

Amalie erwiderte nichts, aber sie hob den Becher, den sie noch immer in ihrer Hand hielt, empor an ihre Lippen und küßte ihn. — Der Juwelier hatte das gewiß gar nicht bemerkt, denn er fuhr ganz gelassen fort: Ein Officier von der Garnison selbst hat mir das Alles erzählt, als er mir diesen Becher verkaufte. Die Herren machen überhaupt gar kein Geheimniß daraus, daß sie Trend sehr zugethan sind, und obwohl sie wissen, daß sie in schwere Strafe kommen, wenn man höheren Orts erfährt, daß sie Trend solche unerlaubte Erleichterungen verschaffen, verüßmen sie sich doch dessen, wie einer guten That!

Und Gott möge es ihnen lohnen! murmelte Amalie leise in sich hinein. Laut sagte sie dann: Ich kaufe Ihnen diesen Becher ab, mein Herr! Ich will nicht zurückstehen hinter den Magdeburger Damen, und da es einmal Mode ist, einen solchen Becher zu besitzen, so will ich auch einen haben. Sagen Sie mir also Ihren Preis, mein Herr!

Der Juwelier schwieg einen Moment. Verzeihung, Königliche Hoheit, sagte er dann, ich darf Ihnen diesen Becher nicht verkaufen, oder ich bitte Sie vielmehr, es nicht zu verlangen. Der Becher soll, wenn möglich, zu Trend's Befreiung verwandt werden.

Und wie wollen Sie das anfangen? fragte Amalie athemlos.

Ich will mit diesem Becher zu dem General Niedt gehen, dem neuen österreichischen Gesandten hier. Da alle Welt sich für den unglücklichen Trend interessirt, so sehe ich nicht ein, warum ich es nicht auch thun, und warum ich mich nicht auch bemühen sollte, ihm womöglich seine Freiheit zu verschaffen. Ich werde also zu dem General Niedt gehen, und ihm diesen Becher zeigen. Der General Niedt, sagt man, ist ein edler

Mann, und außerdem ein weitläufiger Verwandter des Herrn von Trend. Wenn er diesen Becher sieht, kann es nicht fehlen, daß er sich für das Schicksal seines unglücklichen Vettters interessirt; wenn er von seiner traurigen grausamen Gefangenschaft hört, muß er den lebhaften Wunsch hegen, ihn zu befreien. General Riedt aber ist wohl der Mann dazu, seine Wünsche zu verwirklichen. Er kennt am Wiener Hof alle Mittel und Wege, die zum Ziele führen können, alle Hintertporten und Schleichwege sind ihm offen, und die Kaiserin Maria Theresia zählt ihn zu ihren Vertrauten und Freunden. Wer Trend befreien will, muß sich jetzt mit dem General Riedt verständigen und ihn gewinnen. So allein wird es möglich sein, auf die Kaiserin zu wirken, und sie zu veranlassen, daß sie sich für Trend verwendet.

Prinzessin Amalie hob rasch ihr Haupt und sah zu dem Fremden empor, dessen Augen mit einem forschenden, vielsagenden Ausdruck auf ihr ruhten. Ihre Blicke begegneten sich, und bohrten sich einen Moment fest ineinander. Dann flog ein unmerkliches Lächeln über sein Angesicht und die Prinzessin nickte leise mit dem Kopf. Beide fühlten sie, daß sie einander verstanden hatten.

Weiter haben Sie mir nichts zu sagen? fragte Amalie nach einer Pause.

Nein, Königliche Hoheit. Ich habe nur noch um Verzeihung zu bitten, daß ich Ihnen diesen Becher nicht verkaufen kann, weil ich, wie gesagt, damit zum General von Riedt gehen will.

Lassen Sie mir diesen Becher hier, sagte Amalie nach kurzem Besinnen. Ich selbst werde ihn dem General von Riedt zeigen, und ihn für das Schicksal seines unglücklichen Verwandten zu interessiren suchen. Gelingt es mir, dann ist der Becher mein, und Sie haben nicht nöthig ihn dem General zu verkaufen, sondern Sie willigen darein ihn mir zu lassen. Kehren Sie morgen früh um diese Stunde hierher zurück, dann will ich Ihnen das Geld für diesen Becher zahlen, oder Ihnen denselben zurückerstatten, wenn es nicht anders sein kann.

Der Juwelier verbeugte sich ehrfurchtsvoll. Ich werde die Befehle Eurer Königlichen Hoheit pünktlich erfüllen, sagte er, morgen um diese Stunde bin ich wieder hier.

Er nahm seine Cassette und verließ das Gemach. — Prinzessin Amalie schaute ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. Das ist ein ebenso verschwiegener, als discreter Mann! murmelte sie. Ich glaube, daß man ihm vertrauen kann. Jetzt aber vor allen Dingen will ich an den General von Riedt schreiben. Er muß sogleich zu mir kommen.

VI.

Die Prinzessin und der Diplomat.

Eine Stunde später meldete der Page der Prinzessin den General von Riedt, den österreichischen Gesandten am Berliner Hofe. Amalie ging ihm lebhaft entgegen, und betrachtete mit scharfen, durchbohrenden Blicken den General, der sich lächelnd und ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte.

Ich habe Sie zu mir bitten lassen, General, weil ich ein Unrecht wieder gut machen wollte, sagte die Prinzessin. Sie haben sich zwei Mal bei mir melden lassen, und ich habe Sie beide Male abgewiesen.

Das war kein Unrecht, Königliche Hoheit, erwiederte der lächelnde Diplomat. Ich wagte es, Ihnen meinen Besuch zu machen, weil es der Etiquette gemäß ist, daß die neu accreditirten Gesandten den Mitgliedern des Königlichen Hauses sich vorstellen. Eure Königliche Hoheit wiesen mich ab, weil es Ihnen so bequem schien, und Sie waren damit vollkommen in Ihrem Recht.

Und jetzt wundern Sie sich ohne Zweifel, daß ich nachträglich Sie um Ihren Besuch bitte?

Ich erlaube mir niemals mich zu wundern. Ihr Befehl, hierher zu kommen, hat mich glücklich gemacht, das ist Alles!

Und Sie ahnen nicht, weshalb ich Sie gebeten, zu mir zu kommen? Eure Königliche Hoheit hatten ja schon die Gnade es mir zu sagen.

Weil Sie gnädigst mich entschädigen wollten, für zweimaliges Fehlschlagen meiner Hoffnungen!

Ah, Sie sind ein gewandter Diplomat, Sie drehen sich geschickt im Kreise herum, und sind glatt wie ein Mal! rief die Prinzessin. Man kann Sie nirgends halten und fassen, Sie entschlüpfen Einem unter den Händen. Ich bin aber gewohnt gerade auf mein Ziel loszugehen, und gar nicht zu diplomatisiren. Sehen Sie da, weshalb ich Sie rufen ließ. Ich wollte Ihnen diesen Becher zeigen.

Sie nahm mit einer raschen Bewegung den Becher von dem Tisch, und reichte ihn dem Gesandten dar. Dieser betrachtete ihn lange und aufmerksam. Er drehte ihn in seiner Hand und beschaute jedes Bild, und las jeden Vers.

Amalie beobachtete ihn mit prüfenden, durchbohrenden Blicken; aber seine Mienen verriethen nichts. Auch nicht die kleinste Veränderung ging mit ihnen vor; sie waren ebenso lächelnd, ebenso unbefangen, wie zuvor. Nachdem er Alles beschaut, stellte er ihn mit einer tiefen Verbeugung wieder auf den Tisch.

Nun, was sagen Sie zu der Arbeit? fragte Amalie hastig.

Sie ist ausgezeichnet, eines Künstlers würdig, Königliche Hoheit.

Und wissen Sie, wer der Künstler gewesen, der das geschaffen?

Ich ahne es, Königliche Hoheit.

Nennen Sie seinen Namen.

Ich glaube, er heißt Friedrich von Trend!

So ist es, und wenn ich nicht irre, ist er Ihr Verwandter?

Mein weitläufiger Verwandter, ja, Königliche Hoheit!

Und Sie können es ertragen, Ihren Verwandten so in Ketten und Banden zu wissen? Ihr Herz leidet nicht bei dem Gedanken an seine Marter und sein Elend?

Ich denke mir, daß er gerechte Strafe duldet, sonst würde man ihn nicht dazu verurtheilt haben!

Mein Herr, und möchte er das Schwerste verbrochen haben, es bleibt dennoch ewig eine Sünde ihn zu martern, wie man es ihm thut. Der Schlaf des Menschen ist heilig, selbst wenn dieser Mensch ein Verbrecher, ja ein Mörder wäre. Möge man den Verbrecher tödten, aber

man soll ihm seinen Schlaf nicht morden! Sehen Sie aber dieses Bild, General, diesen auf dürrer Stroh schlafenden Gefangenen, den die rauhe Stimme des Soldaten dort aus seinem Schlaf, aus seinen Träumen von Glück und Freiheit vielleicht weckt. Lesen Sie diese Verse, welche darunter stehen. Ist es nicht, als ob jedes Wort in Thränen gebadet sei, geht nicht ein Schrei des Entsetzens durch sie hin, so furchtbar, so unerhört, daß er in jedes Menschen Brust wiederhallen muß? Und Sie, sein Verwandter, Sie wollen ihn nicht hören? Sie thun nichts, um diesen unglücklichen Mann aus seinem Kerker zu befreien? Sie, der Gesandte Oesterreichs, Sie dulden es, daß man einen Officier Ihrer Kaiserin wider alles Völkerrecht, ohne Urtheil und Verhör in einem fremden Lande gefangen hält?

Meine Kaiserin hat mir, als sie mich hierher sandte, bestimmte Instruktionen ertheilt, sie hat mir den Bereich und Umfang meiner Geschäfte genau abgezeichnet und vorgeschrieben. Für die Befreiung dieses unglücklichen Gefangenen mich zu bemühen, hat sie mir nicht aufgetragen; das liegt also ganz außer meinem Wirkungskreis, und ich muß mich bescheiden!

Sie müssen sich bescheiden, und es handelt sich um einen Menschen, um einen Verwandten. Sie haben also gar kein Mitleid für ihn?

Ich beklage ihn tief tief, Königliche Hoheit, aber ich kann nichts für ihn thun!

Sie nicht, fragte Amalie hastig, aber vielleicht ein Anderer? Vielleicht ich?

Ich weiß nicht, ob Eure Königliche Hoheit sich so sehr für den Gefangenen interessiren, um für ihn handeln zu wollen!

Sie wissen nicht, ob ich mich so sehr für Trend interessire, um für ihn handeln zu wollen! rief Amalie mit einem rauhen Lachen. Sie wissen es, alle Welt weiß es, Niemand wagt es, laut davon zu sprechen, weil man den Zorn des Königs kennt und fürchtet, aber Einer flüstert es dem Andern in's Ohr, weshalb Trend im Kerker schmachtet, und Sie sollten es nicht wissen? Nun, wenn Sie es nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen! Trend schmachtet im Kerker, weil ich ihn liebe! Ja, General, ich liebe ihn! Warum lachen Sie nicht, mein Herr? Ist

es nicht lustig, ein altes, zerfallenes, verwittertes Geschöpf zu sehen, welches von Liebe spricht? Eine zerbrochene zitternde Gestalt, welche sich auf die Liebe wie auf einen Stab stützt, an welchem sie dem Grabe zuwankt? Sehen Sie doch mein entstelltes schaudervolles Antlitz, hören Sie doch diese rauhe Unkenstimme, die es wagt, von Liebe zu sprechen, und dann lachen Sie, lachen Sie, General, denn ich sage Ihnen, ich liebe Trenck! Ich liebe ihn mit der Kraft und Gluth eines jungen Mädchens; das Unglück und das Alter haben eine schaudervolle Maske über mein Antlitz gelegt, aber ich bin doch jung geblieben, in meinem Herzen glüht ein unvergängliches, heiliges Feuer, meine Gedanken, meine Wünsche sind glühend und jung, und mit allen meinen Gedanken, meinen Wünschen liebe ich Trenck! Ich könnte Ihnen erzählen von allen Qualen und Leiden, die ich um dieser Liebe willen erduldet, aber was nützt es? Es handelt sich ja nicht um mich, sondern um ihn, um ihn, welcher durch mich leidet, durch mich um seine Jugend, sein Lebensglück betrogen worden. Neun Jahre schmachtet er im Kerker, neun Jahre habe ich keinen anderen Wunsch, keine andere Lebensaufgabe, als ihn zu retten, ihn zu befreien! Mein Dasein, meine Seele, mein Herz, Alles das ist zerschmettert an den rauhen Mauern seines Kerkers! Ich lebe nur noch, weil ich ihn aus demselben befreien muß, weil ich, wenn auch nicht mehr an das menschliche Mitleid, doch noch an das göttliche Erbarmen glaube, und meine, es muß mir einen Weg zu seiner Befreiung zeigen! Wenn Sie einen solchen Weg kennen, General, zeigen Sie ihn mir, und ich will ihn wandeln, nackten Fußes, ob er auch mit Dornen und glühenden Nägeln besäet sei, denn es gilt ihn zu befreien!

Sie streckte ihre beiden gefalteten Hände mit einem flehenden Ausdruck zu dem General empor, welcher unbeweglich, gesenkten Hauptes ihr zugehört hatte. Als sie jetzt schwieg, richtete er sein Haupt empor und sah die Prinzessin an. Amalie hätte laut aufschreien mögen vor Freude, denn sie sah, wie zwei Thränen über des Generals Wangen niederrollten.

Ach! rief sie, Sie weinen nun auch. Sie haben also Mitleid!

Der General nahm ihre Hand, und indem er es that, beugte er ehrfurchtsvoll vor ihr das Knie. Ja, sagte er, ich weine, aber nicht um

Sie, und nicht aus Mitleid, ich weine nur aus Rührung über Ihre große selbstopfernde Seele. Ich bemitleide Sie nicht, denn Ihr Unglück ist so groß und so heilig, daß es über alles Mitleid erhaben ist. Ich beuge in Ehrfurcht meine Kniee vor Ihnen, denn Ehrfurcht verdient Ihr gramvolles Leiden, und schöner erscheinen Sie mir in demselben, als alle diese lächelnden Frauen, welche in leichtsinniger Heiterkeit durch das Leben tänzeln. Es ist nicht der Diplomat, sondern der Mensch, welcher sich vor Ihnen beugt und Ihnen in tiefster Ehrfurcht seine Huldigung darbringt!

Amalie hob ihn mit einem Lächeln empor, das so sanft und lieblich war, wie man es seit langen Jahren nicht an ihr gesehen. Stehen Sie auf, General, sagte sie milde, lassen Sie uns wie gute Freunde zu einander stehen, und beweisen Sie mir Ihre Theilnahme, indem Sie mir rathen und helfen, ihn zu befreien.

Der General schwieg lange Zeit und blickte nachdenkend vor sich hin. Man muß auf die Kaiserin wirken, sagte er dann, sie muß sich bei König Friedrich für Trend verwenden. Er wird Maria Theresia ihre erste Bitte nicht abschlagen.

Wollen Sie es übernehmen, auf die Kaiserin zu wirken? fragte Amalie hastig. Wollen Sie bei ihr für Ihren unglücklichen Vetter sprechen?

Wäre das möglich gewesen, so hätte ich es längst gethan, sagte der General achselzuckend. Allein ich durfte das nicht wagen. Trend ist mein Verwandter und meine Bitte würde daher nicht als unparteiisches Mitleid, sondern als ein eigennütziges Begehren erschienen sein; meine erhabene Kaiserin besitzt aber ein so strenges Gerechtigkeitsgefühl, daß es bei ihr zu einem unerschütterlichen Grundsatz geworden, niemals, auch selbst nicht Denen, die ihr nahe stehen und Denen sie vertraut, solche Bitten zu erfüllen, welche Verwandte und Angehörige Derer, die da bitten, anbetrifft. Die Kaiserin würde mich selbst also entschieden abgewiesen haben, wenn ich bei ihr für Trend gesprochen hätte. Außerdem würde ich mich dadurch mit einer mächtigen und einflußreichen Partei am Hofe der Kaiserin verfeindet haben, mit einer Partei, welche durchaus nicht wünscht, daß Trend jemals befreit werde, weil er alsdann kommen würde,

Rechnung zu fordern über sein Vermögen und die von seinem Oheim, dem Pandurenobrist, ererbten Schätze und Güter, und weil eine solche Forderung vielen, sogar sehr hochgestellten Personen sehr unbequem und lästig sein würde. Diese Personen würden das Ohr der Kaiserin belagern mit Anklagen gegen diesen Unglücklichen, von dem sie wohl wissen, daß er nicht frei ist, um sich zu rechtfertigen. Man muß sich also den Anschein geben, als habe man gleich ihnen den armen Trend vergessen, der im Kerker schmachtet, während seine Erbschaft durch eine Commission verwaltet wird, die sich für ihre viele Mühe und Arbeit mit den Gütern des Pandurenhäuptlings bezahlt macht. Es ist sehr gefährlich, in dieses Wespenneß zu greifen, man würde leicht von diesen tückischen Wespen getödtet werden können. — Will man daher für Trend wirken, so muß es auf eine ganz unscheinbare, unmerkliche Weise geschehen, durch einen Menschen, der so harmlos und unbedeutend ist, daß Niemand es der Mühe werth hält, ihn zu beachten, daß die Feinde Trends ihm gar keine Hindernisse in den Weg legen, weil sie nicht ahnen, daß er ihnen zu schaden vermöchte.

Giebt es einen solchen Menschen? fragte die Prinzessin.

Es giebt einen solchen, Königliche Hoheit.

Und wo ist er? Wie heißt er? Was ist er?

Er ist der Ofenheizer und Frotteur in den Zimmern der Kaiserin. Ein armer Savoyarde, ohne Bedeutung, ohne Namen, ohne Rang und Stand, aber nicht ohne Credit und Einfluß.

Ein Ofenheizer? rief die Prinzessin staunend und zweifelnd.

Ein häßlicher, alter, verwachsener Kerl, den die anderen Diener den Gnomen nennen, weil er immer verdrießlich und schweigsam ist, mit Keinem von ihnen Gemeinschaft hält, rauh von Sitten und von Stimme ist und sich um nichts kümmert, als um seinen Dienst, dem er mit maschinenartiger Genauigkeit vorsteht. Jeden Tag tritt er früh um sechs Uhr bei Ihrer Majestät ein, macht Feuer im Kamin an, öffnet die Vorhänge, damit ein wenig Tageshelle eindringe, ordnet die Meubles und zieht sich ohne Geräusch wieder zurück. Und das Alles geschieht ohne das geringste Zeichen von Indiscretion, immer gleichmäßig, niemals langsamer, niemals schneller. Er ist eine Uhr, die immer dieselbe Be-

wegung, denselben Klang hat. Die Kaiserin, seit dreißig Jahren gewöhnt, ihn so alle Tage in ihr Zimmer eintreten zu sehen, hat sich an seine Person gewöhnt und in ihrer Leutseligkeit sich öfter in ein Gespräch mit ihm eingelassen. Seine Antworten sind immer lakonisch, oft mit dem Tone vollkommener Gleichgültigkeit, oft brusque und rauh gewesen, aber sie haben immer einen gesunden Sinn, oft ein tieferes Verständniß bewiesen. Wenn die Kaiserin mit ihm spricht, hält er deshalb nicht einen Moment inne in seiner Arbeit, und wenn sie vollendet ist, bleibt er nicht eine Minute länger, sondern geht hinaus, ohne zu fragen, ob die Kaiserin noch Lust habe mit ihm zu sprechen. Seit dreißig Jahren ist er auf demselben Posten und erfüllt ihn in derselben Weise. Wie oft ist er nicht auf die Probe gestellt, ohne daß man es wollte, nur durch die Umstände selbst. Aber niemals hat man ihn eines Fehlers überführen können, niemals hat man ihm Neugierde oder Intrigue vorzuwerfen gehabt. So hat die Kaiserin endlich ein großes, unerschütterliches Vertrauen zu ihm gefaßt. Sie ist von seiner Treue, Uneigennützigkeit und Redlichkeit so fest überzeugt, daß er dadurch sogar einen Schimmer von Einfluß auf die Kaiserin gewonnen hat, und da sie weiß, daß er weder durch Geld noch durch Schmeicheleien, weder durch Versprechungen noch durch Ehrenstellen zu gewinnen ist, so fragt sie ihn oft selbst in den wichtigsten Dingen um seine Meinung, und sein stets gesundes und unparteiisches Urtheil hat bei ihr eine Art von Gewicht.

Aber wenn dieser Mann so redlich und uneigennützig ist, wie werden wir ihn dann gewinnen können?

Wir müssen suchen, sein Herz und seinen Kopf für uns zu gewinnen. Er muß sich für das Schicksal des unglücklichen Gefangenen interessieren und den Wunsch hegen, zu seiner Befreiung beitragen zu können. Dann, wenn man das erreicht hat, darf man daran denken, auch seinen Eigennutz ein wenig in das Interesse zu ziehen und ihm Geld anzubieten.

Geld? Dieses Wunder von Redlichkeit und Treue ist also für Geld empfänglich?

Er war es nie und wird es vielleicht nie wieder sein. Er selbst

hat gar keine Bedürfnisse, keine Wünsche, aber er hat eine einzige Neigung, die Neigung zu seiner Tochter. Das ist ein junges, schönes Mädchen, welches er, da er ein finsternes Mißtrauen gegen Alles hegt, was mit dem Hofe zusammenhängt und Männerkleidung trägt, fern von Wien in einem Kloster hat erziehen lassen. Dann hat er sie in Wien einer ehrbaren Bürgerfamilie in Pension gegeben, aber sie darf ihn nie besuchen, nie ins Schloß kommen, um nach ihm zu fragen, damit keiner der Hofleute sie sehe. Jetzt hat dies Mädchen ein Liebesverhältniß mit einem jungen Arzte angeknüpft. Sie möchten sich gerne heirathen, aber er hat keine Praxis und sie kein Geld, und ihr Vater hat nichts gesammelt, er hat seinen ganzen Lohn immer für seine Tochter hingegeben und nicht einmal eine Aussteuer für sie kann er anschaffen.

Und er denkt nicht daran, sich an die Kaiserin zu wenden, um sie um eine Aussteuer zu bitten?

Wenn ihm dieser Gedanke käme, würde er ihn mit Verachtung von sich weisen, denn sein einziger Ehrgeiz besteht darin, niemals etwas von der Kaiserin bitten zu wollen, niemals Gnadenbezeugungen von ihr anzunehmen. Bloß um des Geldes willen würde er auch jetzt nichts thun, was gegen seine Ueberzeugung wäre, und wenn seine Tochter stürbe vor Gram. Man muß also, wie gesagt, zuerst sein Herz und seinen Kopf gewinnen, und dann erst darf man es wagen, mit ihm von Geld zu sprechen.

O, rief die Prinzessin, wenn dieser Mann ein Herz hat, so werden wir es gewonnen haben, sobald wir ihm erzählen, was Trend gelitten hat und wie furchtbar er jetzt leidet. Der Jammer und die Qual, die auf das Haupt dieses Unglückseligen gehäuft sind, müssen ihn rühren und sein Herz wie seinen Kopf gewinnen. Dann, wenn wir das erreicht haben, werden wir ihm Gold, Schätze, o, Alles, was ich besitze, anbieten, werden wir seiner Tochter eine Aussteuer, eine reiche Mitgift versprechen. Gott hat es gewollt, daß ich eben reich bin und im Stande, solche Versprechungen auch zu erfüllen. Mein Jahrgeld als Nebtiffin, so wie meine Prinzessinnen-Appanage sind mir gestern ausgezahlt worden. Ein kleines Vermögen ist da in meinem Secretair, ich werde noch

mehr hinzufügen. Glauben Sie wohl, daß viertausend Louisd'or genügen werden, um das Herz des Savoyarden zu gewinnen.

Ah, Königliche Hoheit, bei jedem Andern würde es zu viel sein, aber um dieses redliche Herz zu gewinnen, bedarf es großer Verlockungen und deshalb sage ich nicht, daß Ihr Anerbieten zu groß ist.

Aber es genügt doch, nicht wahr?

Vollkommen!

Nun fehlt nur noch ein sicherer, gewandter und verschlagener Mann, den wir zu diesem Frotteur der Kaiserin senden. Ein Mann, welcher Herz und Kopf, Liebe und Hingabe an die Sache hat, die wir ihm übertragen wollen. O, General, wo finden wir einen solchen Mann?

Herr von Niedt lächelte. Ich glaubte, Eure Königliche Hoheit hätten ihn schon gefunden.

Die Prinzessin sah ihn erstaunt an. Ah! rief sie dann, der Juwelier! Der Mann, der mir den Becher brachte und mich auf so geschickte und discrete Weise an Sie verwies.

Ich glaubte gehört zu haben, daß Sie ihn auf morgen früh wieder zu sich bestellt hätten.

Sie wissen das? Sie kennen ihn also?

Herr von Niedt verneigte sich lächelnd. Ich erlaubte mir, ihn an Eure Königliche Hoheit zu senden.

Ah, jetzt begreife ich Alles, und ich muß bekennen, daß dieser Mann ein ebenso geschickter Unterhändler ist, wie Sie ein gewandter Diplomat sind; der Becher, den ich Ihnen zeigte, kam mir von Ihnen?

Ich erhielt ihn von dem Gouverneur von Magdeburg, dem Herrn Landgrafen von Hessen, und da ich selber es nicht wagen darf, handelnd aufzutreten, wagte ich es, mich an Eure Königliche Hoheit zu wenden.

Ich danke Ihnen, daß Sie es thaten, General, und ich muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Sie es auf sehr discrete und vorsichtige Weise gethan. Vielleicht gelingt es uns, die Sache so geheim zu halten, daß mein Bruder nichts davon erfährt und nicht gegen uns wirken kann. Eilen Sie jetzt, mein Herr, ertheilen Sie dem Herrn Ju-

welcher, oder was er sonst sein mag, seine Instructionen, und morgen früh senden Sie ihn zu mir, damit ich ihm das Geld einhändige und mit ihm über seine eigene Belohnung spreche. *)

VII.

Der königliche Hauspion.

Am Morgen des nächsten Tages hielt eine Equipage vor dem Garten von Sanssouci und ein Herr in glänzend gestickter Hofuniform kroch mühsam aus derselben hervor. Hustend und verdrießliche Worte vor sich hinmurmelnd, schlich er die zu den Terrassen führende Allee hinauf, sein Rücken war gebeugt, und unter dem dreieckigen, mit goldenen Treppen gezierten Hütchen kamen nur spärlich hier und da einige weiße Haare hervor. Wer hätte in dieser zusammengedrückten, zerfallenen Gestalt, die mit schlotternden Knieen jetzt die Terrassen hinaufsteuerte, den einst so heiteren, so sorglosen und unbekümmerten Ober=Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz wiedererkannt? Wer hätte meinen mögen, daß dieses alte, verwiterte, von tausend Runzeln entstellte Gesicht dem einst so glänzenden Hofcavalier angehöre? Und doch war es so! Herr von Pöllnitz war alt geworden, auch sein Rücken hatte sich beugen müssen unter dieses furchtbare Joch, mit dem das siegreiche Alter jeden Menschen belastet. Aber sein Geist war noch unverändert geblieben, er hatte sich noch dieselbe Lebhaftigkeit, dieselbe Bosheit, denselben Egois=

*) Der Abgesandte der Prinzessin fand bei dem Ofenheizer ein williges Gehör, und dieser übernahm es, bei der Kaiserin für Treue zu wirken. Wie ihm dies gelang und wie er in sechs verschiedenen Morgenunterredungen mit der Kaiserin endlich seinen Zweck erreichte, kann man nachlesen in *Thiébault: Souvenirs de vingt ans. Vol. IV. p. 220* folg.

mus bewahrt. Herr von Pöllnitz hatte immer noch dieselbe Leidenschaft, Geld, viel Geld zusammenzuraffen, nicht aber um es zu besitzen, sondern um es zu vergeuden. Sein Leben war noch immer getheilt zwischen niedrigem Geiz und unsinniger Verschwendung, und wenn er die ersten Tage jedes Monats selig durchschwelgt hatte, so war er dafür die letzten Wochen jedes Monats darauf angewiesen, entweder zu hungern und zu darben, oder von Denjenigen zu borgen, welche noch gutmüthig oder leichtgläubig genug waren, dem Herrn von Pöllnitz borgen zu wollen. Auch gab es für ihn noch einige andere Erwerbsquellen, die der gewandte Hofcavalier mit vielem Glück zu benutzen wußte. Er war ein ausgezeichneter Écarté-Spieler, und da er als Ober-Ceremonienmeister die Vergnügungen des Hofes zu ordnen und auch die Plätze an den Spieltischen zu bestimmen hatte, so wußte er es jedes Mal so einzurichten, daß er selbst mit reichen und passionirten Spielern zusammenkam, von Denen er einige Louisd'or gewinnen und einige andere borgen konnte. Außerdem hatte Herr von Pöllnitz seit der Rückkehr des Königs wieder seine Functionen als Beobachter und Spion des Königs freiwillig aufgenommen, und was er am Hofe erspähte und erlauschte, das hinterbrachte er dem König, um dafür dann und wann eine kleine besondere Belohnung zu empfangen.

Seltame Idee, murmelte er, während er pustend und schnaufend die Terrasse hinaufkletterte, seltame Idee, hier in dieser langweiligen Einöde zu wohnen, während man doch einige anständige und comfortable Schlösser inmitten der Stadt und auf ebener Erde hat. Man sollte wahrhaftig meinen, der König habe eine solche Sehnsucht nach dem Himmel, daß er schon auf Erden ihm näher zu sein wünsche, als den Menschenkindern, von denen er sich zurückziehe, um zu beten und sich auf den Himmel vorzubereiten.

Der Baron lachte laut auf; es kam ihm gar so drollig vor, sich den König als betenden Einsiedler zu denken. Diese Vorstellung versetzte ihn in eine so heitere Stimmung, daß er dadurch die Kraft gewann, etwas rascher zu gehen und sich bald auf der obersten Abplattung der Terrassen und vor dem Schlosse befand.

Ohne Hindernisse gelangte er bis in das Vorzimmer des Königs,

dort aber stand Deesen, der Kammerlakai des Königs, und wehrte dem Herrn Ober-Ceremonienmeister den Eintritt in das Gemach des Königs.

Se. Majestät arbeitet mit den Cabinetsrätthen sagte er. Sie sind heute sehr beschäftigt und es ist ausdrücklicher Befehl, Niemand vorzulassen.

Aber ich muß Se. Majestät sprechen, ich habe ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen.

Sie werden am Ende doch nicht wichtiger sein als die Dinge, mit denen sich Se. Majestät jetzt beschäftigen, sagte der unerschütterliche Deesen. Der König hat befohlen, Niemand vorzulassen, und also lasse ich Niemand vor.

So werde ich mir also mit Gewalt den Eingang erzwingen müssen, rief Böllnitz überlaut, indem er gerade auf die Thür zuschritt. Aber Deesen kam ihm zuvor und richtete seine breite Gestalt drohend und kampfbereit vor der Thür auf.

Ein heftiger Wortwechsel entspann sich nun, bei welchem Herr von Böllnitz seine kreischende Stimme so mächtig erschallen ließ, daß er wohl hoffen durfte, von dem König gehört zu werden.

Diese Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht. Die Thür ward plötzlich geöffnet und der König erschien auf der Schwelle.

Böllnitz, sagte der König, Er ist und bleibt ein unverschämter Narr. Schreit Er da so laut wie der gallische Hahn, der meinem ganzen Hause den Krieg erklären möchte. Ich habe Friede gemacht mit dem gallischen Hahn, merke Er sich das, und wage Er es nicht wieder, hier so laut und unverschämt zu krähen. Was will Er von mir, Böllnitz? Wollen Seine Gläubiger ihn einstecken, oder kommt Er, um mir anzuzeigen, daß Er jetzt Jude geworden ist, um irgend eine einträgliche Rabbinerstelle anzunehmen?

Nein, Sire, ich bin noch immer ein reformirter Christ und meine Gläubiger denken nicht daran, mich einstecken zu wollen, denn sie wissen sehr wohl, daß das ihnen nichts hilft. Ich komme in ganz ernstern und dringenden Angelegenheiten und bitte Eure Majestät, mir sofort eine geheime Audienz ertheilen zu wollen.

Der König sah ihn mit durchdringenden Blicken an. Höre Er, Pöllnitz, sagte er, Er ist immer noch ein windiger Geselle, trotz seiner siebenzig Jahre. Ueberlege Er es sich noch einmal! Wenn das, was Er mir zu sagen hat, nicht wirklich wichtig und eilig ist, so werde ich Ihn bitter dafür strafen, daß Er es gewagt hat, mich in meinen Arbeiten mit den Cabinetsrathen zu stören. Ich werde Ihm Sein Gehalt für den nächsten Monat nicht auszahlen lassen.

Majestät, die Angelegenheit ist dringend und eilig. Ich wage mein Gehalt daran.

So komme Er in mein Cabinet. Aber mache Er es kurz, sagte der König, indem er das Vorzimmer durchschritt und in die gegenüberliegende Thür eintrat.

Jetzt rede Er, Pöllnitz, fuhr der König fort, als sie das Cabinet erreicht hatten.

Sire, zuerst bitte ich um Verzeihung, daß ich es wagen will, von einer Sache zu reden, welche schon so alt ist, daß ihr die Zähne wackeln und ihr Gesicht runzlig geworden ist.

Er will also von sich selber reden? unterbrach ihn der König.

Nein Sire, ich will von einer Sache reden, die vor dem Kriege ihre Blüthe hatte und die seitdem in einem unterirdischen Kerker verwelkt und verdorrt ist. Aber diese Sache droht wieder neue Keime emporzuschießen und neue Blätter zu entfalten, und ich fürchte, daß Eure Majestät das nicht wünschenswerth finden.

Rede Er deutlich und ohne Umschweife und Bilder. Er will irgend eine Verleumdung, eine Platscherei vorbringen, das merke ich wohl, Er kommt als mein wohl bestallter Familienspion, und Er hat irgend einen fetten Bissen erschnappt, denn Seine Augen leuchten so boshaft vergnügt, wie sie es immer thun, wenn er einen schlechten Streich vorhat. Nun also, heraus damit. Von wem will Er reden?

Von Prinzessin Amalie und von Trend, flüsterte Pöllnitz.

Der König starrte ihn mit flammenden Blicken einen Moment an, dann drehte er sich um und ging schweigend einige Male auf und ab.

Nun, was ist's mit der Geschichte? fragte der König dann, indem

er, Pölnitz den Rücken zugehend, in die Fensterische trat und zum Fenster hinauszublicken schien.

Sire, wenn Eure Majestät es nicht hindern, wird Prinzessin Amalie heute noch einen Unterhändler nach Wien absenden, welcher es unternehmen soll, die Kaiserin anzugehen, daß sie sich bei Eurer Majestät für die Freilassung Trend's verwende. Dieser Unterhändler ist mit Geld und Instructionen reichlich versehen und der österreichische Gesandte hat der Prinzessin einen sichern Weg angegeben, das Gesuch zu den Ohren der Kaiserin zu bringen und ihm einen Fürsprecher zu gewinnen. Sie wollen sich an den Ofenheizer der Kaiserin wenden, und dieser einflußreiche Mann soll es übernehmen, Maria Theresia zu veranlassen, bei Eurer Majestät die Freilassung Trend's zu erlangen. Wenn Eure Majestät den Unterhändler aufhalten und diese Intrigue hindern wollen, so muß das sogleich geschehen, denn vor einer Stunde hat er seine Instructionen vom General Riedt, vor einer Viertelstunde von der Prinzessin viertausend Louisd'or erhalten, womit der Ofenheizer bestochen werden soll, und für sich selbst die Versprechung, daß, wenn die Intrigue gelingt, der Unterhändler von der Prinzessin tausend Louisd'or zu fordern habe.

Weiter! rief der König, als Pölnitz jetzt schwieg.

Weiter? wiederholte Pölnitz verblüfft. Weiter habe ich nichts zu melden. Aber mir scheint, die Geschichte war wichtig genug.

Und mir scheint, daß Er mir da ein albernes Märchen erzählt hat! rief der König, indem er sich umwandte und dem Oberkammerherrn sein zürnendes Antlitz zeigte. Wenn Er meint, mit solchen fabelhaften und sinnlosen Geschichten von mir Geld zu erpressen, so ist Er in einem großen Irrthum befangen. Nicht einen Heller gebe ich Ihm für diese albernen Lügen. Denkt er denn, daß Oesterreich an die Tartarei grenzt? Dort ist ein Barbier Minister, und Er will gar einen Ofenheizer zum Vertrauten der Kaiserin machen! Das ist ja noch ärger wie ein Bartputzer, und Schehezerade würde nicht einmal wagen, ihrem schlaftrunkenen Sultan ein solches Märchen aufzuheften, wie der Herr von Pölnitz es mir thun möchte.

Aber, Sire, es ist kein Märchen! rief Pölnitz eifrig. Es ist die

reine Wahrheit. Der eine Page der Prinzessin hat gehorcht und hat mir die Geschichte sogleich hinterbracht.

Hat Er ihn schon belohnt und bezahlt für dies Märchen, das der Page vorgiebt erlauscht zu haben?

Nein, Sire!

So eile Er rasch nach Berlin zurück, belohne Er den Pagen für seine albernen Lügen mit einem Paar tüchtigen Ohrfeigen, und dann lege Er sich selber zu Bett und lasse Er sich Kamillenthee kochen, denn mir scheint, Sein Kopf ist schwach.

Aber, Sire, es ist wirklich die volle Wahrheit, die verhält sich in der That so, wie fabelhaft sie auch klingen mag.

Des Königs Augen trafen ihn mit einem zornigen Blitz. Es ist ein albernes Märchen! rief er mit lauter, gebieterischer Stimme. Rede Er mir kein Wort weiter davon und wage Er es nicht, etwa Andern davon zu erzählen. Gehe Er jetzt und vergesse Er die ganze Dummheit.

Pölnitz schlich seufzend und mit gebeugtem Haupte der Thür zu. Aber bevor er sie öffnete, wandte er sich noch einmal nach dem König um.

Sire, sagte er, es sind die letzten Tage des Monats, und dieser unglückliche October hat noch dazu einunddreißig Tage. Eure Majestät sollten wenigstens meinen Eifer anerkennen, wenn auch die Sache, wie die Weisheit des Königs entscheidet, unwahr ist.

Ich soll Ihn belohnen für seinen Eifer, Böses zu thun? sagte der König kopfschüttelnd. Aber freilich, es ist so in der Welt! Das Böse wird belohnt und das Gute tritt man unter die Füße. Er ist es nicht werth, einen Fußtritt zu erhalten, gehe Er also hin und lasse Er sich belohnen! Mein Kämmerer soll Ihm zehn Friedrichsd'or auszahlen, aber unter Einer Bedingung!

Und diese ist? fragte Pölnitz freudig.

Er geht, so wie Er in Berlin ankommt, in's Schloß, läßt sich den Pagen der Prinzessin rufen und giebt ihm ein Paar tüchtige Ohrfeigen zur Strafe dafür, daß er Ihm solche Albernheiten vorgelogen hat. Geh' Er jetzt mit Gott! Adieu!

Lange noch, nachdem Pölnitz das Cabinet verlassen, stand der König

in tiefe Gedanken versunken in der Fensterbank. Er schien es ganz vergessen zu haben, daß seine Cabinetsräthe warteten und die Minister zur Conferenz beschieden waren. Er dachte an seiner Schwester langes und trauriges Leiden, an ihre Treue und Resignation, und ein tiefes, schmerzliches Mitleiden erfüllte sein Herz.

Ich darf ihr endlich wohl den armseligen Trost gönnen, zu seiner Befreiung beigetragen zu haben, sagte er leise zu sich selber. Sie ist so hart und so lange für diese unselige Liebe bestraft worden, daß ich ihr wohl jetzt die traurige Genugthuung gewähren darf, von dem Grabe dieser Liebe einige duftlose Blüten zu pflücken. Möge sie sich also immerhin an den Ofenheizer der Kaiserin wenden, auf daß er der frommen Frau Muhme etwas einheize mit Vorstellungen und Bitten. Ich will's nicht hindern, und wenn Muhme Theresia sich bei mir für Trend wendet, so will ich nicht daran denken, daß er ein rebellischer Unterthan, ja ein Verräther gewesen ist, der den Tod verdient hat, sondern ich werde mich nur erinnern, daß Amalie um feinetwillen unaussprechlich gelitten hat, daß ihr Leben öde und vereinsamt ist, eine schauerliche Nacht, in welche man wohl einen Sonnenstrahl darf fallen lassen. Arme Amalie, sie liebt ihn noch!

Und indem der König aus der Fensterbank hervortrat und langsam das Cabinet durchschritt, um in sein Arbeitszimmer und zu seinen Cabinetsräthen zurückzukehren, murmelte er leise: Es ist doch etwas Schönes um ein großes, reiches Menschenherz. Besser, wenn der Schmerz es tödtet, als wenn die Verachtung es unempfindlich macht und es zu Stein verhärtet.

VIII.

Das Unglück bricht herein.

Während der König einsam und still in Sanssouci lebte, nur beschäftigt mit seinen Studien und seinen ernstesten Regierungsangelegenheiten, dauerten in Rheinsberg die Feste und Lustbarkeiten ununterbrochen fort. Es schien, als habe Prinz Heinrich gar keine andere Gedanken, keine anderen Wünsche, als seiner Gemahlin immer neue Ueberraschungen zu bereiten, ihr immer neue Huldigungen darzubringen. Hatte er so viele Jahre dem Ernst und den Mühsalen des Lebens opfern müssen, so wollte er sich jetzt dafür durch einen ununterbrochenen Genuß der lange entbehrten Freuden entschädigen und seine Zeit ebenso beeifert dem Vergnügen und den Zerstreuungen widmen, wie er sie sonst den Strapazen und Gefahren des Krieges dargebracht.

Feste folgten daher auf Feste, und alle Diejenigen des eleganten und vornehmen Berlin, welche auf Jugend, Schönheit, Geist und Lebenswürdigkeit Ansprüche zu machen hatten, waren stets willkommene Gäste in dem Schlosse des Prinzen, das sich in einen glänzenden Tempel der Freude schien verwandelt zu haben.

Es war jetzt im Spätherbst, und Prinz Heinrich hatte beschlossen, mit einem eigenthümlichen und phantastischen Feste die lange Reihe der sonnigen und duftenden Wald- und Gartenfeste abzuschließen. Bevor man in die Salons, in die Winterquartiere des Vergnügens sich zurückzog, wollte man in einer feierlichen Weise Abschied nehmen von der Natur. Die Nymphen des Waldes und der Quelle, die Hamadryaden der Bäume, die Faunen und Satyrn, die Götter des Waldes und der Flur sollten noch einmal den Wald beherrschen, bevor sie das Scepter in die rauhen Hände des Winters niederlegten. Die Gäste von Rheinsberg sollten noch einmal in ungebundener, sorgloser Heiterkeit einen Tag des Glückes genießen, bevor sie in die Wintersalons sich zurückziehen mußten, auf deren Schwelle die Etiquette sie mit ihrem gezwungenen Hosflächeln, ihren steifen Prunkgewändern, ihren Orden und Titeln empfing.

Die Damen und Herren hatten sich daher in Götter und Göttinnen, in Nymphen, Hamadryaden, Faunen, Satyrn und Waldgeister verwandelt. Das Hüfthorn Diana's hallte wieder durch den Wald, den die Göttin mit ihren reizenden Jägerinnen durchzog, begleitet von Endymion, der den Actäon verfolgte. Da war Apoll und die reizende Daphne, Echo und der eitle Narcissus, und an dem Rande des See's, der in der Mitte des Waldes sein funkelndes Auge öffnete, tanzten die Nymphen der Quellen mit den Tritonen den lustigen Ringeltanz.

Es war, wie gesagt, ein phantastisches, seltsames Fest, das der Prinz da veranstaltet hatte. Er selber hatte dazu alle Anordnungen getroffen, er selber hatte die Rollen vertheilt und Jedem seinen Platz angewiesen, und damit dem heitern und phantastischen Fest auch das Gepräge vollkommener Ungenirtheit und Natürlichkeit nicht fehle, sollte Jeder nach Belieben seinem Amusement nachgehen, Abenteuer und Vergnügungen suchen, oder in die Einsamkeit sich zurückziehen können, um zu lesen, nachzudenken, zu träumen, und zu schlafen. Nur zur Mittagszeit sollten Alle, sobald der Ruf des Hüfthorns der Göttin Diana erschalle, auf der großen Ebene am See sich sammeln, wo man unter einzelnen kleinen Zelten, auf dem grünen Rasen, oder an der großen Tafel, die dort unter dem von Blumengewinden und lustigen Draperien gebildeten Zelt aufgestellt war, ein ebenso gediegenes als üppiges Mahl einnehmen sollte.

Die ganze übrige Zeit war, wie gesagt, dem freiwilligen Vergnügen, welches Jeder sich selber zu schaffen und zu suchen hatte, bestimmt, und der Geist der Cavaliere und die Muthwilligkeit der Damen zeigte sich heute erfinderischer als je. Ueberall sah man schäfernde Göttinnen, welche in das Gebüsch schlüpften, entweder um den Nachstellungen irgend eines Gottes zu entgehen, oder um zu einem erwünschten Rendezvous sich zu verirren. Am Ufer des Sees lagen reizende Gondeln bereit für Diejenigen, welche auf den schaukelnden Wellen sich erholen und ausruhen wollten. Für die Jäger und Jägerinnen waren hier und dort an den Bäumen Scheiben aufgestellt, und allerlei Schießgeräthe, Armbrüste und Köcher mit leicht befiederten Pfeilen lagen daneben. Außerdem aber waren durch den ganzen Wald einzelne kleine Hüttchen vertheilt, von außen nur mit Baumrinde bekleidet, und anzuschauen wie ein Haufen gefälltes

Holz, innen aber mit Ruhesitzen und einer ebenso behaglichen als eleganten Einrichtung versehen. *) Jede dieser Hüttchen war mit einer Nummer versehen, und beim Beginn des Festes hatte jede Dame aus einer Urne sich ein Loos gezogen, dessen Nummer die Hütte bezeichnete, welche ihr gehörte. Der Zufall allein hatte dabei entschieden, und Jede hatte ihr Götterwort verpfänden müssen, an Niemand die Nummer ihrer Hütte zu verrathen. Dadurch entstand ein heiteres Suchen und Spähen, ein lustiges Haschen und Verfolgen, welches dem ganzen Fest einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Jede der Nymphen und Göttinnen konnte sich vor ihren Verfolgern in ihre Hütte retten, und sie hatte alsdann nur nöthig, über derselben den Kranz von grünen Eichenblättern, den sie in der Hütte fand, aufzuhängen, um sich vor jedem weiteren Vordringen ihres Verfolgers zu sichern, denn dieser Kranz sollte Jedem der Cavaliere das Zeichen sein, daß die Herrin der Hütte sich in dieselbe zurückgezogen habe, und ihre Einsamkeit nicht gestört sehen wolle.

Damit nichts die Harmonie und den Einklang dieses Festes störe, hatten der Prinz und seine Gemahlin selbst sich der übrigen Gesellschaft vollkommen gleichgestellt, und auf den ausdrücklichen Wunsch der Prinzessin hatte sie in diesem Götterspiel keine hervorragende Rolle einzunehmen, sondern durfte in dem einfachen und reizenden Costüm einer Waldnymphe sich in das frohe Gewühl mengen, während der Prinz ein ideales und phantastisches Jägercostüm für sich gewählt hatte. Auch bei der Wahl der Waldhütten hatte Prinzessin Wilhelmine jede Bevorzugung von sich zurückgewiesen, und gleich den anderen Damen hatte sie durch das Loos sich ihre Hütte gewählt, deren Nummer sie selbst den dringenden Bitten ihres Gemahls verweigert hatte.

So schien denn dieser Tag nur der Freude und dem Glück geweiht, Jedermann zeigte ein lächelndes, heiteres Angesicht, frohes Jauchzen und lustiges Lacheln erschallte durch den Wald, und dazwischen hörte man das Klingen der Hifthörner, das Knallen der Geschosse, das Bellen der Hunde, welche die Göttin Diana in ihrem Gefolge hatte, oder den Klang süßer Lieder, wie Virgil sie für die arkadischen Schäferinnen gedichtet.

*) Thiébault. Mes souvenirs de vingt ans etc. Vol. II. p. 139.

— Und doch, auf wie vielen dieser Gesichter mochte das Lächeln nur ein erkünsteltes sein, wie viele Seufzer mochten sich mischen in diese Klänge der Freude, wie viel Sorge und Beängstigung mochte das Innere dieser Götter erfüllen, die außen so voll göttlicher Heiterkeit erschienen.

Selbst auf der hehren Stirn der Göttin Diana thront nicht diese erhabene Ruhe, von welcher Homer uns so viel erzählt, selbst ihr Antlitz ist unruhig und sorgenvoll, und in ihren großen schwarzen Augen flackert ein unstätes, glühendes Feuer, wie es nimmer in den Augen der keuschen Göttin zu schauen gewesen.

Seht, da drüben tritt sie aus dem Wald, die Göttin Diana, athemlos und hastig, vorwärts schauend mit bangem Blick, als fürchte sie das Nahen irgend eines Verfolgers, dann, als sie sieht, daß Niemand hinter ihr ist, eilt sie mit raschen Schritten vorwärts, jener Hütte zu, welche da im Gebüsch hervorscheint. Der Eichenkranz ist an dieser Hütte aufgehängt, aber Diana achtet nicht darauf, sie weiß, was das bedeutet, und außerdem ist Niemand berechtigt in diese Hütte einzutreten, als sie allein, denn es ist ihre Hütte, durch das Loos ihr zuerkannt, und billig sollte sie allein die Nummer derselben kennen.

Aber wie sie jetzt in die Hütte eintritt, regt sich etwas im Hintergrunde derselben, und Endymion, der schöne Jäger, tritt ihr mit lächelndem Gruß entgegen.

Endlich kommen Sie, Camilla, flüsterte er leise, endlich gönnen Sie mir das Glück, Sie allein und ohne Zeugen zu sehen. Oh mein Gott, es ist eine Ewigkeit her, seit ich Sie nicht gesehen. Sie sind sehr grausam gegen mich, mir so jedes Zusammensein mit Ihnen zu versagen, und mich immer in weiter Ferne nach einem Ihrer Blicke schmachten zu lassen.

Als ob es von mir abhinge, Sie näher kommen zu lassen, sagte Camilla mit einem höhnischen Lächeln. Als ob ich nicht immer mit Argusaugen bewacht würde, wie eine Gefangene, von der man jeden Augenblick erwartet, daß sie ausbrechen und davon laufen wird. Wie viel Mühe, wie viel Gewandtheit und List habe ich anwenden müssen, um hierher zu kommen. Es war ein abscheulicher Einfall von dem Prinzen, mir die Rolle der Diana zu ertheilen, denn dadurch habe ich eine ganze

Bande von Aufpasserinnen und Spioninnen hinter mir, und ich versichere Sie, meine holden Jägerinnen sind von einer so furchtbaren Keuschheit, daß schon der Anblick eines Mannes sie mit Entsetzen erfüllt, und sie vor ihm in das wildeste Dickicht des Waldes fliehen.

Vielleicht weil sie in diesem Dickicht einen Liebhaber versteckt wissen, sagte Endymion leichtfertig.

Camilla lachte laut auf. Sie mögen Recht haben, sagte sie. Aber wenn meine Jägerinnen fliehen, so bleibt mir immer noch dieser abscheuliche Argus, der mich wirklich mit tausend Augen bewacht, und gar nicht von meiner Seite weicht. Es ist eine bloße Malice von dem Prinzen, daß er meinem unleidlichen, sittenrichterlichen Stiefvater diese Rolle zuertheilt, und ihn dadurch förmlich auf mich gehezt hat.

Und wie ist es Ihnen gelungen, der Wachsamkeit Ihres Argus zu entgehen, und hierher zu kommen?

Ich bin ihm entschlüpft in dem Augenblick als die Prinzessin ihn anredete, und meine holden Jägerinnen eben eine kleine Jagd auf den lustigen Actäon machten, den der Herr von Kaphengst wirklich mit köstlichem Humor darstellt. Ich mußte Sie durchaus sprechen, denn ich habe Ihnen so Vieles zu erzählen, und muß durchaus vor Ihnen mein gequältes, unglückliches Herz ausschütten. Sie sind ja mein lieber treuer Cousin Kindar, und so hoffe ich, Sie werden Ihre arme Cousine nicht verlassen, sondern nach besten Kräften ihr Ihren Rath und Ihre Hülfe ertheilen.

Herr von Kindar neigte sich auf Camillens dargereichte Hand, und preßte seine glühenden Lippen auf dieselbe. Rechnen Sie auf mich als auf Ihren treuesten Sklaven, der glücklich wäre wenigstens für Sie sterben zu dürfen, da er nicht für Sie leben darf.

Nun also hören Sie, beau cousin, flüsterte Camilla lächelnd. Sie wissen, daß mein ehrenfester, gestrenger Herr Gemahl Berlin verlassen hat, um den ihm ertheilten Gesandtschaftsposten in Kopenhagen einzunehmen. Ich konnte ihn nicht sogleich begleiten, weil ich jeden Tag der Geburt meines Kindes entgegensah, und dieses kleine Geschöpf die vernünftige Idee hatte, nicht eher auf die Welt zu kommen, bevor sein Herr Vater nicht glücklich abgereist war, nachdem er mir noch eine große Vor-

lesung über seine Treue und Zärtlichkeit und über meine Pflichten als einsame Gattin und junge Mutter gehalten hatte. Ich mußte ihm nun unter anderem auch schwören, niemals meinen beau cousin in meinem Hause empfangen zu wollen.

Und Sie leisteten diesen Schwur? unterbrach sie Kindar vorwurfsvoll.

Ich mußte ihn wohl leisten, sonst wäre er entweder gar nicht abgereist, oder er hätte mich mit fortgeschleppt. Außerdem hat er seinen alten Vertrauten, den Haushofmeister, bei mir zurückgelassen, und diesem den strengen Befehl ertheilt, Sie niemals bei mir anmelden zu lassen. Um seiner tyrannischen Eifersucht aber noch die Krone aufzusetzen, hat er meinen Stiefvater auch noch in das Geheimniß seiner Eifersucht eingeweiht, und von ihm den Freundschaftsdienst begehrt, mich zu allen Festen und Gesellschaften an seiner Statt zu begleiten, und immer zu verhindern, daß Sie mir nicht zu nahe kommen.

Mein Gott, sagte Herr von Kindar mit einem faden Lächeln, bin ich denn so gefährlich?

Diese Herren scheinen es wenigstens zu glauben, und wenn ich Ihnen nicht so sehr gut wäre, so müßte ich Sie wahrlich hassen, so viel habe ich um Ihetwillen leiden müssen.

Herr von Kindar bedeckte statt jeder Antwort ihre Hand, die noch immer in der seinigen ruhte, mit glühenden Küssen.

Seien Sie vernünftig, beau cousin, und hören Sie mir zu, sagte Camilla, indem sie lächelnd ihre Hand zurückzog. Mein Gemahl befindet sich also, wie ich Ihnen sagte, seit acht Wochen in Kopenhagen, und hat mich schon mehrmals gebeten, ihm jetzt, da ich ganz wieder hergestellt bin, mit dem Kinde dahin nachzufolgen.

Der Barbar! Der Unmensch! murmelte Kindar.

Ich habe es jedes Mal unter irgend einem Vorwand abgelehnt schon jetzt zu kommen. Denken Sie aber, gestern Morgen erhielt ich einen Brief, worin mein Herr Gemahl nicht mehr bittet, sondern sich untersteht, mir, wie er sich selber ausdrückt, „den strengen Befehl“ zu ertheilen, zwei Tage nach Empfang seines Briefes von Berlin aufzubrechen und zu ihm zu kommen.

Aber das ist ja eine Tyrannei, welche alles Maaß überschreitet! rief Kindar empathisch. Wie? Glaubt denn dieser hochtrabende weise Lord, daß seine Gemahlin ihm gehorchen muß, wie eine Sclavin, die er für seine Pfunde in Amerika kaufen kann? Ach Camilla, Sie sind es Ihrer eigenen Ehre schuldig, ihm zu beweisen, daß Sie ein freigebornes, edles Weib sind, dem Niemand Befehle ertheilen kann, Niemand, selbst nicht Ihr Gemahl!

Und wie soll ich ihm das beweisen? fragte Camilla.

Indem Sie hier bleiben, flüsterte Herr von Kindar, so dicht an ihr Ohr geneigt, daß sie seinen glühenden Athem auf ihrer Wange fühlte. Theuerste, geliebteste Camilla, Sie können, Sie dürfen nicht daran denken, Berlin verlassen zu wollen, denn Sie wissen wohl, daß die Stunde Ihrer Abreise die Stunde meines Todes sein würde. Sie wissen das, denn Sie wissen es ja schon lange, daß ich Sie grenzenlos liebe, und Sie sind mir wohl einige Entschädigung schuldig für den grausamen Schmerz, den Sie mir durch die Vermählung mit einem Anderen bereitet haben.

Und worin soll diese Entschädigung bestehen? fragte Camilla mit einem coquetten Lächeln.

Herr von Kindar wagte es seinen Arm leise um ihre Taille zu legen. Darin soll sie bestehen, angebetete Camilla, daß Sie hier bleiben, und daß Sie es für mich thun! Darin, daß Sie Ihrem verhaßten Gemahl entschieden erklären, Sie würden unter keiner Bedingung Berlin verlassen; seinem brutalen Befehl gegenüber erfordere es Ihre Ehre, ihm zu beweisen, daß es für Sie keine Befehle gäbe, und daß Sie nur Ihrer eigenen Neigung und Ihrem eigenen Willen folgten. Deshalb würden Sie in Berlin bleiben.

Wollen Sie mir diesen Brief schreiben? fragte Camilla.

Wenn ich es thue, willigen Sie dann ein, hier zu bleiben, und mir, trotz der Befehle Ihres Gemahls, und der Argusaugen Ihres Stiefvaters, nicht mehr Ihre Thür zu verschließen?

Schreiben Sie mir erst den Brief, das Uebrige wird sich finden, sagte Camilla leichtfertig.

Ich schreibe ihn diese Nacht, darf ich ihn dann morgen früh selbst zu Ihnen bringen, und ihn zu Ihren Füßen niederlegen?

Wenn ich Nein sage, werden Sie dann die Güte haben, ihn meiner Kammerjungfer zu übergeben?

Ich schwöre bei meiner Ehre, daß ich den Brief nur Ihnen selber übergeben werde.

Nun also, mein tyrannischer Herr Vetter, so zwingen Sie mich ja, Ihnen meine Thür zu öffnen, trotz des Gemahls und des Stiefvaters, und dieses Cerberus von Haushofmeister, der meine Schwelle bewacht. Der Brief, den Sie mir schreiben wollen, ist ein Talisman, der Ihnen alle verschlossenen Pforten meines Hauses öffnet.

Aber was helfen mir alle diese geöffneten Pforten, da mir doch die Pforte Ihres Herzens immer noch verschlossen bleibt, Camilla. Ah, Sie lachen, Camilla, Sie verhöhnen und verspotten meine Leiden. Mein Gott, Sie sind also ganz ohne Mitleid, ohne Erbarmen! Sie sehen, was ich leide, und Sie lachen!

Camilla neigte sich zu ihm. Ich lache, flüsterte sie, weil Sie gar so dumm sind, beau cousin. Aber horch, da ertönt das Hallali meiner Jägerinnen. Ich muß eilen zu ihnen zu kommen, sonst umringen sie meine Hütte, und wären im Stande hier einzudringen! Leben Sie also wohl! Morgen erwarte ich Sie mit dem Briefe! Adieu, beau cousin.

Sie warf ihm mit den Fingerspitzen einen Kuß hin, und verließ dann rasch die Hütte.

Herr von Kindar blickte ihr mit einem seltsamen Lächeln nach. Sie ist mein, flüsterte er leise. Wir werden da in der That einen allerliebsten kleinen Roman durchleben, nur daß er nicht mit einer Heirath, sondern mit einer Scheidung endigen wird. Es fällt mir aber gar nicht ein, auf diese Scheidung dann eine Heirath folgen zu lassen! Gott bewahre mich davor, dieses schöne, eigensinnige, wetterwendische und coquette Weib heirathen zu müssen! —

Während sich dies in dem einen Theil des Waldes begab, hatte das Fest seinen heiteren Fortgang genommen. Man sang und lachte, man scherzte und jauchzte, und Niemand ahnte, daß über dieses sonnige Fest, die finstere hohulachende Sünde ihre dunklen erkältenden Schatten gewor-

fen, daß das feige Verbrechen des Verraths mit seinem Gifthand die reine Luft dieses Waldes schon verpestet habe.

Niemand ahnte das weniger, als Prinz Heinrich selber. Er war glücklich und zufrieden, daß dieses Fest so wohl gelungen, daß der sonnige Herbsttag seinen Veranstaltungen so köstlich zu Hülfe gekommen. Die Sonne da draußen leuchtete bis in sein Herz hinein, und machte es warm und freudenvoll. Er hatte eben mit einigen Cavalieren seines Hofes eine kleine Tour durch den Wald gemacht, und kehrte jetzt zu dem Zelt am Ufer des See's zurück. Dort hatte er die Prinzessin vorhin im Kreise der Nymphen zuletzt gesehen, aber jetzt war sie nicht mehr dort, und keine der Damen wußte ihm zu sagen, wohin sie sich gewendet.

Sie wird sich in ihre Hütte zurückgezogen haben, sagte der Prinz zu sich selber, indem er lächelnd wieder dem Dickicht des Waldes zuschritt. Es kommt also nur darauf an, ihre Hütte zu finden, denn ohne Zweifel ist sie dort, und erwartet, daß ich sie suche. Nun also, Ihr holden Kobolde des Zufalls, steht mir bei, und zeigt mir die Hütte, wo meine Geliebte sich verborgen hat. Ich will und muß sie finden, und wär's auch nur, um ihr zu beweisen, daß meine Liebe so stark und mächtig ist, um jedes Hinderniß überwinden zu können, und jedes Geheimniß zu durchbrechen! — Es sind vierundzwanzig Hütten errichtet, und ich weiß von Jeder ihren Platz. Ich werde also alle diese Hütten besuchen, und es wäre doch wunderbar, wenn ich meine geliebte Wilhelmine nicht entdecken sollte!

Er ging mit hastigen Schritten vorwärts, der Richtung nach, in welcher die Baumhütten aufgestellt waren. Ein seltsamer Zufall wollte, daß alle diese Hütten leer waren, daß an keiner derselben der verhängnißvolle Kranz aufgehangen war, und der Prinz daher wagen durfte, in diese Hütten einzutreten, und sich zu überzeugen, daß Niemand darin sei. — Dreiundzwanzig dieser Hütten hatte der Prinz jetzt schon gesehen, ohne Diejenige zu finden, welche er so sehnsuchtsvoll suchte.

Ich werde auch noch zu der letzten Hütte gehen, sagte der Prinz heiter, vielleicht haben die Götter mich nur so weit in der Irre umher getrieben um mich am Ende meines Weges das Glück endlich finden zu lassen.

Da in der Ferne sah er sie schon sich entgegenleuchten, diese letzte Hütte. In der Mitte buschigen niederen Gesträuches lag sie lauschig und still da, und wie der Prinz jetzt näher kam, sah er mit herzklopfender Freude, daß wirklich der Eichenkranz über der Thür der Hütte aufgehangen war.

Sie ist da, ich habe sie also gefunden, murmelte der Prinz mit freudigem Lächeln in sich hinein, indem er mit besflügeltem Schritte der Hütte zueilte. Auf einmal blieb er stehen.

Nein, sagte er, ich darf es nicht wagen, sie zu überfallen. Ich muß das Gesetz, welches ich selbst gegeben, heilig halten; der Eichenkranz hängt vor dieser Hütte, Niemand darf es also wagen, die Thür zu öffnen. Aber ich werde mich wie ein treuer Hund vor der Thür niederlegen, hinter welcher meine Geliebte weilt, und wenn sie endlich heraustritt, muß sie entweder über meinen Körper fortschreiten, oder in meine Arme sinken.

Leise, sorgsam bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden, schlich der Prinz jetzt der Hütte zu. Dann, als er sie erreicht hatte, ließ er sich langsam in das Gras niedergleiten, die lächelnden Blicke der Thür zugewandt, hinter welcher seine Geliebte sich verborgen hielt.

Tiefe Stille herrschte jetzt ringsumher. Es war ein köstlicher, lauschiger Platz, ganz geeignet zu einem zärtlichen Rendezvous, und voll jenes süßen Schweigens, welches so laut und so beredt zu den Herzen der Liebenden spricht. In weiter Ferne vernahm man den Klang des Jagdhorns, und die heiteren Lieder der fröhlichen Jäger tönten nur in einzelnen Accorden herüber, während die großen Bäume ringsum dann und wann höher aufrauschten, als wollten auch sie ihre Lieder in diese Klänge der allgemeinen Freude mischen. Hier und dort in den Zweigen ließ irgend ein verspäteter Waldvogel seine melodische Stimme mit irgend einem sehnsuchtsvollen Ruf erschallen, der von einem anderen Baume her seine Erwiederung fand. Zuweilen raschelte es in dem gelben Laub, welches der Herbst schon zu den Füßen der Bäume niedergeweht hatte, und ein Eichkätzchen schlüpfte mit zierlich gehobenem Schweif über das Laubwerk dahin, um mit fliegender Eile an einem anderen Baume hinaufzuklettern, oder ein Frosch kam langsam und mit komischen Sprün-

gen aus den gelben Blättern hervor, vielleicht auf der Jagd nach irgend einem Käferchen, das vor ihm auf der Flucht war.

Der Prinz gab sich eine Zeitlang mit süßem Behagen dieser Waldeinsamkeit hin, er athmete zuweilen hoch auf, als wolle er diese köstliche Waldbluth in sich hineinsaugen, seine lächelnden Blicke schweiften ringsumher, bald hinauf zum Himmel, wo einzelne weiße Wölkchen vorüberflatterten, bald zur Erde hin, wo irgend ein glänzendes Insect seinem Auge begegnete.

Aber, — was war es, was ihn plötzlich, wie mit einem tödtlichen Schreck durchzuckte, warum erblaßte er auf einmal, und wandte seine flammenden Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Entsetzen nach der Hütte hin? Warum richtete er aus seiner ruhenden Stellung halb sich empor, wie ein Jäger, der die Beute heranschleichen sieht, welche er tödten will? Was war es, welches machte, daß seine Lippen sich fest aufeinander preßten, als wollten sie einen Schrei des Entsetzens oder eine Verwünschung des Zorns zurückdrängen? Und warum lauschte er jetzt mit angehaltenem Athem, die Blicke starr nach der Hütte hingewandt, die beiden zur Faust zusammengeballten Hände vorstreckend, als hebe er sie drohend gegen einen nahenden Feind?

Auf einmal sprang er empor, wuthflammend, zitternd stürzte er nach der Thür hin, aber, schon im Begriff sie mit einem Faustschlag zu treffen, schwankte er zurück; todesbleich, ächzend, als habe sein Fuß da, an der Schwelle dieser Thür auf eine giftige Schlange getreten. So, immerfort rückwärts schreitend, mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen, mit halbgeöffneten Lippen, die in einem Schrei schienen erstarrt zu sein, schwankte er immer weiter zurück von der Hütte, und dann auf einmal, als wäre er nicht länger im Stande das Entsetzliche zu schauen, wandte er sich um, und in rasendem Lauf, wie ein von Furien Verfolgter, stürzte er von dannen.

Weiter, immer weiter fort, bis seine Kraft, bis der Athem in seiner Brust erschöpft war. Dann sank er keuchend zusammen. Es war feig, zu entfliehen, murmelte er leise vor sich hin. Aber ich fühlte, daß ich sie Beide würde ermordet haben, wenn sie vor meinen Augen aus der Hütte getreten wären. Eine Stimme in mir flüsterte: „entflieh, oder

Du wirst zum Mörder werden.“ Ich bin ihr gefolgt, fast wider meinen Willen! Es war eine Feigheit, ein unverzeihlicher Fehler, aber ich werde ihn wieder gut machen. Ich werde zu der Hütte zurückkehren!

Er sprang empor, wie ein Tiger, der bereit ist, sich auf seine Beute zu stürzen. Seine Hand faßte unwillkürlich nach seiner Seite, um den Dolch oder das Schwert zu fassen.

Ach, ich habe nicht einmal Waffen! sagte er dann zähneknirschend. Ich werde sie also mit meinen Händen tödten müssen!

Nun schritt er hochaufgerichteten Hauptes vorwärts, stolz wie ein Sieger, oder wie Einer, der den Tod überwunden hat und nichts mehr fürchtet, immer rascher, immer eilender, als besorge er, das Unheil, welches er jetzt wie eine Schlange unter seinen Füßen zertreten wollte, könnte vor ihm in das Gebüsch entfliehen.

Da lag sie wieder vor ihm, die unselige Hütte, aber nicht mehr, wie vorher, lächelte sie ihm entgegen, sondern ihr Anblick erfüllte ihn mit Entsetzen und wildem Zorn.

Jetzt hatte er sie erreicht, mit einem Ruck stieß er die Thür auf, aber — die Hütte war leer. Der Prinz hatte nicht bemerkt, daß der Eichenfranz nicht mehr an der Thür hing und der Eintritt daher Jedem erlaubt war.

Sie sind fort, murmelte der Prinz. Dies Mal sind sie noch der Strafe entgangen, denn ich kann sie nicht überführen! Aber ich werde warten, ich werde sie beobachten, und wehe ihnen, wenn ich sie schuldig finde!

IX.

Bruder und Schwester.

Ein Monat war vergangen, seit Prinzessin Amalie ihren Unterhändler an den Ofenheizer der Kaiserin abgesandt, und noch immer war sie ohne eine entscheidende Nachricht. Nur ein Mal war der General

von Niede zu ihr gekommen, um ihr zu sagen, daß es glücklich gelungen sei, den Savoyarden für Trend's Schicksal zu interessiren, und daß er es übernommen habe, die Kaiserin an den unglücklichen Gefangenen zu erinnern. Aber er habe die Bedingung hinzugefügt, daß Niemand wieder zu ihm käme, um mit ihm von dieser Angelegenheit zu reden, daß dieselbe überhaupt als ein strenges und unverbrüchliches Geheimniß bewahrt werde. Erst wenn Trend wirklich frei sei, solle man wieder zu ihm kommen, entweder, wenn er das Ziel erreicht, um ihm die zweite Hälfte der versprochenen Summe zu geben, oder, wenn er es verfehlt, die erste Hälfte, welche er schon erhalten, wieder zu empfangen. *)

Das war, wie gesagt, die einzige Nachricht, welche die Prinzessin von Wien erhalten hatte, ihr Herz war daher kummervoll und verzagt. Trend saß noch immer in seinem unterirdischen Gefängniß in Magdeburg und Amalie wagte kaum noch auf Befreiung zu hoffen.

Es war ein stürmischer und finsterner Novembertag. Die Prinzessin stand am Fenster und schaute den wirbelnden Schneeflocken zu und horchte auf das pfeifende Geheul des Sturmes, das ihr wie die grimmigen Gefänge hohnlachender Geister erschien und sie mit einer Art boshafter Freude erfüllte.

Heute werden wieder viele Schiffe auf dem Meere zu Grunde gehen und viel Hab und Gut der Menschen wird zerstört werden! murmelte sie mit einem heisern Lachen vor sich hin. Gott sendet einmal wieder seine Lieblingstochter, die heulende Windsbraut, damit sie den Menschen ein Lied vorsinge von ihrer Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit und sie ein wenig strafe an Dem, worin sie allein empfindlich sind, an ihrem Eigenthum. Darum freut mich das Pfeifen und Brüllen des Sturmes, es ist die Stimme des großen Weltgeistes, der im Donner dahinfährt und die feigen Menschen erzittern macht. Sie verdienen es nicht besser, denn sie sind gar so nichtswürdig und verächtlich. Ich verachte sie, ich lasse sie Alle, Alle, und nur wenn ich sie leiden sehe, fühle ich mich ihnen versöhnt. Ah, da hat der Sturm drüben auf der Straße eine schöne geputzte Dame erfaßt. Hei, wie er sie umherwirbelt, wie er

*) Thiébault. Vol. IV. p. 219.

ihre Kleider hoch aufbauscht und ihrer erlogenen und erkünstelten Sittsamkeit spottet. Glender, schillernder Schmetterling, glaubtest vielleicht, Du seiest eine Göttin an Schönheit und Anmuth, jetzt lehrt Dich der Sturm, daß Du nur ein armseliges Insect bist, ein machtloses Atom, das in das Weltall zerwirbelt wird, wie irgend ein anderes elendes Insect! Und der Sturm nimmt doch nur erst Deine Kleider und Deinen kostbaren Hut! Aber warte nur, eines Tages wird er auch Dein Herz nehmen und wird es umherwirbeln und zerschellen und Niemand wird Mitleiden mit Dir haben, sondern Jedermann wird Dich verspotten und verhöhnen. Denn das Unglück ist eine Schande, welche man den Menschen niemals verzeiht! Möge man immerhin ein Verbrecher, ein Mörder und Dieb sein, die Welt wird Einem das verzeihen, wenn man Glück dabei hat und es verstand, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Die Welt verzeiht den Verbrechern, aber sie verzeiht niemals den Unglücklichen! O, es ist eine so tolle, lustige Welt, und Thoren sind Diejenigen, welche die Welt ernsthaft nehmen und nicht mit ihr lachen, lachen, wie ich es thue!

Sie lachte laut auf, aber es war ein hartes, rauhes Lachen, vor dem Amalie selber erschrak.

Es ist kalt hier, sagte sie, in sich zusammenschauernd, ich glaube, ich werde niemals wieder warm werden. Mich friert immer, und dieser abscheuliche Frost hat auch meine Seele und mein Herz schon ganz erstarren gemacht. Ich möchte wohl wissen, ob ich im Grabe wieder aufthauen werde.

Sie trat langsam von dem Fenster zurück und schlich durch das weite, einsame Gemach nach dem Kamin hin, in welchem große Holzscheite brannten und bald mit hellen Flammen aufloderten, bald in leuchtender Gluth zusammensanken.

Amalie nahm die eiserne Stange und belustigte sich damit, in dem Feuer umherzubohren und die tanzenden und zischelnden Flammen zu beobachten. Das Feuer warf über ihre ganze Gestalt seine glühenden Streiflichter und beleuchtete mit einem röthlichen Schimmer ihr eingefallenes, bleiches Antlitz. Sie starrte in die Gluthen und murmelte ein-

zelne abgebrochene Worte vor sich hin; zuweilen zuckte ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen, dann wieder rangen sich schwere Seufzer aus ihrer Brust hervor. Erzählte sie dem Feuer vielleicht von den grausamen Flammen, die ihr Inneres durchwühlten, oder war sie eine Zauberin, welche die Sprache der flackernden Feuerzungen verstand und ihnen Antwort gab auf ihre brennenden Fragen?

Das heftige Oeffnen der Thür weckte sie aus ihren Träumen. Ihre Pagen erschienen in derselben und riefen mit lauter, feierlicher Stimme: Se. Majestät der König!

Prinzessin Amalie neigte zustimmend ihr Haupt und schritt langsam und mit fast strengem Angesicht dem König entgegen, welcher eben auf der Schwelle der Thür erschien.

Darf ich eintreten, meine Schwester, oder befehlen Sie mir, wieder zu gehen? fragte der König lächelnd.

Der König hat niemals um Erlaubniß zu fragen, erwiderte Amalie ernst. Er ist überall der Herr und vor ihm öffnen sich die Thüren aller Gefängnisse, also auch die meinen!

Friedrich winkte den Pagen hinauszu gehen und die Thür zu schließen, dann schritt er lebhaft zu seiner Schwester hin und ihr die Hand reichend, geleitete er sie zu dem Divan, auf welchem er neben ihr Platz nahm.

Sie betrachten mich also wie eine Art Kerkermeister? fragte er dann mit dem Ausdruck sanfter Liebe, an ihre Worte anknüpfend.

Ist ein König denn etwas Anderes, Sire? rief Amalie mit einem rauhen Lachen. Diejenigen, welche ihm mißfallen, läßt er in die Gefängnisse werfen und keiner seiner Unterthanen ist sicher, daß er ihm nicht eines Tages mißfallen könne.

Nun, meine Schwester, Sie wenigstens haben das nicht zu befürchten, und doch nannten Sie vorher auch dieses Zimmer ein Gefängniß.

Es ist auch eins, Sire.

Und ich bin auch hier der Kerkermeister?

Nein, mein Bruder, das Leben ist mein Kerkermeister.

Da haben Sie recht, Amalie, sagte der König traurig. Das Leben

ist unserer Aller Kerkermeister, von welchem der Tod allein uns befreien kann. Die Welt ist wirklich nichts als ein großes Gefängniß, und nur die Thoren dünken sich frei zu sein. Aber da sind wir schon zu einem ernstern philosophischen Gespräch gekommen, und ich kam doch zu Ihnen, meine Schwester, um mich bei Ihnen ein wenig auszuruhen von allen Geschäften, um mit Ihnen heiter zu plaudern, wie in früheren glücklichen Tagen. Plaudern wir also! Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrem Leben, von Ihrem Wohlergehen, von Ihren Beschäftigungen, von Ihren Freunden!

Das ist leicht und kurz abgethan, sagte Amalie rauh. Von meinem Leben habe ich Ihnen schon gesagt, was sich davon sagen läßt, es ist mein Kerkermeister, und ich erwarte mit Sehnsucht, daß mich der Tod davon befreit. Von meinem Wohlergehen läßt sich nichts sagen, denn es ergeht mir nicht wohl, sondern übel genug. Was meine Beschäftigungen anbelangt, so sind die eintönig genug. Ich schlafe immer, Nacht und Tag, und wozu sollte ich auch wachen? Es giebt für mich nichts zu thun und nichts zu leisten, ich bin ein ganz überflüssiges Stück Meuble dieses Schlosses, und Ihr Alle werdet froh sein, wenn ich eines Tages in die Kumpelkammer gestellt werde. Ich bin eine alte Jungfer, oder wenn Sie wollen, eine alte Mauerkröte, welche weiter nichts zu thun hat, als in ihrem Mauerloch zu hocken, und keine andere Freude, als zuweilen, wenn ihr recht wohl ist, ihr Gift auf die Vorübergehenden auszuspritzen. Und was zuletzt meine Freunde anbetrifft, so kann ich nichts davon erzählen, denn ich habe keine Freunde. Ich hasse alle Menschen und sie hassen mich, und wenn sich Einer den Anschein giebt, mich zu lieben, so bin ich jedes Mal auf meiner Huth, denn ich weiß dann, daß ich es mit einem Bösewicht oder Verräther zu thun habe, den irgend eine eigennützige Absicht zu mir führt.

Arme Schwester, sagte der König traurig, wie unglücklich müssen Sie sein, um so sprechen zu können! Und kann ich nichts thun, Ihr Unglück zu mildern?

Amalie lachte laut auf. Verzeihen Sie, sagte sie dann, aber die Frage erinnert mich an ein allerliebstes, lustiges Märchen, das ich neulich las. Es handelt sich darin um einen Menschenfresser, der eben

im Begriff ist, ein junges Mädchen zu verspeisen. Das arme Kind flehte jammervoll um sein Leben, aber das war natürlich vergeblich. Das Leben kann ich Dir nicht schenken, sagte der Menschenfresser, aber eine Gnade will ich Dir bewilligen. Besinne Dich also rasch auf eine Bitte und sei gewiß, daß ich sie Dir erfüllen will. Das arme Mädchen konnte aber vor Angst und Schmerz nicht ihre Gedanken so rasch sammeln. Da sagte der Menschenfresser: „ich kann nicht länger warten. Mich hungert sehr! Aber um Dir Zeit zu lassen, noch länger über die Gnade, welche Du von mir fordern willst, nachzudenken, will ich nicht, wie ich es sonst gewohnt bin, zuerst den Kopf verzehren, sondern ich werde bei den Beinen anfangen.“ So sagend hieb er die Beine ab und aß sie, und bei jedem Glied, welches er weiter abhieb, fragte er das arme, wimmernde Geschöpf: „so besinne Dich doch! Gibt es denn keine Gnade, welche ich Dir bewilligen kann?“ Sagen Sie selbst, Sire, war das nicht ein sehr großmüthiger Menschenfresser?

Der König lachte ganz unbefangen und schien die bittere Anspielung seiner Schwester gar nicht verstanden zu haben. Sie haben Recht, sagte er, das ist ein lustiges Märchen, bei welchem Einem die Thränen in die Augen treten, man weiß nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. Wo haben Sie denn dies Märchen gelesen?

Die Feuermännchen, welche da im Kamin auf- und niederhüpfen, haben es mir erzählt. O, das sind lustige Gesellen, Sire, und oft, wenn es hier recht einsam ist und ich da auf dem großen Lehnstuhl am Kamin sitze, neigen sie sich zu mir und plaudern mit mir von vergangenen Zeiten und von Tagen, welche da kommen werden.

Ich fürchte, daß sie Ihnen alsdann nicht viel Lustiges zu erzählen haben, sagte der König seufzend, kaum noch viel Interessantes. Wer, wie wir Beide, die Höhe des Lebens überschritten hat und bergab schreitet, für den plattet sich die Gegend immer mehr ab und er hat keine großen Ueberraschungen mehr zu erwarten. Je weiter er kommt, desto einsamer und stiller wird es um ihn her und er ist zuletzt froh, wenn er im Thal angekommen ist, wo ein stilles Grab ihn erwartet. Aber, so lange man noch auf der Wanderung ist, soll man nicht die Hände in den Schooß

legen, sondern wirken und schaffen! Und wirken und schaffen sollen auch Sie, meine Schwester. Die Gelegenheit dazu bietet sich Ihnen jetzt noch mehr wie sonst dar, denn die Aebtissin von Quedlinburg ist gestorben und Sie, die bisherige Coadjutorin, treten nun an die Stelle derselben ein.

Und Eure Majestät meinen, daß es ein würdiger Beruf für mich ist, nach Quedlinburg zu gehen, um die Hirtin zu werden dieser fürchterlichen Heerde von alten Jungfern, die in das Stift gelaufen sind, weil sich außerhalb desselben kein Mann hat für sie finden wollen? Nein, Sire, verdammen Sie mich nicht dazu, nach Quedlinburg zu gehen. Um die edeln Stiftsdamen zu Heiligen heranzubilden, bin ich selber noch zu unheilig, und um sie von ihren Lastern zu entführen, fühle ich keine Neigung in mir.

Auch möchte das eine sehr schwierige Aufgabe sein, sagte der König lächelnd, und Sie würden sich wenigstens nicht beliebt dadurch machen. Denn die Menschen lieben gemeinhin nichts inniger als ihre Laster, und sie hassen Den, der sie davon befreien will. Bleiben Sie also immerhin in Berlin, aber nehmen Sie nichtsdestoweniger diese Stelle an, welche einst die schöne Aurora von Königsmark so ruhmvoll bekleidet hat. König August hatte ihr wenigstens auf diesem Wittwensitz seiner Liebe ein ziemlich reiches Wittwengehalt ausgemacht, und so werden auch Sie noch die Früchte dieser Liebe genießen, welche einst ganz Europa zu reden gab. Ihr Gehalt als Aebtissin beträgt siebenzehntausend Thaler, und ich denke, dieser Zuwachs Ihrer Kasse wird Ihnen willkommen sein, so daß Sie jetzt also eine Jahresrente von vierzigtausend Thalern haben.

Außerdem noch freie Wohnung und freies Holz, sagte Amalie mit einem schneidenden Lachen. Sie sehen also, Sire, ich habe mich über nichts zu beklagen, meine Hospitalstelle ist recht glänzend dotirt, und wenn ich vielleicht einst noch dazu gelangen sollte, geizig zu werden, so könnte es wirklich möglich sein, noch einige Thaler jährlich zusammenzuscharren und zurückzulegen.

Ich möchte gern dafür sorgen, daß Sie alsdann mehr als nur einige Thaler zurücklegen könnten, und ich bitte Sie, deshalb, mir zu er-

lauben, daß ich von jetzt an Ihre Prinzessinnen-Appanage noch um weitere sechstausend Thaler jährlich erhöhe. *)

Prinzessin Amalie sah ihn mit einem mißtrauischen, stechenden Blick an. Sie sind heute sehr gnädig gegen mich, mein Bruder, sagte sie. Sie bewilligen, bevor ich gebeten habe. Ich gestehe Ihnen, daß das mich ängstigt. Haben Sie mir vielleicht irgend eine schlimme Nachricht zu bringen, und fürchten Sie, diese könnte mich so sehr zerschmettern, daß Sie ihr zuvorkommen und vorher schon Balsam auflegen wollen?

Der König betrachtete sie mit einem Blick voll traurigen Mitgefühls. Arme Amalie, Sie glauben also niemals an meine wirkliche Zuneigung, sagte er milde. Sie mißtrauen Allen, selbst mir, Ihrem Bruder? Ach, Amalie, wie hat doch die Zeit und das Leben uns Beide verhärtet und erstarrt. Mit welchen großen Illusionen sind wir Beide nicht hinausgetreten in die Welt, die uns so göttlich schön dünkte, und die wir jetzt mit entnücherten Augen betrachten. Wo sind unsere Ideale geblieben, Amalie, und was ist aus den Träumen unserer Jugend geworden?

Der Sturmwind hat sie zerschellt, rief Amalie lachend, der böse Feind ist darüber hingefahren und hat das Ackerland unserer Jugend in einen Aschenhaufen verwandelt. Es ist mir recht, daß es so ist, denn es ist mir lieber, unter wirklichen Trümmern und Ruinen umher zu gehen, als unter Gebäuden, deren Risse und Sprünge ich nicht sehe, und die doch jeden Tag über mir zusammenstürzen können. Wenn man unter Trümmern wandelt, ist man wenigstens sicher nicht zerschmettert zu werden. Aber dies sage ich nur von mir selber, Sire, nicht von Ihnen, nicht von dem ruhmgekrönten König, der die Welt in Erstaunen gesetzt hat durch seine Siege, und der sie jetzt in Erstaunen setzt durch die Weisheit, mit welcher er sein Land und seine Unterthanen regiert.

Mein Kind, sagte der König müde, der Ruhm hat für mich keine Reize mehr. Nero ist auch ein berühmter Mann geworden, obwohl er Städte und Tempel verbrennen ließ, und den Seneca zu Tode marterte. Und Herostratus ist es auch gelungen, seinen Namen unsterblich zu machen. Ob die Welt über meine Weisheit und Regierungskraft in Erstaunen

*) König. Schilderung von Berlin. V. 2. S. 43.

geräth, ist mir auch ganz gleichgültig. Ich thue nur meine Pflicht als König. Aber ich will Dir sagen, Kind, in einem Winkel seines Wesens bleibt auch der König immer noch ein Mensch, und zuweilen schreit die arme Creatur noch in ihm auf, und verlangt für sich selber ein wenig persönliches Glück und Befriedigung. Man kann sehr reich sein als König, und doch recht arm sein und darben als Mensch. Aber — nichts mehr von diesen trüben Gedanken. Wir sprachen von Ihren Geldangelegenheiten, Amalie. Lassen Sie uns zu diesem Thema zurückkehren. Ich kann nicht verhindern, daß Ihr Herz nothleidet, aber ich will wenigstens nicht, daß Sie äußerlich darben. Ihre Einnahmen sind bis jetzt gering gewesen. Sagen Sie mir also, wie viel Schulden Sie gemacht haben, ich will sie bezahlen.

Aber Sire, Sie fallen wahrlich in dies Gemach wie der goldene Regen, rief Amalie. Doch ist keine Danae hier, sondern nur die Alte, welche aber sehr bereit ist, den goldenen Regen aufzufangen. Indesß Eure Majestät trauen mir ein zu gutes Gedächtniß zu, wenn Sie meinen, ich sollte die Summe meiner Schulden so aus dem Kopfe wissen. Ich weiß nur die Summe, welche wirklich in meinem Kasten ist.

Und wie hoch beläuft sich diese?

Auf eine Null, Sire, denn Eure Majestät wissen ohne Zweifel nicht, daß wir am Ende des Monats sind.

Ich weiß es, Amalie, und eben deshalb will ich Sie bitten, heute von mir einen kleinen Vorschuß anzunehmen. Ich träumte diese Nacht, Sie hätten in irgend einer Angelegenheit kürzlich viertausend Louisd'or ausgegeben. Der Traum schien mir bedeutungsvoll, er kam mir vor wie eine Mahnung, Ihnen diese Summe zu geben, deshalb habe ich so=gleich meiner Staatskasse Anweisung gegeben, Ihnen diese viertausend Louisd'or auszugeben.

Amalie sah ihn mit staunenden, entsetzten Blicken an. Und wissen Sie auch, wozu ich diese Summe verwandt habe? fragte sie zitternd.

Davon hat mir mein Traum nichts erzählt, sagte der König, indem er aufstand. Er sagte mir nur, daß Sie diese Summe gebraucht hätten, nichts weiter. Wäre ich neugierig, so hätte ich vielleicht Ihren Bagen

fragen können, der ein sehr feines Gehör hat, und für den kein Schlüsselloch zu klein ist.

Ah, der also verräth mich, murmelte Amalie in sich hinein.

Der König achtete nicht darauf. Er nahm seinen Hut und reichte seiner Schwester zum Abschiedsgruß die Hand dar. Amalie schien das nicht zu sehen, sie stand wie erstarrt in der Mitte des Zimmers, und schlich dann, als der König der Thür zuschritt, langsam und wie mechanisch hinter ihm her.

Plötzlich, als er fast schon die Thür erreicht hatte, blieb der König stehen, und wandte sich noch einmal zu seiner Schwester um. Ah, fast hätte ich vergessen, Ihnen noch eine Neuigkeit mitzutheilen, sagte er nachlässig. Eine Neuigkeit, die Sie vielleicht interessiren wird, Amalie. In eben dieser Stunde, in der wir jetzt sprechen, wird ein Gefangener aus seinem Kerker entlassen, und der Freiheit wiedergegeben. Die Kaiserin Maria Theresia hat sich bei mir für ihn verwandt, und wie man sagt, ist sie dazu von ihrem Ofenheizer beredet worden.

Prinzessin Amalie stieß einen lauten Schrei aus, und zu dem König hinstürzend, packte sie mit ihren beiden zitternden Händen seine Arme. Bruder, sagte sie, sei barmherzig, treibe kein grausames Spiel mit mir. Ich habe mich an den Ofenheizer der Kaiserin gewandt, ich habe ihm viertausend Louisd'or geboten, wenn er bei ihr sich für Trend verwenden will. Ich sehe, daß Du Alles weißt, und es hilft also nichts, es zu leugnen. Ja, ich habe das gethan, und wenn das ein strafbares Verbrechen ist, nun, so verurtheile mich zum Tode, aber laß mich nicht vorher so furchtbare Martern dulden. Verhöhne nicht mein Leiden, sondern habe endlich ein wenig Mitleiden mit mir. Sieh mich an, Bruder! Sieh meine vertrockneten Glieder, mein entstelltes Angesicht. Ach, ich bin gestraft genug, martere mich nicht länger! Du giebst mir die Summe wieder, welche ich nach Wien gesandt. Das heißt also, daß Du meinen Unterhändler entdeckt und seine Pläne vernichtet hast. Ist es so, Bruder? Hast Du den Muth, diesen grausamen Scherz mit mir zu treiben, und mir nun, nachdem Du meinen letzten Versuch vereitelt hast, zu sagen, daß Trend frei ist?

Sie hielt immer noch die Arme des Königs fest, und so vor ihm halb in die Kniee sinkend, starrte sie athemlos zu ihm empor.

Nein, Amalie, sagt der König, und seine Stimme zitterte vor Rührung, nein, ich habe nicht diesen grausamen Muth. Ich sagte Dir die Wahrheit! Die Uhr auf Deinem Kamin zeigt auf zwölf. In diesem Moment verläßt Trend in einer verschlossenen Kutsche, mit zwei Gensd'armen an seiner Seite, Magdeburg. Uebermorgen wird er in Prag anlangen, dann kann er den Wagen verlassen und gehen, wohin er will, nur nicht in meine Staaten. Trend ist frei!

Trend ist frei! wiederholte Amalie, und mit einem lauten Jubelschrei sprang sie von ihren Knieen empor, um den König fest in ihre Arme zu schließen, um an seinem Halse zu weinen, solche Thränen, wie Amalie sie seit vielen Jahren nicht geweint, Thränen der Freude, des Glückes, des seligsten Entzückens. Dann auf einmal wieder ließ sie ihn los und rannte heftig im Zimmer auf und ab, mitten im Weinen in lautes Lachen ausbrechend, in ein Lachen, das so frisch und köstlich klang, wie ein Echo aus den Tagen ihrer Jugend.

Trend ist frei! rief sie dann wieder, und ich bin es, die ihn befreit hat. Nein, nicht ich, sondern ein armer Savoyarde, der es nur that, weil er seine Tochter verheirathen wollte. Ah, Ihr Großen der Erde, redet mir nicht mehr von Eurer Macht und Herrlichkeit, ein armer Savoyarde war mächtiger, als wir Alle. Aber nein, nein, was sage ich denn da! Du, mein Bruder, Du bist es, der ihn befreit hat. Dir dankt Trend jetzt sein Leben, seine Freiheit, Dir danke ich es, daß diese fürchterlichen Ketten, welche meine Seele in Banden hielten, von mir abgefallen sind, daß ich wieder frei aufathmen kann, und nicht denken muß, daß Jeder meiner Athemzüge in einem tiefen Kerker sein Echo findet. Du hast mich erlöst, mein Bruder, und dafür will ich Dich jetzt lieben mit aller Kraft, die mir noch geblieben ist. Ja, ich will Dich lieben, fuhr sie heftiger fort, Dich lieben und an Dir hängen mit unveränderlicher Treue. Bei Allem, was Du thust, sollst Du an mir eine treue Bundesgenossin finden. Und ich kann Dir auch nützen, Bruder! Ich will Dein Spion werden, Friedrich, ich kann nicht für Dich handeln, aber ich kann für Dich horchen und lauern, und das will ich! Ja, Dein

Familienespion will ich werden, und Alles, was sie sagen, will ich Dir wiedererzählen, und jeden ihrer Gedanken will ich Dir verrathen. Und gleich jetzt, Friedrich, will ich Dir Etwas sagen: Traue Deinen Brüdern nicht! Traue vor allen Dingen nicht dem Heinrich. Er haßt Dich um unsers Bruders willen, von dem er sagt, daß er aus Gram um Dich gestorben ist! Traue ihm nicht, er ist ehrgeizig und beneidet Dir die Krone! Er haßt Dich, und mich haßt er auch. Ich weiß es wohl, daß er mich niemals anders als die „fée malfaisante“ nennt. *) Er soll Recht haben, ich will für ihn eine fée malfaisante sein! Ich will ihn strafen für seinen Haß! Ha, ha, er wird ohnedies bald genug bestraft werden, seine schöne Wilhelmine wird es übernehmen, mich an ihm zu rächen!

Sie brach in ein wildes convulsivisches Lachen aus, und wiederholte mit frohlockender Stimme: Die schöne Wilhelmine wird ihn dafür strafen, daß er mich eine alte Hexe nennt!

Dem König ward es unheimlich und traurig in ihrer Nähe, es schauderte ihn bei ihrem Hohngelächter, das ihm trauriger erschien, als lautes Weinen. Er nickte seiner Schwester einen stummen Abschiedsgruß zu, und wie vor einem Schreckniß fliehend, enteilte er aus dem Gemach. Prinzessin Amalie hielt ihn nicht zurück. Sie war auf einen Sessel niedergesunken, und starrte vor sich hin, und ihre zitternden Lippen murmelten leise: Trend ist frei! Das Leben gehört ihm wieder. Trend ist frei! Ich will und werde leben, bis ich ihn wieder gesehen habe. **)

*) Thiébault. Vol. II. p. 311.

**) Dieser Wunsch der Prinzessin sollte sich erfüllen. Nach dem Tode Königs Friedrichs erhielt Trend von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Trend ging sogleich dahin und ward bei Hofe sehr zuvorkommend aufgenommen. Sein erster Besuch, bevor er sich dem König vorstellte, galt der Prinzessin Amalie. Sie empfing ihn in demselben Gemach, in welchem sie vor sieben und vierzig Jahren so selige Stunden mit einander durchschwärmt hatten. Auf derselben Stelle, wo sie sich damals ewige Liebe und Treue geschworen, standen sie sich jetzt im hohen Greisenalter gegenüber, in ihren zerfallenen und verwitterten Zügen vergebens das jugendliche schöne Antlitz wieder suchend, das sie einst so geliebt hatten. Trend blieb mehrere Stunden bei ihr. Er hatte ihr so Vieles zu erzählen, er mußte ihr sein

Dann, wenn meine Augen ihn noch einmal geschaut haben, dann kann ich sterben.

Auf einmal, nachdem sie lange so gefessen, sprang sie hastig empor. Ich muß wissen, wie es Trend ergehen wird, sagte sie. Wir müssen ihm sein Horoskop stellen, auch müssen wir die Karten fragen, wie seine Zukunft sein wird, und ob ihm Glück oder Unglück bevorsteht. Ja, ja, meine Wahrsager und Propheten müssen heute kommen, sie müssen mir sagen, wie Trend's ferneres Schicksal sich gestalten wird!

X.

Der Kindesraub.

Es war eine finstere stürmische Dezenbernacht. Durch die langen, öden Straßen Berlins trieb der Sturm große Wolken Schnee's, die er von den Straßen und den Dächern aufgewühlt. Eine tiefe Dede herrschte auf den Straßen, deren tiefes Dunkel nur von Zeit zu Zeit durch eine matte, im Winde flackernde Dellampe mit einem schmalen brennenden Streiflicht durchleuchtet ward. Bei dem Schein einer dieser Lampen

ganzes phantastisches und abenteuerliches Leben beichten, und Amalie hörte ihm zu mit einem milden Lächeln, und ihre Blicke entsühnten ihn von allen Berirungen: und aller Sünde. Beim Abschied mußte er der Prinzessin versprechen, ihr seine älteste Tochter zuzuführen, für welche Amalie mütterlich zu sorgen verhieß. — Aber der Tod verhinderte die Erfüllung dieses Versprechens. Es schien, als habe dieses Wiedersehen die letzten Kräfte dieses erlöschenden Daseins aufgezehrt. Wenige Tage nach ihrer Zusammenkunft mit Trend starb Prinzessin Amalie (1786). Trend überlebte sie um einige Jahre. Er ging nach Frankreich, und starb dort 1793 unter der Guillotine. Als er mit seinen Leidensgefährten auf dem Karren saß, und zum Richtplatze fuhr, sagte er zu der gaffenden Menge: „Eh bien, eh bien! de quoi vous émerveillez vous? Ceci n'est qu'une comédie à la Robespierre“. — Das waren seine letzten Worte. Wenige Minuten später fiel sein Haupt von der Guillotine in den verhängnißvollen Korb. (Thiébault. Vol. IV. p. 236.)

konnte man einen Mann sehen, der, seine hohe schlanke Gestalt tief in einen langen Reisemantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, an der Mauer eines Hauses lehnte, und hinüberstarrte zu dem gegenüberliegenden Hause. Der Sturm trieb ihm die Schneeflocken in's Gesicht, aber er achtete nicht darauf, die strenge Winterkälte machte ihm die Glieder erstarren und seine Zähne auf einander klappern, aber er wußte es gar nicht. Seine ganze Seele, sein ganzes Leben war nur von Einem Gedanken erfüllt, von Einem Wollen, was kummerte es ihn daher, ob sein Körper litt, und vielleicht zu Grunde ging!

Als jetzt dort drüben ein dunkler Schatten in der Hausthür erschien, kam Leben und Bewegung in die verhüllte Gestalt des Mannes, und er trat einige Schritte vorwärts, dem Manne entgegen, der jetzt von da drüben auf ihn zuschritt.

Nun, Doctor? fragte er leise. Was haben Sie erfahren?

Es ist so, Mylord, wie Ihr Diener meldete. Lady Elliot, Ihre Gemahlin, ist nicht zu Hause. Sie ist auf einem Ball beim Grafen Werther, und wird erst nach Mitternacht zurück erwartet.

Aber das Kind, meine Tochter? fragte Lord Elliot mit zitternder Stimme.

Die natürlich ist zu Hause, Mylord. Sie ist in dem Zimmer neben Ihrem früheren Schlafzimmer, Mylord, Niemand als Ihre Amme ist bei ihr!

Es ist gut, ich danke Ihnen, Doctor! Jetzt haben Sie nur noch die Güte, meinem Diener, welchem ich gesagt, daß er mich in Ihrem Hause erwarten soll, zu sagen, daß er mit meinem wenigen Reisegepäck nach der Post kommen soll. Leben Sie wohl, Doctor!

Er wollte vorwärts schreiten, aber der Doctor hielt ihn zurück.

Mylord, sagte er leise und eindringlich. Ueberlegen Sie noch einmal, bevor Sie handeln. Bedenken Sie, daß ganz Berlin auf diese Weise die traurige Geschichte Ihres ehelichen Unglücks erfahren wird, daß Sie, Mylord, sich dem Hohn, den boshaften Bemerkungen der ganzen, sogenannten guten Gesellschaft Preis geben, und die Tragödie Ihres Hauses zu einem Stadtgespräch erniedrigen!

Mag es so sein, sagte der Lord stolz, ich habe nichts zu fürchten.

Meine Ehre ist befleckt, die ganze Welt weiß das, und darum will ich sie auch öffentlich vor der ganzen Welt rein waschen.

Aber indem Sie das thun, überliefern Sie Ihre Gemahlin der Schande, Mylord.

Und Sie meinen, daß ich sie nicht dieser öffentlichen Strafe mit gutem Recht Preis gebe? fragte Lord Elliot rauh.

Aber Sie sollten Mitleid haben mit ihrer Jugend.

Doctor, wenn man gelitten hat, wie ich, so hat man in seinem verwüsteten Herzen keinen Raum mehr für das Mitleid. Da drinnen in meiner Brust ist Alles todt, Alles ausgebrannt. Da ich nicht gestorben bin vor Schmerz, will ich suchen mich wieder gesund zu machen durch die gerechte Rache. Meine Entschlüsse stehen fest und sind unabänderlich. Um sie auszuführen bin ich mit Courierspferden von Kopenhagen hierhergekommen. Ich will mein Kind wiederhaben, ich will es den bösen Einflüssen seiner Mutter entreißen, und dann will ich die Schuldigen strafen!

Und dennoch wage ich es, meine Bitte zu wiederholen: Warten Sie noch, Mylord! Ueberlegen Sie es nur noch diese Nacht! Sie kommen eben von einer eiligen und anstrengenden Reise, welche Ihr Blut bis zur Fieberhitze aufgereggt hat, und ohne Ihren überreizten Nerven nur eine kurze Erholung zu gönnen, wollen Sie, da Sie kaum vor einer Stunde den Wagen verlassen haben, Ihr trauriges Werk beginnen?

Ich will mein Kind haben, Doctor, und Sie wissen, daß sie, als die Mutter, das Recht hat mir dasselbe streitig zu machen, weil es ein Mädchen ist, und die Gesetze dieses Landes in geschiedenen Ehen die Töchter den Müttern belassen. Ich aber will es nicht ihrer Mutter lassen!

So sollten Sie auf gütlichem Wege zu demselben zu gelangen suchen!

Und wenn Camilla es mir nicht geben will, wenn sie, sei's auch nur, um mich zu kränken und zu martern, es mir verweigert, was dann? Ah, Sie schweigen, Doctor! Sie sehen, daß ich nicht anders kann.

Aber noch Eins, Mylord! Ich fürchte, man wird Ihnen das Kind nicht gutwillig überliefern. Lady Elliot hat in letzter Zeit die ganze von Ihnen eingesetzte Dienerschaft entlassen, und nicht ein Einziger von ihnen

hat hier zurückbleiben dürfen. Es ist möglich, daß Keiner von dem neuen Dienstpersonal Eure Lordschaft kennt, und daß man Ihnen daher den Gehorsam verweigern wird.

Man wird mir denselben nicht verweigern, denn ich werde meine Vorkehrungen zu treffen wissen.

Aber wenn man Ihnen überhaupt den Eintritt wehrt?

Ah, den wird man mir nicht wehren, denn ich habe als ein guter, sorglicher Hausherr die nöthigen Schlüssel meines Hauses bei mir. Als ich abreiste, hat sie mir Camilla selbst aus Scherz in meinen Koffer gelegt, jetzt habe ich sie mitgebracht, aber nicht zum Scherz! Sie sehen, alle Ihre Einwendungen sind widerlegt! Also noch ein Mal, Doctor, leben Sie wohl! Wenn Sie mir aber einen Freundschaftsdienst erzeigen wollen, so seien Sie in einer Stunde im Postgebäude. Sie werden mich dort mit meinem Kinde treffen!

Er drückte dem Doctor noch einmal flüchtig die Hand und schritt dann eiligst und mit fester Entschlossenheit in das Haus. Geräuschlos eilte er die Treppe empor. Jetzt stand er vor der hohen verschlossenen Glasthür, welche in seine Wohnung führte. Einen Moment lehnte er sich athemlos, hochklopfenden Herzens an die Wand, einen Moment überkam ihn ein Zaudern und Zweifeln, und wie ein Schatten schwebte Camilla's reizendes Bild an seinem inneren Auge vorüber, als wolle sie ihn um Erbarmen, um Mitleid anflehen.

Nein, nein, kein Erbarmen! murmelte er dann leise. Vorwärts! Vorwärts!

Er zog den Schlüssel hervor und öffnete die Thür, die er leise wieder hinter sich in's Schloß gleiten ließ. Drinnen im Corridor brannte eine Lampe; hinter den geschlossenen Thüren hörte man das laute Sprechen und Lachen der Dienerschaft, dazwischen Kindergeschrei und einlullenden Gesang. Niemand hörte oder sah diese dunkle Gestalt des heimkehrenden Hausherrn, wie er jetzt leise auf den Zehen den Corridor hinunterschlich, und dann geräuschlos den Schlüssel in die letzte Thür dort unten gleiten ließ. Niemand sah, wie er diese Thür öffnete, und in das Gemach trat, welches sonst sein Wohn- und Arbeitszimmer gewesen. Er wußte genau Bescheid in diesem Zimmer, und ohne Schwierigkeit fand er im

Dunkeln den Weg zu seinem Schreibtisch hin. Mit tappenden Fingern erfaßte er endlich das auf demselben stehende Feuerzeug mit dem Licht daneben. Mit einem raschen Druck machte er Feuer und zündete das Licht an. Dann ließ er seine finsternen Blicke in dem Gemach umhergleiten. Alles in demselben war noch so wie sonst, nicht ein Meuble war verrückt, nicht ein Stuhl war auf eine andere Stelle geschoben. An der Erde neben seinem Schreibtisch lagen noch die einzelnen Stücke der Papiere, welche er am Tage seiner Abreise vernichtet und zerrissen hatte. Selbst das Buch, in welchem er an jenem Tage gelesen, lag noch aufgeschlagen auf dem runden Tisch vor dem Divan, und auf diesem Tisch standen die beiden großen silbernen Armleuchter mit den halbabgebrannten Kerzen. Alles war unberührt geblieben, Alles unverändert, nur ihn, den Herrn dieses Zimmers, hatte das Unglück mit seiner brennenden Hand berührt, nur Er war verändert und umgewandelt! Mit einem bitteren, höhnischen Lächeln schauete er umher auf alle diese Gegenstände, welche sonst Zeuge seines Glückes gewesen, und die ihn jetzt um so furchtbarer an seine Schande und sein Elend mahnten. Dann nahm er das Licht und schritt zu dem Tisch hin, auf welchem die Armleuchter standen; ein Licht nach dem andern entzündete sich, immer heller ward es in diesem großen, schweigenden Gemach, immer blitzender traten die vergoldeten Rahmen der Gemälde an den Wänden, die goldenen Quasten an den schweren seidenen Fenstervorhängen, die schweren bronzenen Arme des großen Kronleuchters hervor, immer strahlender sah man alle den reichen, glänzenden Schmuck, die kostbaren Meubles, die reichverzierten Tische mit den kostbaren und seltenen Nippes darauf, die Vasen von Japan, welche auf dem Kaminsims zu beiden Seiten der schönen, riesengroßen Uhr standen. Alles hatte ein heiteres, festliches Aussehen, welches den unglücklichen Mann, der da in der Mitte dieses Zimmers stand, schauern machte, und den Zorn, der in seinem Busen brannte, nur noch steigerte. Er hatte sein Auge überall hingewandt, aber nicht Ein Mal, nicht ein einziges Mal hatte er es emporgerichtet nach der Wand dort, nach jenen beiden Bildern, welche über dem Divan hingen. Das Eine stellte ihn selber dar, ihn mit heiterem Gesicht, mit lächelnden Zügen, mit offenem, strahlendem Blick, so wie er einst, wie er immer gewesen,

und jetzt doch nimmer wieder sein konnte. Das andere Bild stellte Camilla dar, Camilla im Brautanzug, so schön, so wunderbar und lieblich wie eine Fee, mit jenem wunderbaren, unschuldsvollen Kinderlächeln, an das er so lange geglaubt, um dessentwillen er sie so unsäglich geliebt, weil es ihm nur als der Widerschein ihrer reinen, sonnenhellen Seele erschienen war. Diesen beiden Bildern hatte er den Rücken zugekehrt, und auch nicht Ein Mal, wie er jetzt trübe und gedankenvoll das Zimmer musterte, schauete er zu ihnen um.

Auf einmal richtete er sich stolz und kräftig empor, und sein Antlitz, welches eben traurig und matt gewesen, nahm jetzt einen kühnen, energischen Ausdruck an.

Es ist Zeit, murmelte er, und mit fester Hand griff er nach der goldenen Klingel, die als ein Stück von außerlesener Arbeit auf dem Tisch zwischen den beiden Armleuchtern stand. Mit einem lauten schrillenden Ton unterbrach die Glocke die tiefe Stille, und machte das Herz Lord Elliots erbeben in bangem Weh. — Aber Alles blieb still. Nichts regte sich draußen auf dem Corridor. — Lord Elliot horchte eine Zeitlang, dann ging er zu der auf den Corridor führenden Thür hin und öffnete sie.

Jetzt werden sie mich wohl hören müssen, sagte er, zu dem Tisch zurückkehrend, um die Klingel noch lauter und heftiger erschallen zu lassen.

In dem Corridor öffneten sich die Thüren, verwunderte Gesichter schauten hervor, und verschwanden dann wieder, wie von Entsetzen ergriffen von diesem wunderbaren, unerklärlichen Anblick, der sich ihnen da so unerwartet dargeboten.

Lord Elliot schellte zum dritten Mal. Jetzt kam ein Diener eilig und mit fast zürnendem Antlitz herbeigerannt, und wie die Glocke immerfort tönte, folgte ein Zweiter, dann öffnete sich eine andere Thür, und eine zierliche Kammerjungfer kam herbei getänzelt, dann eine andere Magd, und noch eine, sogar die Köchin mußte dem Ruf dieser seltsamen, nie gehörten Klingel folgen, und kam mit geröthetem Gesicht den Corridor herauf, und alle diese verschiedenen Gestalten stürzten der Thür zu, welche sonst niemals geöffnet gewesen, und welche zu ihrer größten Verwundrung offen war, und Alle starrten sie, auf dem Corridor vor dem Zimmer stehen bleibend, ganz verblüfft diesen fremden Herrn an, der inmitten

dieses so feierlich erleuchteten Gemachs hochaufgerichtet und stolz da stand, und sie mit so ernstern gebieterischen Blicken anschauete.

Wie sie ihn sprachlos und unschlüssig noch immer betrachteten, trat der Lord ihnen einen Schritt näher.

Kennt Ihr mich, Ihr Leute? fragte er.

Nein, wir kennen Sie nicht, sagte nach einigem Zögern der zuerst herbeigeeilte Kammerdiener, wir kennen Sie nicht, und wir wünschten zu wissen, mit welchem Recht —

Es handelt sich hier nicht um Euer Wünsche, unterbrach sie der Lord, sondern um die Befehle, die Ihr von mir empfangen werdet! Kennt Ihr das Bild dort über dem Sopha neben dem Bilde Eurer Herrin?

Man hat uns gesagt, daß es das Bild unseres Herrn, Lord Elliot's ist!

Der Lord trat einige Schritte zurück nach dem Bilde hin, aber auch jetzt nicht schaute er zu demselben empor, sondern rückwärts gehend, stellte er sich unter dasselbe, so daß das Kerzenlicht sein Antlitz traf.

Kennt Ihr mich jetzt? fragte er dann.

Die Dienerschaft blickte ihn eine Zeitlang prüfend an, dann schienen sie sich leise mit einander zu berathen und nickten zustimmend mit den Köpfen.

Kennt Ihr mich jetzt? wiederholte der Lord.

Wir denken, daß wir die Ehre haben, Er. Gnaden Lord Elliot vor uns zu sehen, sagte der Kammerdiener mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, und der Livrédiener, die Zofe, das Hausmädchen und die Köchin wiederholten: Ja, das ist Er. Gnaden, der Lord Elliot!

Er winkte ihnen mit der Hand, näher zu treten, und sie folgten zitternd seinem stummen Befehl und traten in das Zimmer.

Ist dies die ganze neue Dienerschaft, oder giebt es deren noch mehr? fragte der Lord.

Nein, Euer Gnaden, antwortete der Kammerdiener, es ist Niemand weiter da, außer der Amme, welche bei dem kleinen Fräulein, und dem Kutscher, welcher im Stall bei den Pferden ist.

Gut also! Tretet Alle ein, näher, noch näher in's Zimmer! —

Als sie es gethan, schritt der Lord nach der Thür hin und ließ sie in's Schloß fallen, dann schloß er sie ab und steckte den Schlüssel zu sich. Die Dienerschaft schaute ihm mit staunenden, entsetzten Blicken zu und wagte kaum zu athmen. Obwohl sie den Lord niemals gesehen, konnten sie doch in seinem ausdrucksvollen, energischen Antlitz lesen, daß hier etwas Außerordentliches vorgehe, und da ihnen, wie allen Dienern, die Geheimnisse und Verhältnisse ihrer Herrschaft sehr wohl bekannt waren, ahnten sie sehr wohl, daß es sich hier um ihre Herrin handele.

Niemand wage es, sich von der Stelle zu bewegen oder irgend einen Laut von sich zu geben! befahl der Lord, indem er einen der Armleuchter von dem Tisch nahm und damit zur zweiten Thür hinschritt. Ihr bleibt alle hier, ich werde Euch rufen, wenn ich Eurer bedarf.

Die Diener und Dienerinnen standen noch dicht aneinander gedrängt in der Mitte des Gemachs, als Lord Elliot schon in das anstoßende Gemach eingetreten war. Er warf noch einen flüchtigen Blick auf sie zurück, dann zog er die Thür nach sich, und indem er sie schloß, schob er zugleich hastig den Kiegel vor.

So, sagte er leise vor sich hin, jetzt habe ich sie eingefangen, jetzt kann Niemand von ihnen entlaufen, Niemand Camilla warnen und sie hierher holen!

Mit dem Leuchter in der Hand schritt er vorwärts, nicht zur Rechten, nicht zur Linken schauend, vielleicht um nicht zu sehen, daß er sich in dem Zimmer Camilla's befände, in diesem Zimmer, in welchem er sonst so glücklich gewesen und das ihn mit so viel tausend schmerzlichsüßen Erinnerungen begrüßte. Jetzt trat er in ein zweites Gemach ein; rascher eilte er vorwärts, rascher, wie von hohnlachenden Geistern verfolgt, vorüber an diesen beiden großen, mit seidenen Vorhängen verhüllten Betten; aber der Leuchter zitterte in seiner Hand und ein leises Nschzen drang aus seiner Brust hervor.

Jetzt stand er vor der Thür zu dem nächsten Zimmer. Hier hielt er einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen, um Kraft zu sammeln. Dann mit einem raschen Griff stieß er die Thür auf und trat in das Gemach. Aber gleichsam gefesselt von dem Bilde des Friedens und der Ruhe, welches sich ihm jetzt darbot, blieb er auf der Schwelle stehen.

Es war ein behagliches, kleines Zimmer, in welchem er sich jetzt befand. Ein dunkler, prunkloser Teppich bedeckte den Fußboden, die Fenster waren mit grünen, einfachen Vorhängen versehen; an den mit einer leichten Tapete bekleideten Wänden hingen keine kostbaren Gemälde, kein glänzender Kronleuchter hing von der Decke nieder, keine prunkenden Meubles standen an den Wänden, und doch enthielt dieses Zimmer einen wunderbaren Schmuck, einen köstlichen Schatz, denn da in dieser Wiege, welche auf einer kleinen Estrade in der Mitte des Zimmers stand, da lag sein Kind, sein erstgebornes, das Kind seiner Liebe und seines kurzen Glücks!

Er fühlte an diesem unnennbaren, seligen Gefühl, das auf einmal sein ganzes Wesen durchströmte, an diesem lauten Klopfen seines Herzens, an diesem Lächeln, das wider seinen Willen auf seine Lippen trat, an diesen Thränen, die seine Augen umdüsterten, er fühlte es, daß dies sein Kind war, und wie er an der Thür stehend die Arme zu ihm hinbreitete, segnete er es mit seinen Gedanken und schwur ihm ewige und unveränderliche Liebe.

Allmählig erholte er sich von dieser tiefen Erregung, welche seine ganze Gestalt erzittern gemacht, allmählig fand er die Kraft, vorwärts zu schreiten zu diesem kleinen, schlummernden Wesen hin, dessen Nähe ihn mit süßer Wonne erfüllte, ohne daß er nur sein Antlitz gesehen.

Die Amme saß neben der Wiege und war fest eingeschlafen. Sie sah es nicht, wie der Lord jetzt neben der Wiege niederkniete, wie er mit zitternden Händen jetzt die Kissen zurückbog, um dieses kleine schlummernde Antlitz mit seligen Blicken anzuschauen, sie sah es nicht, wie er einen Kuß auf diese kleine Stirn drückte, wie er dann die kleine Hand des Kindes nahm, und sich niederbeugend, dieselbe auf sein eigenes Haupt legte, als wolle er, daß sein Kind ihn segne und durch seine Berührung ihm Kraft verleihe. — Aber auf einmal fühlte sie sich von einer kräftigen Hand gerüttelt, und eine fremde, gebieterische Stimme befahl ihr zu erwachen und die Augen aufzuschlagen.

Entsetzt fuhr sie empor, vermeinend, ein böser Traum habe sie geängstigt. Aber da stand er immer noch vor ihr, dieser fremde Mann, und mit lauter, gebieterischer Stimme wiederholte er: Stehen Sie auf und machen Sie sich bereit, denn wir werden sogleich abreisen.

Sie wollte schreien, um Hülfe rufen, aber wie sie den Mund öffnete, legte er seine Hand schwer und gewaltig auf ihren Arm.

Wenn Sie einen Laut von sich geben, so lasse ich Sie hier zurück und nehme nur das Kind mit mir. Ich habe das Recht, hier zu gebieten, denn ich bin der Vater dieses Kindes!

Lord Elliot! rief die Amme verwundert.

Der Lord lächelte. Diese unwillkürliche Anerkennung seiner Vaterschaft that ihm unendlich wohl und machte ihn milder und weicher.

Haben Sie keine Furcht, sagte er freundlich, es soll Ihnen nichts Böses, sondern, wie ich denke, nur Gutes geschehen. Ich nehme Sie und das Kind mit mir. Wenn Sie es lieben und gut für dasselbe sorgen, werden Sie von mir eine lebenslängliche Pension erhalten; vorläufig erhöhe ich Ihr Gehalt um das Doppelte. Dafür verlange ich nichts, als daß Sie jetzt ohne ein Wort oder eine Frage Ihre nothwendigsten Kleidungsstücke und die des Kindes zusammenraffen und in ein Bündelchen schnüren. Wenn Sie in einer Viertelstunde fertig sind, erhalten Sie von mir dies Goldstück.

Er schaute nach der Wanduhr hinüber und zog eine Börse hervor, aus welcher er ein Goldstück nahm, dessen Anblick eine wunderbare Zauberkrast auf die Amme ausübte und ihre Füße in Flügel zu verwandeln schien.

Haben Sie alle Sachen, deren Sie bedürfen, hier in diesem Zimmer? fragte der Lord, und als die Amme bejahte, nahm er wieder den Armleuchter und verließ das Zimmer. Bevor er das aber that, verschloß er die nach dem Corridor führende Thür in dem Zimmer seines Kindes, und dann erst, nachdem er sicher war, daß die Amme nicht entfliehen könne, kehrte er zurück in die Zimmer, welche er vorher so eilig durchwandert hatte.

Wie er jetzt in das Boudoir Camillens eintrat, hatte sein Antlitz wieder seinen düstern, gehässigen Ausdruck angenommen und alle die milderen und versöhnenden Gefühle, welche der Anblick seines Kindes in ihm erweckt, waren wieder in sein Herz zurückgetreten. — Jetzt war er nichts mehr als der beleidigte Gemahl, der in seiner Ehre gekränkte

Mann, welcher kam, um zu strafen und Rache zu üben, welcher die Be-
weise der Schuld suchte, um diese Schuld alsdann zu strafen.

Er stellte den Armleuchter auf den Schreibtisch seiner Gattin und
nahm die Schreibmappe, welche dort lag, und in der sie sonst immer
den Schlüssel zu den Chatoullen des Tisches zu verwahren pflegte. Sie
war auch dies Mal ihrer Gewohnheit gefolgt, der Schlüssel war da. —
Lord Elliot erschrak fast, als er ihn erfaßte, es war ihm, als brenne er
wie Feuer in seinen zitternden Händen, als fielen Blutstropfen von seinem
blinkenden Griffe nieder.

Es ist der Schlüssel zu einem Grabe, murmelte er erschauernd in
sich hinein. Was der mir jetzt aufschließt und enthüllt, schließt auch den
Sarg meines Feindes auf!

Mit entschlossener Hand schob er jetzt den Schlüssel in das Schloß
und öffnete es und nahm die Papiere und Briefe, welche in der Cha-
toulle lagen, hervor. Da waren seine eigenen Briefe, diese Briefe voll
Zärtlichkeit und Liebe, welche er ihr aus Kopenhagen geschrieben und
zwischen diesen, mit ihnen untermischt, fand er andere Briefe, fand er
die glühenden, unreinen Bekenntnisse einer verbrecherischen, ehrlosen Liebe,
welche er zu strafen gekommen war. Camilla hatte nicht einmal so viel
Zartgefühl gehabt, die Briefe ihres Gemahls und ihres Liebhabers zu
trennen, sie hatte sie achtlos und gedankenlos in dieselbe Chatoulle
gelegt, wie sie vielleicht ebenso sorglos die Gedanken an die beiden
Männer, welche die Briefe geschrieben, in ihrem Herzen vermischte.

Lord Elliot lachte laut auf, als er das sah, ein Gefühl unaus-
sprechlicher Verachtung bemächtigte sich seiner Seele und machte den
nagenden Schmerz fast verstummen.

Er konnte Diejenige nicht mehr lieben, welche nicht bloß ihn treulos
verrathen, sondern nicht einmal mehr das Zartgefühl für ihre schuldige
Liebe bewahrt hatte.

Nur einen dieser Briefe des „beau Cousin“ las der Lord, dann
warf er die andern achtlos bei Seite. Es gelüstete ihn nicht, die gecken-
hafte Sprache dieses faden Liebhabers noch weiter zu lesen, die Be-
theuerungen dieser oberflächlichen, gehaltlosen Liebe noch weiter zu ver-
folgen.

Er suchte nur nach Einem Papier, er wollte nur das Original dieses letzten Briefes haben, den Camilla ihm geschrieben. Denn er kannte sie zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser Brief nicht in ihrem Kopfe entsprungen, daß sie nicht diese Worte voll so kalten Hohnes, voll so männlicher Entschlossenheit und so willenskräftiger Bosheit geschrieben habe. Er wollte also den Urheber dieses Briefes kennen, von dem jedes Wort sein Herz wie mit Dolchstößen verwundet hatte und der ihn anfangs fast wahnsinnig gemacht vor Schmerz und Entsetzen.

Jetzt stieß er einen wilden, triumphirenden Schrei aus, der grausig wiederhallte in dem einsamen, tonlosen Gemach. Er hatte es gefunden, das Original dieses Briefes, da, da hielt er es in seinen krampfhaft zitternden Händen und las mit einem wilden, grimmigen Lachen die ersten Zeilen. Er war dieselbe Handschrift wie die der anderen Briefe, — es war die Handschrift seines Nebenbuhlers, des Herrn von Kindar, des beau cousin!

Lord Elliot faltete das Papier sorgfältig zusammen und verbarg es in seinem Busen, dann warf er die Briefe wieder in die Chatouille, verschloß dieselbe und legte den Schlüssel wieder an seinen Ort.

Es ist gut so, sagte, ich habe jetzt Alles, was ich bedarf. Dieser Brief ist sein Todesurtheil.

Er nahm das Licht und verließ wieder das Gemach.

Genau eine Viertelstunde war vergangen, als er wieder die Thür zu dem Zimmer seines Kindes öffnete. Die Amme trat ihm vollständig gerüstet mit dem in Betten dicht eingehüllten Kinde entgegen und empfing dafür von dem Lord das versprochene Goldstück.

Jetzt lassen Sie uns eilen, sagte er, auf den Corridor hinausstretend. Sie gingen schweigend über den Flur, die Treppe hinunter, und wandten sich dann dem Hof zu. Lord Elliot durchschritt ihn rasch und die Amme folgte ihm neugierig und verwundert, wie er nach dem Pferde-
stalle ging, um mit lautem Rufen den Kutscher zu wecken und ihm zu befehlen, daß er anspanne.

Der Kutscher, welcher um zwölf Uhr seine Herrin abzuholen hatte, war in voller Livrée und hatte sich nur zu kurzem Schlummer nieder-

gelegt. Die Pferde waren angeschirrt und auf dem Hofe stand schon die Kutsche bereit.

Spannen Sie ein, wiederholte der Lord seinen Befehl.

Der Kutscher hob seine trübe Stalllaterne empor und beleuchtete damit das Antlitz dieses Mannes, den er nicht kannte und der ihm zu befehlen wagte.

Ich kenne Sie nicht, sagte er mürrisch, und ich habe von Niemand Befehle zu empfangen als von meiner Herrin.

Lord Elliot ließ statt aller Antwort seine Hand in seinen Busen gleiten und zog sie mit einem Taschenpistol wieder hervor.

Wenn Ihr nicht in fünf Minuten angespannt habt, so schieße ich Euch eine Kugel durch den Kopf, sagte er ganz gelassen, indem er den Hahn aufzog.

Um Gotteswillen, Johann, gehorche doch, rief die Amme, es ist ja Seine Herrlichkeit, der Lord Elliot, welcher es befiehlt.

In fünf Minuten war wirklich angespannt, aber ohne Zweifel war dazu die geladene Pistole, welche der Lord noch immer in der Hand hielt, mehr die Veranlassung als die Ueberzeugung, daß dieser fremde, zornig und wild dareinschauende Mann Seine Herrlichkeit, der Lord Elliot sei.

Zur Post! befahl der Lord, nachdem er die Amme und das Kind sorgfältig in den Wagen gehoben und jetzt selber einstieg. Zur Post, und zwar so schnell als möglich!

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein und der Wagen brauste von dannen.

In einigen Minuten war das Postgebäude erreicht. Dort standen schon die Pferde bereit und daneben der Diener des Lords mit seinem Reisegepäck.

Lord Elliot sprang aus dem Wagen, und indem er dem Kutscher befahl, die Pferde auszuspannen und mit denselben heimzukehren, reichte er ihm ein ansehnliches Douceur dar.

Aber Euer Gnaden, stammelte der Kutscher, wie soll ich es nun machen, Mhlyady abzuholen, wenn Sie den Wagen nehmen?

Mhlyady wird sich bequemen zu warten, sagte der Lord mit einem

spöttischen Lächeln. Wenn sie heimkehrt und Dir Vorwürfe macht, so sage ihr dies: Lord Elliot ließe sich ihr empfehlen und er würde in acht Tagen wiederkommen, um ihr den Wagen wiederzubringen.

Aber Mylady wird mich aus dem Dienst jagen, Mylord!

So wirst Du geduldig acht Tage warten und in meinen Dienst treten! Eile Dich jetzt!

Der Kutscher wagte nicht mehr zu widersprechen und entfernte sich mit seinen Pferden. Die Postpferde wurden vorgelegt und der Diener schwang sich auf den Boß.

Lord Elliot stand an der Thür des Postgebäudes und neben ihm sein Freund, der Doctor Beliz.

Es ist Alles genau so gegangen, wie ich es wünschte, sagte der Lord. Ich führe meine Tochter mit mir fort, und so Gott will, soll sie niemals erfahren, daß es nicht der Tod gewesen, welcher ihr die Mutter entrißen hat. Armes Kind, sie wird niemals eine Mutter haben, aber ich will sie lieben mit der Strenge eines Vaters und mit der Zärtlichkeit einer Mutter, und ich habe eine edle Schwester, welche es übernehmen will, die Pflegerin meines Kindes zu sein. Sie erwartet mich in Kiel. Bis dahin werde ich mein Kind geleiten; dann aber, wenn ich das Kind den sicheren Armen meiner Schwester übergeben, wenn ich sie auf das englische Schiff gebracht habe, welches sie nach Kopenhagen führen soll, dann kehre ich hierher zurück.

Aber wozu wollen Sie zurückkehren, Mylord? fragte der Doctor entsetzt. Ist es nicht genug der Rache und der Strafe, nicht genug, daß Sie der Mutter ihr Kind nehmen, daß Sie die Frau vor aller Welt brandmarken und beschimpfen? Was soll es noch weiter, Mylord?

Der Lord legte seine Hand mit einem seltsamen Lächeln auf des Doctors Schulter. Mann, sagte er, fließt denn in Ihren Adern Milch statt des Blutes? Oder haben Sie vergessen, daß ich von einem vergifteten Pfeil getroffen bin, und daß ich ihn herausziehen und zerbrechen muß, wenn ich nicht daran sterben soll?

Lassen Sie Ihre Wunde bluten, Mylord, jemehr sie blutet, desto leichter wird sie heilen. Aber wozu den Pfeil zerbrechen, der sie ver-

wundete? Werden Sie davon wieder genesen, wird Ihre Wunde weniger schmerzen?

Mann, ich frage Sie noch einmal, ob Sie in Ihren Adern Milch statt des Blutes haben? Meine Ehre ist besleckt, ich muß sie rein waschen mit dem Blut meines Feindes!

Sie wollen also ein Duell, Mylord. Sie wollen den elenden Zufall, das hirnlose Ungefähr über Ihre heiligsten und theuersten Interessen, über Ihre Ehre und Ihr Leben entscheiden lassen? Und wenn dieser Zufall nun gegen Sie entscheidet? Wenn Sie statt zu tödten, getödtet werden?

Dann, mein Freund, hat Gott entschieden und ich werde ihm danken, daß er mich von einem Leben befreit, welches mir fortan doch immer nur eine Last sein wird! Leben Sie wohl, Doctor. In acht Tagen werde ich wieder bei Ihnen sein, und dann werde ich Sie bitten, mich zu einem ernstern Gange zu begleiten.

Es ist also unwiderruflich, Mylord?

Unwiderruflich, Doctor!

Nun denn, Mylord. Sie werden mich bereit finden, und wenn doch das Ende dieses traurigen Drama's ein blutiges sein muß, so gebe nur Gott, daß es nicht Ihr Blut ist, welches vergossen wird!

Die beiden Männer schüttelten sich noch einmal herzlich die Hände, dann sprang Lord Elliot in den Wagen, der Postillon schlug auf die Pferde ein und der Wagen, in welchem sich der unglückliche Mann mit seinem geraubten Kinde befand, rollte bei dem lustigen Schmettern des Posthorns durch die verödeten Straßen.

XI.

Die Entdeckung.

Prinz Heinrich stand am Fenster und schaute hinunter in den Garten. Er sah da unten seine Gemahlin, welche den hellen, schönen Wintertag benutzte, um mit ihren Damen einen Spaziergang im Park zu machen. Er hörte bis hier in seinem Zimmer ihr fröhliches Lachen und Plaudern, und doch eilte er nicht hinunter, um ihre Fröhlichkeit zu theilen und mit ihnen zu scherzen und zu lachen.

Seit jenem Tage im Walde war mit dem Wesen des Prinzen eine Veränderung vorgegangen. Ein finsterner, verzweiflungsvoller Trübsinn war in ihm, und doch wagte er nicht ihn zu zeigen, doch zwang er sich zu einer Heiterkeit, die um so geräuschvoller erschien, je weniger sie natürlich war, doch schien er seiner Gemahlin gegenüber derselbe zärtliche, ergebene, zuvorkommende Liebende zu sein. — Aber die Maske, unter welcher er seinen Zorn und seinen Gram verbarg, war für ihn selbst eine grausame Marter, eine entsetzensvolle Qual. Wenn er sie lachen hörte, fühlte er sich wie von einem Dolchstoß verwundet, wenn er der Prinzessin Hand berührte, hatte er ein Gefühl, als müsse er laut aufschreien vor Schmerz und Zorn. Und doch überwand er sich, doch zwang er den Gram und Zorn hinunter in sein Herz, denn — es war ja möglich, daß er selber in einem Irrthum befangen, es war ja möglich, daß seine Gemahlin unschuldig, daß sein Freund ihm treu!

Sein eigenes Herz wünschte es so sehr, seine edle, großmüthige Seele sehnte sich so sehr, Diejenigen nicht verachten zu müssen, welche er so lange vertrauensvoll geliebt! Er wollte lieber glauben, daß er nur einen bösen Traum gehabt, daß ein augenblicklicher Wahnsinn sein Gehirn umnachtet habe, er wollte lieber allen seinen Sinnen mißtrauen, als annehmen, daß diese Frau, welche er geliebt mit aller Kraft seines Gemüthes, daß dieser Freund, dem er so rückhaltlos vertraut, daß diese Beiden ihn verrathen konnten. Es war so entsetzlich, das Edelste und Schönste, das Heiligste und Reinste anzweifeln zu müssen, so irre zu

werden an seinen besten und reinsten Gefühlen. Und doch wollte der Zweifel immer nicht aus seinem Herzen weichen, doch bohrte er Tag und Nacht darin wie ein Todtenwurm, der seine innerste Lebenskraft aufzehrete, doch vergiftete er ihm jede Stunde des Tages und warf in seine Träume hinein noch seine durchbohrenden, entsetzlichen Hohnesworte.

Er hatte sie seit jenem Waldfest immerfort beobachtet, er hatte jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte belauscht. Aber er hatte nichts entdecken können! Sie schienen Beide ganz harmlos und unbefangen. Aber vielleicht stellten sie sich nur so, vielleicht hatten sie ihn an jenem Tage, wo er vor der Waldhütte lag, bemerkt, vielleicht wußten sie, daß er sie beobachte und verfolge und wollten jetzt durch ihre Unbefangenheit seinen Argwohn entkräften, sein Mißtrauen in Schlaf einsullen.

Das war es, was er dachte, das war es, was ihn immer auf der Huth sein ließ. Er wollte, er mußte es wissen, ob er verrathen und betrogen sei, er wollte endlich Gewißheit haben!

Da stand er hinter den Vorhängen seines Fensters verborgen und schaute hinunter in den Garten. Seine Blicke waren mit einem glühenden, verzehrenden Ausdruck auf die Prinzessin gerichtet, welche jetzt eben wieder mit einer ihrer Damen unter seinem Fenster vorüberging und zu ihm emporschaute. Aber sie konnte ihn nicht sehen, er hatte sich ganz hinter den schweren, seidenen Vorhängen verborgen und seine Augen schauten nur durch die Spalte an der Seite des Fensters hervor. Die Prinzessin ging also vorüber, überzeugt, daß ihr Gemahl nicht in jenem Zimmer sei, denn sonst würde er hervorgetreten sein, sie zu begrüßen.

Das war es, was der Prinz gewollt hatte. Jetzt fühlte sie sich sicher, jetzt glaubte sie sich nicht von ihm beobachtet, meinte er. Jetzt endlich konnte er vielleicht Gelegenheit finden, Gewißheit zu erlangen. Denn auch Graf Ralkreuth war da, auch er war hinuntergegangen in den Garten. Da, da drüben trat er der Prinzessin entgegen, da begrüßten sie sich, aber ganz in der gewohnten, hergebrachten Weise, er, der Graf, ehrfurchtsvoll und förmlich, sie, die Prinzessin, vornehm nachlässig und herablassend glütevoll.

Jetzt gingen sie nebeneinander, plaudernd, lachend, anmuthig belebt

und angeregt von ihrem Gespräch. — Der Prinz stand hinter seinem Vorhang mit hochklopfendem Herzen, athemlos vor innerer Angst. — Sie kamen näher zu ihm heran. Sie schlugen den Weg ein zu dem kleinen Teich, dessen glatte, gefrorene Eisoberfläche wie ein Spiegel leuchtete. Der Graf streckte die Hand nach dem Teich aus und schien an die Prinzessin eine Frage zu richten. Sie nickte zustimmend mit dem Kopf und wandte sich rückwärts zu ihrer Hofdame, welcher sie einige Worte sagte, diese verbeugte sich und eilte von dannen. Sie will Schlittschuh laufen, murmelte der Prinz. Sie schickt die Gräfin fort, unter dem Vorwand, daß sie ihre Schlittschuhe holen soll. Sie will also mit dem Grafen allein sein.

Athemlos, in wahrer Todesangst, schaute er zu ihnen hinunter, sie standen noch immer an dem Ufer des Teichs und schienen sich ruhig zu unterhalten. Der Ausdruck ihrer Züge war unverändert, ruhig und freundlich, sie sprachen gewiß von gleichgültigen Dingen. Der Prinz athmete erleichtert auf. Es war ihm, als sei eine Last von seiner Seele gefallen, als würde er befreit von einer grausamen Marter. Sie waren gewiß unschuldig, er hatte gewiß nur geträumt. Denn sie waren jetzt allein und doch war ihr Wesen so ganz unverändert und ruhig.

Aber was war das? Die Prinzessin ließ, anscheinend achtlos, ihr Taschentuch fallen, der Graf hob es auf und reichte es ihr dar. Sie dankte ihm lächelnd und nahm das Tuch. Dann, nach einigen Minuten, steckte sie ihre Hand mit einer raschen Bewegung unter die mit Pelz besetzte Sammetcontouche, welche ihre Gestalt umhüllte.

Der Prinz schrie laut auf. Er hatte in ihrer Hand etwas Weißes gesehen, das sie in ihrem Busen verbarg.

Ein Brief! Ein Brief! rief er mit herzerreißendem Ton, und wie ein Rasender, von Furien Verfolgter, stürzte er von dannen. —

Prinzessin Wilhelmine war eben im Begriff, sich von ihrer Hofdame die Schlittschuhe befestigen zu lassen, als Prinz Heinrich mit hastigen, eiligen Schritten die Allee, welche zum Teich führte, heraufkam. — Graf Kalkreuth eilte ihm entgegen, um ihn mit einem heitern Scherzwort zu begrüßen, aber der Prinz hatte für ihn kein Wort der Erwi-

derung, er ging stumm, mit einem verächtlichen Blick an ihm vorüber und schritt gerade auf die Prinzessin zu, welche ihm mit einem freundlichen Lächeln entgegenah.

Madame, sagte er, es ist heute zu kalt und rauh, um Schlittschuh zu laufen. Ich werde die Ehre haben, Sie in Ihre Gemächer zu führen.

Prinzessin Wilhelmine lachte laut auf. Es ist ja ein wundervoller, frischer Wintertag, mein Gemahl, sagte sie, und wenn Sie frieren, so trägt daran nicht das Wetter die Schuld, sondern Ihre eigene leichte Bekleidung, Prinz. Ich bitte Sie, lassen Sie sich Ihren Pelz holen und dann wollen wir um die Wette über das Eis hinlaufen, damit Sie warm werden!

Der Prinz erwiderte nichts, er nahm mit einer hastigen Bewegung den Arm der Prinzessin und schob ihn unter den seinen. Kommen Sie, Madame, sagte er, ich wünsche Sie in Ihre Gemächer zu begleiten!

Die Prinzessin blickte ihn erstaunt an, aber sie las in seinen aufgeregten Zügen, daß sie es nicht mehr wagen dürfe, ihm zu widersprechen.

So erlauben Sie, daß ich mir wenigstens erst den Schuh loschnallen lasse, sagte sie kurz, indem sie ihrem Hoffräulein einen Wink gab. Diese kniete vor ihr nieder, um die Schnallen, welche den Schlittschuh hielten, zu lösen. Der Prinz stand neben seiner Gemahlin, unfern von ihnen Graf Kalkreuth.

Keiner von ihnen unterbrach mit einem Wort die unheimliche Stille. Auf einmal stieß der Prinz einen hastigen, zornigen Schrei aus. Er hatte den Blick gesehen, welchen die Prinzessin eben mit dem Grafen gewechselt, den Blick voll Einverständniß und versteckter Warnung.

Aber was fehlt Ihnen, Prinz? fragte die Prinzessin entsetzt.

Mich friert, sagte er rauh, während der Schweiß in hellen Tropfen auf seiner Stirn stand. Als die Hofdame ihre Arbeit beendet hatte, zog der Prinz seine Gemahlin mit sich fort, ohne auch nur einen Gruß, einen Blick für seinen Freund zu haben. — Dieser stand bleich und entsetzt auf derselben Stelle und starrte gedankenvoll auf die glänzende Eisfläche hin.

Ich fürchte, er weiß Alles, murmelte er. Oh, mein Gott, mein Gott, warum öffnet sich nicht die Erde mich zu verschlingen. Ich bin ein Elender, und vor seinen Blicken mußte ich schmachvoll die Augen niederschlagen. Ich habe ihn verrathen und betrogen, und doch liebe ich ihn! Wehe mir!

Er schlug die Hände vor sein Angesicht, als wolle er die Sonne und das Tageslicht nicht die Röthe der Scham sehen lassen, die auf seinen Wangen brannte, und verließ langsam, gesenkten Hauptes den Garten.

Der Prinz war indessen, seine Gemahlin am Arm, hastig vorwärts geschritten. Kein Wort war zwischen ihnen gewechselt worden, nur einmal, als der Prinz fühlte, wie ihr Arm auf dem seinen erzitterte, wandte er sich zu ihr hin.

Warum zittern Sie? fragte er rauh und hart.

Es ist kalt, sagte sie tonlos.

Ihr Gemahl lachte laut. Und doch ist es ein so schöner Wintertag, sagte er spöttisch. — Dann gingen sie weiter. Schweigend und stumm traten sie in's Schloß, gingen sie die Treppe hinauf zu den Gemächern der Prinzessin.

Da waren sie in ihrem Cabinet, in diesem traulichen, stillen Gemach, in welchem der Prinz sonst so glückliche Stunden neben seiner geliebten Wilhelmine hingebracht.

Jetzt stand er ihr mit kaltem, fast geringschätzendem Blick gegenüber, nach Athem ringend, und vor ungeheurer Aufregung nicht im Stande zu sprechen.

Prinzessin Wilhelmine sah bleich aus, und aus ihren Blicken sprach ein angstvolles Entsetzen. Sie wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, und schien nur damit beschäftigt ihre Toilette zu ordnen. Sie legte den Hut ab, und ließ die Sammetcontouche zur Erde niedergleiten.

Madame, sagte der Prinz endlich hastig, jedes Wort hervorstößend, ich bin hieher gekommen, um Ihnen eine Bitte vorzutragen.

Die Prinzessin verneigte sich kalt und förmlich. Sie haben zu befehlen, mein Gemahl.

Nun denn! rief er, nicht mehr im Stande seine erkünstelte Ruhe zu

bewahren, nun denn so befehle ich Ihnen mir das Billet zu geben, welches Sie da in Ihrem Busen verborgen haben!

Welches Billet, Prinz? stammelte sie entsetzt zurücktretend.

Das Billet, welches Ihnen der Graf vorhin im Garten gegeben! Leugnen Sie nicht, Madame, wagen Sie es auch nicht, es mir zu verweigern, denn bei Gott, Sie sehen es wohl, ich bin in einer Stimmung, welche keine Rücksichten mehr kennt.

Wie er ihr so gegenüber stand mit funkelnden Augen, mit bebenden Lippen, mit drohend gehobener Hand, fühlte die Prinzessin, daß hier wirklich jeder Widerstand gefährlich und unmöglich sei. Sie ward sich bewußt, daß sie Beide zu dem entscheidenden Moment gelangt seien, wo alle Schleier fallen, und kein Trug und kein Verhüllen mehr möglich ist.

Das Billet, geben Sie mir das Billet! schrie der Prinz mit drohender Stimme, dicht zu ihr herantretend.

Sie sah ihn mit funkelnden Blicken voll Zorn und Haß an. — Hier ist es, sagte sie dann, indem sie das Billet aus ihrem Busen nahm, und es dem Prinzen darreichte.

Er stürzte sich auf dasselbe, wie ein Tiger, der im Begriff ist seine Beute zu zerreißen. Aber wie er es dann geöffnet hatte, wie er es vor sich hin hielt, zitterte das Blatt in seinen Händen, und seine wirren Blicke waren kaum im Stande die Schriftzüge zu lesen.

Einmal murmelte er. Ah, er wagt es Du zu ihr zu sagen. Er nennt sie seine angebetete Wilhelmine!

Dann las er weiter, ächzend, zuweilen laut aufschreiend, oder eine wilde Verwünschung ausstoßend.

Die Prinzessin stand ihm gegenüber, todesbleich, an allen Gliedern bebend. Ihre Zähne schlugen auf einander wie im Fieberfrost, und sie mußte sich auf die Lehne eines Stuhls stützen, um nicht umzusinken.

Als der Prinz den Brief zu Ende gelesen, zerknitterte er das Papier in der Hand, und verbarg es in seinem Busen. Dann richtete er seine Augen auf seine Gemahlin mit einem Blick so voll unendlichen Schmerzes, so unaussprechlichen Jammers, daß die Prinzessin sich davon im Tiefsten ihres Herzens bewegt fühlte.

Oh, mein Gemahl, sagte sie, ermorden Sie mich, verfluchen Sie mich, aber sehen Sie mich nicht mit diesen Blicken an!

Und wie sie das sagte, sank sie, wie von einer unsichtbaren Hand niedergedrückt, auf ihre Kniee und hob die Hände flehend zu ihm empor.

Er lachte laut auf, und trat einen Schritt zurück. Stehen Sie auf, Madame, sagte er, wir sind hier nicht im Comödiensaal und nicht in unserem Liebhabertheater. Es ist hier nur Ihr Gemahl, der mit Ihnen spricht! Stehen Sie auf, und geben Sie mir den Schlüssel zu Ihrem Secretair. Denn Sie werden es begreiflich finden, Madame, daß, nachdem ich dieses Billet gelesen, ich auch die anderen Briefe zu lesen wünsche. Als Ihr Gemahl habe ich wenigstens das Recht zu wissen, wie weit die Vertraulichkeiten mit Ihrem Liebhaber gegangen sind, und welche Ansprüche er an Ihre Person hat.

Ah, Sie verachten mich! rief die Prinzessin mit hervorstürzenden Thränen.

Ich meine, daß ich wohl ein Recht dazu habe, sagte er kalt. Stehen Sie auf und geben Sie mir die Schlüssel.

Sie erhob sich, und schwankte zu dem Tisch hin. Hier sind die Schlüssel, sagte sie, ihm dieselben darreichend.

Er ging zu dem Schrank hin und schloß ihn auf. Und wo sind die Briefe, Madame?

In der oberen Chatouille links!

Ah, sagte er mit einem rauhen Lachen, nicht einmal in einem geheimen Fach haben Sie diese kostbaren Schriftstücke aufbewahrt. Sie waren also meines Zutrauens sehr gewiß, da Sie nicht einmal Ihre Kleinodien vor mir versteckten!

Prinzessin Wilhelmine antwortete nicht. Als der Prinz jetzt die Briefe nahm, und einen nach dem andern las, sank sie wieder auf ihre Kniee nieder. Mein Gott, mein Gott, murmelte sie, habe Erbarmen mit mir! Sende einen Blitz hernieder, daß er mich zerschmettere! Oh, mein Gott, warum kann ich mich nicht in die Erde verbergen, nur um seinen Blicken nicht mehr zu begegnen!

Bäche von Thränen entstürzten ihren Augen, und die Arme zum

Himmel erhebend, murmelte sie leise Gebete der Angst und der Reue zu Gott empor.

Der Prinz las weiter, immer weiter in diesen unseligen Briefen. Auf einmal schrie er laut auf, und stürzte mit einem Brief in der Hand zu der Prinzessin hin.

Ist das wahr? fragte er. Ist das wahr, daß Sie ihm das geschrieben haben?

Was denn? fragte sie, sich langsam von ihren Knien erhebend.

Er dankt Ihnen da in diesem Brief, daß Sie ihm geschrieben haben, Sie hätten auf Erden noch Niemand geliebt, Niemand als Kalkreuth allein! Ist das wahr, haben Sie ihm das geschrieben?

Ich habe es geschrieben, und es ist die Wahrheit! sagte die Prinzessin, welche jetzt ihre Energie und Ruhe wiedergefunden hatte. Ja, mein Herr, ich habe Niemand geliebt, als ihn allein. Ich konnte mein Herz nicht zwingen, Sie zu lieben, Sie, welcher mich anfangs verschmähte, und dann eines Tages die Lanne hatte, mich zu lieben, und mir das Schnupftuch seiner Gunst hinzuwerfen. Ich war keine Sclavin, die man bei Seite stehen läßt, die sich beseligt fühlen muß, wenn man sie zuletzt doch noch eines Blickes würdigt. Ich war ein freigebornes Weib, und da ich dem, welchen ich liebte, meine Hand nicht geben konnte, so gab ich ihm wenigstens mein Herz. Meine Person gehörte Ihnen, mein Herz aber nicht!

Aber Sie lieben mir zuweilen Ihr Herz, welches ihm gehörte, und lieben ihm zuweilen Ihre Person, welche mir gehörte! rief der Prinz mit einem wilden Lachen.

Sie schrie laut auf, als habe ein Dolchstoß sie getroffen, und eine dunkle Röthe brannte auf ihren Wangen.

Sie haben das Recht mich zu tödten, aber nicht mich zu beschimpfen! sagte sie.

Oh, Sie nennen das eine Beschimpfung, wenn ich die Wahrheit sage! rief der Prinz.

Nein, es ist nicht die Wahrheit, mein Prinz. Ich habe mich schwer an Ihnen versündigt, denn ich habe Ihre Liebe geduldet, obwohl ich sie nicht erwidert. Ich habe nicht den Muth gehabt, Ihnen, als Sie zu

meinen Füßen niedersanken, und mir, welche Sie so lange verschmäht hatten, sagten, daß Sie mich liebten, Ihnen damals zu bekennen, daß ich nie und nimmermehr diese Liebe theilen könnte, weil mein Herz nicht mehr frei ist. Das ist mein Verbrechen, aber das allein. Ich konnte mein Herz nicht zwingen, Sie zu lieben, aber ich konnte meinen Pflichten getreu bleiben, und das habe ich gethan! Ich habe nicht nöthig, mein Gemahl, vor Ihnen zu erröthen und die Augen niederzuschlagen, denn meine Liebe ist rein von der Sünde geblieben, und meine Person und meine Tugend ist unbefleckt. Ich bin meinem Geliebten nie etwas Anderes gewesen als seine reine Freundin, ich habe Ihnen niemals die Treue als Gattin gebrochen.

Elendes, jammervolles Spiel mit Worten! sagte der Prinz. Wenn dem so ist, wie Sie sagen, und nach den Briefen hier scheint es so, dann ist Ihr Verbrechen ein zwiefaches, denn Sie sind alsdann auch eine Heuchlerin gegen sich selber und gegen Ihre Liebe, eine feige Memme, welche nicht einmal den Muth gehabt hat, dem Gefühl Ihres Herzens sich hinzugeben. Sie sind alsdann eine elende Buhlerin, die ihre Gunstbezeugungen abzumessen versteht, und sich immer nur so weit hingiebt, als es ihren Berechnungen paßt. Sie machen Ihre Pflicht zum Ablafsgeld Ihrer Sünde, und sind nicht einmal unschuldig genug, um fallen zu können mit dem, welchen Sie lieben. Die Freundin Ihres Geliebten! Was ist das für ein elender, feiger Gedanke, eine verächtliche Ausflucht, mit welcher Sie sich gegen Ihr eigenes Gewissen verschanzen möchten. Und was heißt das, Sie haben mir niemals die Treue als Gattin gebrochen? Hätten Sie es lieber gethan, wären Sie, hingerissen von Ihrem heißen Blut und einer unbewachten Stunde, mir ungetreu gewesen mit Ihrer Person, es wäre Ihnen bei Gott leichter zu verzeihen, als diese fortgesetzte Heuchelei und Lüge! Wenn man liebt, so liebt man ganz mit Leib und Seele, Eins ist nicht zu trennen von dem Anderen, der Leib geht auf in der Seele, und die Seele verliert sich in dem Leibe. So, Madame, so habe ich Sie geliebt. Aber Sie, was haben Sie dafür gethan? Sie haben mit sich geschachert, wie ein elender Wucherer! Wenn Sie in meinen Armen lagen, ganz hingegeben meiner Zärtlichkeit, so haben Sie sich Ihre Seele reservirt, und Ihre Untreue gegen mich

damit bemäntelt, daß nur Ihr Körper mir gehörte. Wenn Sie ihm gegenüberstanden, und diesen glühenden Bekenntnissen seiner verbrecherischen Liebe zuhörten, so haben Sie sich damit entschuldigt, daß Sie mir nicht die Treue brächen, weil Sie Ihre Person Ihrem Liebhaber nicht überließen, sondern nur Ihr Herz und Ihre Seele! So sind Sie eine zwiefache Ehebrecherin geworden. Sie haben die Ehe der Seelen und die Ehe der Körper gebrochen! Und mich, mich haben Sie um das Weib, welches ich liebte, um den Freund, welchem ich vertraute, betrogen! Möge Gott Sie verfluchen, wie ich es thue. Möge die Strafe des Himmels Sie treffen, wie die meine Sie treffen soll!

Und indem er seine beiden geballten Fäuste über sie erhob, als wolle er seinen Fluch auf ihr Haupt herabschleudern, wandte er sich um und verließ das Zimmer.

XII.

Ein Vormittag in Sanssouci.

Es war Morgens fünf Uhr. Tiefe Stille herrschte ringsum, die Dunkelheit der Nacht lag noch über der Welt ausgebreitet, und Jedermann durfte noch schlafen und ruhen; das Leben hatte noch nirgends begonnen, — nirgends als auf Sanssouci, nirgends als in den Zimmern des Königs. Während sein ganzes Volk noch schlief, wachte der König, wachte er, um für sein Volk zu arbeiten und zu denken. — Draußen heulte der Wind und trieb große Schneeflocken an sein Fenster, und machte selbst das Feuer in seinem Kamin unruhig flackern und brennen, der König achtete auf das Alles nicht. Er hatte seine Toilette beendet und seine Chocolate getrunken, jetzt arbeitete er. Was kümmerte es ihn, daß es noch so kalt war in seinem Zimmer, daß die Kerzen auf seinem Tisch nur ein trübes Licht durch das dunkle Zimmer warfen, und die kalte Unbehaglichkeit desselben noch vermehrten, sie brannten hell genug,

um diese Masse von Briefen zu lesen, welche da auf dem Tisch vor ihm lagen, und die alle im Laufe des vorigen Tages eingelaufen waren. Mochten seine Minister und Kabinettsräthe immerhin noch schlafen, der König wachte und arbeitete; er bereitete die Arbeiten vor, die er nachher „seinen Schreibern“, das heißt seinen Ministern und Kabinettsräthen übertragen wollte. Er las alle diese eingelaufenen Briefe und Bittschriften und schrieb an den Rand jedes derselben die Quintessenz der Antworten, welche entweder die Minister in ihren Ressorts, oder die Kabinettsräthe zu ertheilen hatten.

Dann erst, nachdem er diese geschäftlichen Briefe und Schriften alle gelesen und geprüft, dann erst nahm der König die Briefe in die Hand, die Briefe, die an ihn persönlich gerichtet waren und von den fernern Freunden kamen. — Sein Antlitz, welches vorher ernst und strenge gewesen, nahm jetzt einen sanften, freundlichen Ausdruck an, und ein mildes Lächeln umspielte seine Lippen.

Die Ausbeute des heutigen Tages war indessen nur gering. Es waren nur wenige Briefe da, und die meisten derselben kamen von Verwandten des Königs oder von entfernter stehenden Bekannten.

Kein Brief von d'Argens, sagte der König lächelnd. Mein erzbischöfliches Schreiben wird also wohl seine Wirkung gethan haben, und der gute Marquis wird vielleicht noch heute hier eintreffen, um mich tüchtig auszuzanken und mir dann zu vergeben. — Ach, da ist aber ein Brief von d'Alembert! Nun das ist ohne Zweifel ein angenehmer Brief, denn er wird mir die Nachricht bringen, daß d'Alembert meinen Vorschlag annimmt und sich entschließt, Präsident meiner Akademie der Wissenschaften zu werden.

Er erbrach hastig das Siegel, und während er dann las, zog eine finstere Wolke über seine Stirn. Er schlägt mein Anerbieten aus, sagte er unmutig. Er setzt seinen Stolz darin, daß er Fürsten entbehren kann, und hofft, die Nachwelt werde ihn für seine Uneigennützigkeit schadlos halten. Oh, da kennt er die Nachwelt noch nicht! Entweder sie wird ganz davon schweigen, oder, wenn sie es erwähnt, wird sie nur davon sprechen, als wie von einem dummen Streich, den d'Alembert in seinem

Leben gemacht hat. *) Er ist ein hochmüthiger und stolzer Mensch, er ist wie sie Alle.

Er nahm den Brief wieder zur Hand, und las ihn noch einmal, dies Mal langsamer und besonnener wie zuvor; allgemach schwand die finstere Wolke von seiner Stirn, und seine Augen strahlten in einem hellen Freudenglanze.

Nein, sagte er, ich habe d'Alembert Unrecht gethan. Der Unmuth über eine fehl geschlagene Hoffnung hatte mich verblendet. d'Alembert ist kein kleinlicher, eitler Mensch, sondern eine freie, stolze Menschenseele. Er schlägt meine Präsidentenstelle mit sechstausend Thaler Gehalt aus, wie er im vorigen Jahr die Stelle als Erzieher des russischen Thronerben mit einem Gehalt von hunderttausend Francs ausgeschlagen hat. **) Er zieht es vor, arm und dürstig fünf Treppen hoch zu wohnen und sein eigener Herr zu sein, statt in einem glänzenden Palais als Diener eines Fürsten zu leben. Wahrlich, ich kann ihm darum nicht böse sein, denn er hat gehandelt und gedacht, als ein Weiser, und wenn ich nicht Friedrich wäre, so möchte ich wohl d'Alembert sein! Ich will ihn deshalb nicht weniger lieben, weil er mir einen Korb gegeben hat. Ach, es ist ein wahres Glück, wenn es noch Menschen giebt, welche unabhängig und klar genug denken, um einem König gegenüber einen freien Willen sich bewahren zu können. Die Fürsten würden besser sein, wenn diejenigen, mit denen sie verkehren, weniger klein und erbärmlich wären. D'Alembert soll mir eine Lehre und ein Trost sein: es giebt also doch noch Menschen, welche nicht Heuchler und Schmeichler, Narren und Betrüger sind, sondern wirklich Menschen!

Er faltete den Brief sorgsam zusammen und nickte ihm, bevor er ihn in seine Correspondenzmappe schob, so freundlich lächelnd zu, als sei es d'Alembert selber, den er zu begrüßen habe. Dann nahm er einen andern Brief zur Hand.

Diese Schriftzüge kenne ich nicht, sagte er, indem er die Adresse

*) Des Königs eigene Worte.

**) Preuß. Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden.
S. 304.

betrachtete. Er kommt aus der Schweiz und ist ganz persönlich an mich gerichtet. Von wem denn?

Er öffnete den Brief und sah zuerst nach der Unterschrift.

Ah, sagte er dann, von Jean Jacques Rousseau! Es ist wahr, ich habe ihm ja ein Asyl versprochen. Die freien Schweizer verfolgen den unglücklichen Philosophen, und mein guter Lord Marschal bat für ihn bei mir. Jetzt ist Lord Marschal in Schottland, und er wird nichts mehr davon haben, daß sein Freund hierher kommt. Nun vielleicht treibt es ihn zurück, wenn Jean Jacques hier eine Freistatt findet, und er kommt von Schottland hierher um mit ihm im Park von Schönhausen zu wandeln. *)

Lesen wir, was der Philosoph schreibt:

Der Brief enthielt nur einige Zeilen, die der König mit steigender Bewunderung und einem stolzen Besremden las. *Vraiment!* rief er dann laut, die Philosophen sind alle des Teufels! Dieser Jean Jacques begnügt sich nicht, meinen Vorschlag zurückzuweisen, sondern er thut es auf eine gar seltsame und unerhörte Manier. Es ist ein wunderbares *Opus*, und ich muß es mir wahrhaftig selber noch einmal vorlesen! Und mit lauter pathetischer Stimme las der König: *Votre Majesté m'offre un asyle, et m'y promet la liberté. Mais Vous avez une*

*) Lord Marschal hatte dem König geklagt, daß Rousseau in der Schweiz bitteren Verfolgungen ausgesetzt sei, und nicht wisse, wohin er sich wenden solle, da man ihn auch aus Frankreich vertrieben hätte. Der König antwortete ihm darauf: „Schreiben Sie Ihrem Freund, daß er zu mir kommen soll. Ich will ihm ein sicheres Asyl und eine Pension von zweitausend Francs jährlich geben. Er soll in Pankow, dicht bei dem Schloßgarten von Schönhausen, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus mit Garten und Wiese haben, so daß er dort eine Kuh flüttern, sich hinlänglich Federvieh halten und Gemüse bauen kann. Dort kann er in Ruhe und ohne Nahrungsorge leben, und seine Einsamkeit wird nichts stören. Von seinem Garten kann er in den Garten von Schönhausen gehen, und in den schattigen Gängen desselben herumwandeln, denn die Königin hält sich nur wenige Monate des Jahres dort auf.“ Lord Marschal sandte das Einladungsschreiben, welches er alsdann an Rousseau schickte, dem König zur Durchsicht, und dieser fügte eigenhändig hinzu: *Venez, mon cher Rousseau, je vous offre maison, pension et liberté.*

épée, et Vous êtes Roi! Vous m'offrez une pension, à moi, qui n'ai rien fait pour vous? Mais, en avez vous donné à tous les braves gens, qui ont perdu bras et jambes en vos services?

Nun, sagte der König lachend, das ist ein Brief wie ein Nasenstüber, und wenn man Philosoph ist, weil man ein Grobian ist, so hat Jean Jacques Rousseau das Recht, sich den ersten Philosophen der Welt zu nennen! Wahrhaftig, der Zufall spielt mir heute seltsame Streiche, und scheint sehr die Absicht zu haben, meinen königlichen Hochmuth ein wenig zu dämpfen. Zwei Absagebriefe auf einmal, zwei Philosophen, die ich zu mir eingeladen habe, und von Beiden ein refus. Ah, nicht zwei Philosophen! D'Alembert ist ein Philosoph! Aber Jean Jacques Rousseau, der ist in Wahrheit ein Narr! *)

Er zerriß den Brief, und warf die einzelnen Stücke in den Kamin. Dann griff er nach einem andern Brief, aber noch bevor er ihn geöffnet, legte er ihn wieder hin. Er hatte gehört, wie eben die große Wanduhr da draußen im Vorsaal die achte Stunde geschlagen hatte. Das war das Zeichen, daß die Geschäfte des Tages, die er mit seinen Dienern theilte, zu beginnen hatten, und daß der König jetzt nicht mehr Zeit hatte, sich mit seiner Privatcorrespondenz zu beschäftigen.

Der letzte Schlag der Glocke war kaum verhallt, als auch schon ein leises Klopfen an der Thür gehört, und dieselbe auf den Ruf des Königs geöffnet ward.

Der König hatte gar nicht nöthig sich nach ihm umzuschauen, er wußte, daß der Eintretende Niemand Anderes sei, als Herr von Kircheisen, der Stadtpräsident von Berlin, welcher heute, als am letzten Tage der Woche kam, um seinen Bericht abzustatten. — Er empfing denselben indeß heute nicht mit seiner gewohnten Leutseligkeit, sondern erwiederte seinen ehrerbietigen Gruß nur mit einem finsternen Seitenblick, und hörte, in dem Zimmer auf- und abgehend, mit sichtbarem Mißmuth dem Vortrag des Berliner Stadtpräsidenten zu.

Und das ist Alles, was Er mir zu berichten hat? fragte der König,

*) Das gewöhnliche Epitheton, welches der König nach dieser Zeit immer dem Namen Jean Jacques hinzuzufügen pflegte.

als Herr von Kirchheim seinen Vortrag beendet hatte. Er ist der Vorsteher der ganzen Berliner Polizei, und Er weiß mir von einer ganzen Woche nichts weiter zu berichten, als was mir jeder Thorschreiber und jeder Viertelspolizeidiener auch sagen kann. Er erzählt mir, wer in Berlin angekommen und abgereist ist, wie viel Leute gestorben und geboren, wie viele Diebstähle vorgekommen sind, und damit ist Sein Bericht zu Ende.

Aber ich kann Eurer Majestät doch nichts weiter berichten, als was vorgefallen ist? bemerkte Herr von Kirchheim schüchtern.

So! Weiter ist in Berlin nichts vorgefallen? Berlin ist also eine äußerst stille, sittsame, friedliche und unschuldige Stadt, in der man einträchtig lebt, wie im Paradiese, und wo man höchstens von einigen bemitleidenswerthen Individuen, die irrtümlich das Eigenthum Anderer für das ihre angesehen haben, aus seinem Schlaf der Gerechten für einen Moment aufgestört wird? Er weiß gar nichts, sage ich Ihm! Er weiß nicht, daß Berlin die Stadt des Leichtsinns, der Narrheit, der Putzucht, der aufgeblasenen, windigen Dummheit, der Immoralität und der Heuchelei ist. Er weiß mir nichts zu sagen von diesen Verbrechen, die allerdings nicht so offen zu Tage liegen, daß die Gesetze sie strafen könnten, die aber verheerend von Haus zu Haus schleichen, ganze Familien vergiften, und Unglück und Schande durch ganze Schichten der Gesellschaft verbreiten. Er weiß nichts von den vielen Ehebrüchen, von dem Zwiespalt der Familien, von dem Leichtsinn der jungen Leute, die sich dem Spiel ergeben. Und doch könnte manches Unglück verhütet werden, wenn Er besser aufpaßte, und die Leute zur rechten Zeit warnte!

Sire, halten zu Gnaden, das ist nicht die Aufgabe der gewöhnlichen Polizei, sondern dazu bedarf es einer geheimen Polizei!

Nun, warum hat Er keine geheime Polizei? Warum nimmt Er nicht ein Beispiel an dem neuen Polizeiminister von Paris, Herrn von Sartines? Der Mann weiß Alles, was in Paris geschieht, er kennt die Geschichte jedes Hauses, jeder Familie, jedes Individuums. Er warnt zuweilen heimlich die Männer, wenn ihre Frauen ihnen entlaufen wollen, und flüstert den Frauen die Namen Derer zu, welche ihnen ihre Männer abwendig machen. Er zeigt den Aeltern an, wo ihre leichtsin-

nigen Söhne ihr Vermögen an der Spielbank durchbringen, und hilft, je nachdem es ihm beliebt, den Verzweifelten zu einem Strick, um sich aufzuhängen, oder reicht ihnen die Hand zur Rettung dar. Das ist eine gute tüchtige Polizei, und man muß gestehen, daß die Seine wenig Aehnlichkeit damit hat.

Wenn Eure Majestät es befehlen, kann ich auch eine solche Polizei in Berlin einrichten wie der Herr von Sartines sie in Paris eingerichtet hat. Nur müssen mir Eure Majestät dazu zweierlei geben. Erstens eine Million Thaler jährlich!

Ah, eine Million! Seine geheime Polizei ist ein wenig theuer. Fahre Er fort, was verlangt Er noch außer der Million?

Zweitens die Erlaubniß, das Glück der Familien, das Glück Ihrer Unterthanen zu ruiniren, den Sohn zum Spion seines Vaters, die Mutter zur Angeberin ihrer Tochter, die Dienstboten zu Aufpassern ihrer Herrschaften, den Lehrburschen und Gesellen zum Beobachter und Verräther seines Meisters zu machen. Wenn Eure Majestät mir das bewilligen, wenn ich das Vertrauen des Menschen zum Menschen, des Bruders zu seiner Schwester, des Vaters zu seinen Kindern, des Gatten zu seiner Gattin, des Freundes zu seinem Freunde untergraben darf, indem ich die Leute mit Geld erkaufe, wenn ich Einen zum Spion des Andern mir anwerben, wenn ich den Verrath bezahlen und den Angeber belohnen darf, dann, Eure Majestät, werden wir auch eine so gute geheime Polizei haben, wie der Herr von Sartines in Paris, nur glaube ich nicht, daß dadurch die Sittlichkeit gefördert und das Verbrechen gehindert werde.

Der König hatte ihm mit steigendem Interesse zugehört, seine Stirn hatte sich immer mehr aufgeheitert und seine Blicke hatten sich mit sichtbarem Wohlwollen auf den kühnen Sprecher gerichtet. Als dieser jetzt geendet, blieb der König, der immerfort auf- und abgegangen war, vor Herrn von Kirchheim stehen, und sah ihm fest und lange in das erregte Angesicht.

Es ist also Seine feste und gewisse Ueberzeugung, daß eine geheime Polizei solche Uebel nach sich zieht, wie Er da geschildert hat?

Ja, Eure Majestät, es ist meine feste Ueberzeugung!

Er kann Recht haben, sagte der König sinnend. Nichts demoralisirt die Menschen mehr als das Spions- und Denunciantenwesen, und eine gute, noble Regierung müßte solche elende Spione und Denuncianten, welche ihre Mitmenschen für elendes Geld und aus niedriger boshafter Absicht angeben und in's Unglück bringen, streng bestrafen, statt sie zu belohnen, und sich ihrer zu ihren Zwecken zu bedienen. Eine gute Regierung muß niemals dem jesuitischen Grundsatz folgen, daß der Zweck die Mittel heilige.

So wollen mich Eure Majestät in Gnaden davon dispensiren, eine geheime Polizei einzuführen?

Nun ja, es soll Alles so bleiben, wie es ist, und der Herr von Sartines mag seine Polizei für sich behalten. Sie paßt nicht für uns, und Berlin soll mir nicht durch solches Spions- und Denunciantenwesen noch mehr ruinirt werden, als es ohnedies schon ist. Also nichts mehr von geheimer Polizei! Wenn sich das Verbrechen bei Tage zeigt, so wollen wir es strafen; wo es im Dunkeln schleicht, müssen wir es der Vorsehung überlassen, es an's Licht zu ziehen. Berichte Er mir also nach wie vor, wer geboren und gestorben, wer gekommen und abgereist ist, gestohlen oder gute Geschäfte gemacht hat! Ich will mich damit begnügen, und nicht mehr verlangen, als eine gute Polizei zu leisten vermag. Uebrigens bin ich heute sehr mit Ihm zufrieden! Er hat tapfer und frisch weggesprochen, und mir offen und frei gesagt, was Er denkt. Das gefällt mir! Ich mag es gern, wenn meine Beamten den Muth der Wahrheit haben, und auch gelegentlich mir zu opponiren wagen! Bleibe Er dabei!

Er nickte dem erfreuten Stadtpräsidenten freundlich zu und reichte ihm seine Hand dar. Dann verabschiedete er ihn, und hieß die Minister eintreten, um ihre Vorträge und Berichte zu halten. — Nach diesen kamen die Kabinettsrätthe, und erst nachdem der König mit ihnen Allen drei Stunden ununterbrochen und angestrengt gearbeitet hatte, dachte er daran sich ein wenig zu erholen und auszuruhen von allen diesen Arbeiten, die ihn jetzt von sechs Uhr Morgens bis fast zur Mittagsstunde beschäftigt hatten.

Er war eben im Begriff sich in sein Bibliothekzimmer zu begeben, als ein lautes Gespräch im Vorzimmer ihn aufmerksam machte.

Aber ich sage Ihnen, daß der König heute keine Audienzen giebt, hörte er die Stimme eines der Lakaien sagen.

Der König hat gesagt, daß Jeder, der ihn zu sprechen habe, bei ihm Gehör finden soll! rief eine andere Stimme. Ich muß den König sprechen, und er muß mich anhören!

Wenn Sie ihn sprechen wollen, so müssen Sie schriftlich darum einkommen, dann werden Sie vorgelassen, denn der König giebt Jedem Audienz, der darum bittet, aber er bestimmt die Stunde.

Das Unglück und die Verzweiflung kann nicht auf eine bestimmte Stunde warten! rief der Andere. Wenn der König das Unglück nicht hören will, sobald es um Rettung schreit, sondern nur dann, wenn es ihm beliebt, dann ist er kein guter König!

Der Mann hat Recht, sagte der König leise. Ich will ihn sogleich anhören. — Er schritt rasch nach der Thür hin und öffnete sie. — Draußen stand ein ältlicher Mann in ärmlicher Kleidung, mit bleichem, abgemagertem Gesicht, aus dessen Zügen Verzweiflung und Kummer deutlich genug sprach, um von Jedermann verstanden zu werden. Als seine großen tiefliegenden Augen jetzt den König gewahrten, rief er freudig: Gott sei Dank, da ist der König!

Der König winkte ihm stumm näher zu treten, und der Mann stürzte mit einem Ausruf der Freude zu ihm hin.

Komme Er hier in's Zimmer, sagte der König, und jetzt sage Er, was will Er von mir?

Gerechtigkeit, Majestät, rief der Mann, Gerechtigkeit, weiter nichts. Ich habe den Krieg mitgemacht, und bin jetzt außer Brod. Ich habe nichts, wovon ich leben soll, und habe Eure Majestät zwei Mal schriftlich um eine Stelle bei der Steuerkammer gebeten, welche eben vacant ist.

Und ich habe sie Ihm verweigert, weil diese Stelle schon einem Andern versprochen ist.

Man hat mir gesagt, daß Eure Majestät mir diese Stelle verweigern! rief der Mann verzweiflungsvoll. Aber ich kann es nicht glauben,

denn Eure Majestät sind sie mir schuldig, und Sie sind ja sonst ein gerechter König. Sien Sie also, Majestät, das zu thun, was gerecht und was Pflicht ist, und sich zu rechtfertigen wegen eines Verdachtes, der Ihrem königlichen Ruhm nur nachtheilig ist!

Der König maß ihn mit einem flammenden Zornesblick, den indessen der bleiche, verzweiflungsvolle Supplicant mit kühner Gelassenheit ertrug.

Wer giebt Euch das Recht, fragte der König mit donnernder Stimme, indem er mit drohend gehobenem Arm auf den Mann zutrat, wer giebt Euch das Recht, in solchem Ton zu mir zu sprechen, und worauf gründet Ihr Eure unverschämten Forderungen?

Darauf, Majestät, rief der Mann, darauf, daß ich verhungern muß, wenn Sie mir meine Bitte abschlagen. Das ist der geheiligteste aller Ansprüche. Und an wen auf Erden soll ich mich denn damit wenden, wenn nicht an meinen König?

Es lag ein so herzerreißender Jammer, eine solche verzweiflungsvolle Klage in den Worten, in der Stimme des armen Supplicanten, daß der König sich wider seinen Willen davon ergriffen fühlte. Er ließ seinen erhobenen Arm sinken, und der Ausdruck seines Angesichts ward immer milder und weicher.

Ich sehe wohl, Er ist sehr unglücklich und voll Verzweiflung, sagte er gütig, Er hat also Recht gethan, sich an mich zu wenden. Er soll die Stelle haben, um welche Er bittet, ich werde dafür sorgen. Melde Er sich nur morgen hier beim Cabinetsrath Müller. Damit Er aber bis dahin nicht verhungere, will ich Ihm ein bißchen Taschengeld geben.

Er lehnte die lauten jubelnden Freudenbezeugungen des überglücklichen Mannes mit einem Wink seiner Hand von sich ab, und schellte heftig, um seinen Kammerhusaren Deesen, welcher die kleine Kasse des Königs führte, herzurufen, damit er dem Manne ein Goldstück auszahle.

Aber Deesen erschien nicht, und der zweite Kammerhusar meldete mit einem verlegenen Gesicht, daß er gar nicht im Schloß anwesend sei. Der König befahl ihm, dem Mann das versprochene Taschengeld zu geben und dann zu ihm zurückzukehren.

Wo ist Deesen? fragte der König, als der Kammerhusar wiederkehrte.

Sire, ich weiß es nicht! stammelte der Diener, vor den durchbohrenden Blicken des Königs die Augen niederschlagend.

Du weißt es, sagte der König ernst. Deesen hat von mir strengen Befehl, immer im Vorzimmer zu sein, weil ich ihn gebrauchen könnte. Wenn er es wagt, gegen meine Befehle zu handeln, so muß das einen wichtigen Grund haben, und Du kennst ihn. Heraus damit also, ich will ihn wissen!

Wenn Eure Majestät befehlen, muß ich freilich gehorchen, seufzte der Kammerhusar. Eure Majestät wollen es nicht leiden, daß wir Kammerhusaren uns verheirathen, aber wir können doch nichts dafür, daß wir auch ein Herz haben und zuweilen verliebt sind.

Deesen ist also auch verliebt? fragte der König lächelnd.

Ja, Majestät, er liebt ein wunderschönes Mädchen in Potsdam, Namens Maria Siegert, und da er sie nicht heirathen darf, so hat sie darein gewilligt, seine Liebste zu sein. Er hat ihr eine allerliebste Wohnung in der Junkerstraße eingerichtet, und sie leben glücklich und in Freuden. Weil heute Morgen nun großer Vortrag war, glaubte Deesen, daß Eure Majestät ihn nicht rufen würden, und daß er genug Zeit hätte, einen kleinen Abstecher nach Potsdam zu seiner Liebsten zu machen. Er hat sich aber doch verspätet, wie es scheint. Das ist der Grund, Majestät, warum Deesen nicht im Vorzimmer ist.

Es ist gut, sagte der König, sobald Deesen kommt, soll er zu mir in's Bibliothekzimmer kommen. Ich befehle Dir aber, ihm mit keiner Sylbe zu verrathen, was wir eben gesprochen haben.

Ach Gott, Majestät, ich bin froh, wenn ich das nicht nöthig habe, denn Deesen ist sehr heftig, und wenn er erführe, daß ich sein Geheimniß verrathen habe, wäre er im Stande, mir ein paar Ohrfeigen zu geben!

Die Dir vielleicht sehr gesund sein würden, sagte der König lachend, indem er den Weg nach seinem Bibliothekzimmer einschlug.

Eine Viertelstunde später trat Deesen mit erhitztem, angstvollem Gesicht in das Bibliothekzimmer ein. Der König, welcher auf- und niedergehend mit der Lectüre seines geliebten Lucretius beschäftigt ge-

wesen, heftete seine großen, durchdringenden Augen mit einem fragenden Ausdruck auf des Kammerhusaren ängstliches Angesicht.

Ich habe Dich gerufen und Du warst nicht da, sagte der König.

Ich bitte Eure Majestät, mir gnädigst zu verzeihen, stammelte Deesen.

Wo warst Du denn?

Ich war auf meinem Zimmer und schrieb einen Brief, Sire.

So, einen Brief! Vermuthlich schriebst Du an die übermüthige schöne Magd im Gasthof zum schwarzen Raben in Amsterdam, welche den Bedienten des Herrn Zollern nicht zu ihrem Liebhaber nehmen wollte? fragte der König.

Deesens Antlitz erheiterte sich ein wenig. Diese Anspielung auf die Reise nach Amsterdam zeigte ihm, daß der König nicht im Ernst sehr böse sei. Er wagte es daher, seinen Blick zu dem König zu erheben und ihn flehend anzusehen.

Setze Dich, sagte der König, auf den Schreibtisch deutend. Ich rief Dich, weil ich Dir auch einen Brief dictiren wollte. Setze Dich also und nimm die Feder!

Deesen gehorchte und richtete sich vor dem Schreibtisch ein. Der König begann, die Hände mit dem Buch auf dem Rücken, wieder im Zimmer auf- und abzugehen.

Bist Du bereit? fragte der König.

Ich bin bereit, Sire, erwiderte der Kammerhusar, die Feder eintauchend.

Schreibe also! befahl der König, indem er sich Deesen gerade gegenüber stellte. Schreibe also. Zuerst die Ueberschrift: „Mein Schatz!“

Deesen stutzte und blickte fragend zu dem König empor.

Der König sah ihn ernst und starr an und wiederholte: „Mein Schatz!“

Deesen stieß einen leisen Seufzer aus und schrieb.

Hast Du's? fragte der König.

Ja, Sire, ich hab's! „Mein Schatz!“

Nun also schnell weiter! „Mein Schatz, der alte Brummbär, der König“ — schreibe, unterbrach sich der König, als er sah, wie Deesen

bleich und entsetzt zusammenschauerte und kaum im Stande war, die Feder zu halten. Schreibe, ohne Dich zu besinnen, ohne zu zaudern, oder erwarte eine ernste und nachdrückliche Strafe.

Haben Eure Majestät die Gnade, zu dictiren, ich bin bereit, Alles zu schreiben, stöhnte Deesen, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete.

Also rasch und schnell jetzt, befahl der König, und indem er wieder auf- und abging, dictirte er: „Der alte Brummbär, der König, zählt mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so reizend zubringe. Damit nun meine künftige Abwesenheit desto kürzer und von dem großen Zänker desto weniger bemerkt werde, so miethe Dir hier in der Brandenburger Vorstadt nahe bei uns ein Stübchen, wo wir uns mit mehr Bequemlichkeit als in der Stadt sehen und herzen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein herzlich getreuer

Deesen.“

Bist Du fertig? fragte der König.

Ja, Sire, ich bin fertig, ächzte Deesen.

So falte den Brief und siegele ihn, und jetzt schreibe die Adresse: „An die unverehelichte Marie Siegert. Junkerstraße in Potsdam.“

Gnade, Sire, Gnade! rief Deesen aufspringend und sich dem König zu Füßen werfend. Ich sehe wohl, Eure Majestät wissen Alles, man hat mich bei Ihnen verrathen und angeklagt.

Du selbst hast Dich verrathen und angeklagt, denn es ist heute das zehnte Mal, daß ich Dich rufe und Du nicht da bist. Jetzt sende den Brief ab und Sorge dafür, daß die Siegerten sich hier einmietet. Wenn Du aber dann wieder einmal nicht im Vorzimmer bist, so schicke ich die schöne Marie nach Spandau und Dich jage ich fort. Nun marsch und besorge sogleich Deinen Brief!

Deesen eilte von dannen und der König schaute ihm lächelnd einen Augenblick nach, dann wollte er sich wieder seiner Lectüre zuwenden, als das laute Heranrollen eines Wagens ihn aufmerksam machte.

Ach, murmelte er leise und fast ängstlich, ich fürchte, da werde ich schon wieder gestört und einer meiner Bettern oder Basen kommt mir meine Zeit mit unnützen Liebesheucheleien zu vergiften.

Er blickte angstvoll nach der Thür hin. Diese ward bald geöffnet und der eintretende Lakai meldete den Prinzen Heinrich.

Des Königs Gesicht erhellte sich und mit einem freudigen Lächeln ging er seinem eintretenden Bruder entgegen. Aber dieser erwiderte seinen Gruß kaum und schien es gar nicht zu sehen, daß der König ihm seine Hand darreichte. Eine schwere Wolke lag auf seiner Stirn, seine Wangen waren bleich und farblos, seine Lippen fest aufeinander gepreßt, als wollten sie die zornigen und unmuthigen Worte zurückdrängen, deren Sinn doch aus seinen finster dareinschauenden, blitzenden Augen sprach.

Ach, mein Bruder, sagte der König traurig, es scheint, Sie kommen, mir ein Unglück zu verkünden.

Nein, sagte der Prinz, ich komme nur, um Eure Majestät an eine Unterredung zu erinnern, welche wir vor zehn Jahren mit einander gehabt, hier in demselben Zimmer, hier auf derselben Stelle.

Vor zehn Jahren, sagte der König. Das war also um die Zeit Ihrer Verheirathung, Heinrich?

Ja, es handelte sich um meine Verheirathung, Sire. Sie hatten mich so lange verfolgt, gemartert und gequält, bis ich endlich matt gehezt und außer mir gebracht von so viel Widerwärtigkeiten, mich entschloß, nachzugeben und mich in das Joch zu schmieden, um nur von diesen unwürdigen und demüthigenden Tracasserieen, denen Sie mich aussetzten, befreit zu werden!

Ich finde, daß Sie Ihre Worte besser wählen sollten, mein Bruder! rief der König mit flammenden Zornesblicken. Sie vergessen, daß Sie zu Ihrem König sprechen!

Aber ich entsinne mich, daß ich zu meinem Bruder spreche, zu meinem Bruder, welcher wohl die Pflicht hat, mich anzuhören und die Klagen zu vernehmen, welche ich gegen den König auszusprechen habe!

Sprechen Sie, sagte der König nach einer kleinen Pause. Der Bruder allein wird Sie hören!

Ich komme, um Sie an jene Stunde zu erinnern, sagte der Prinz mit feierlichem Ton, an jene Stunde, als ich hier in diesem Zimmer Ihnen meine Einwilligung gab, mich zu vermählen. Indem ich es that,

Sire, sagte ich zu Ihnen, daß ich Sie verantwortlich mache für diese Ehe, welche nicht die Liebe, sondern die Politik geschlossen, daß ich Sie dereinst vor dem Throne Gottes zur Rechenschaft ziehen und Sie dort fragen würde, mit welchem Recht Sie mich meiner Freiheit beraubt, mit welchem Recht Sie an mein Herz und meine Hand eine Kette gelegt, welche mir die Liebe nicht tragen hülfte. Ich sagte Ihnen ferner, Sire, daß ich, wenn die Last dieser Kette mir zu schwer würde und dieses unnatürliche Verhältniß einer Ehe ohne Liebe und ohne Uebereinstimmung mich zermartern und zur Verzweiflung treiben sollte, ich auf Ihr Haupt dann den Fluch meines Unglücks schleudern und Sie verantwortlich machen würde für mein zerbrochenes Dasein und meine zerschellten Hoffnungen.

Und ich, sagte der König feierlich, ich nahm diese Verantwortung auf mich. Als Ihr König und Ihr älterer Bruder erinnerte ich Sie an Ihre Pflicht, dem Staat eine Familie, ihm Söhne zu geben, welche den Männern voranleuchteten als Muster der Tapferkeit und der Ehre, Töchter, um den Frauen ein Beispiel zu sein der Gesittung und Tugend. Kraft dieser Ihrer Pflichten als Königssohn und als Mann forderte ich von Ihnen, daß Sie sich vermählten!

Und ich komme jetzt, Sie zur Rechenschaft zu ziehen für diesen unnatürlichen Zwang! rief der Prinz feierlich. Ich komme, Ihnen zu sagen, daß mein Herz zerrissen ist von Qual und Schmerz, daß ich der unglücklichste der Menschen bin und daß Sie mich dazu gemacht haben, Sie, welcher mich zu dieser Ehe zwang, obwohl Sie selber die Verzweiflung und die Schmach einer solchen Ehe ohne Liebe kannten! O, Sie hatten durch diese Ihre eigene Ehe schon eine schwere Verantwortung auf sich geladen, und wenn Sie sie erdulden mußten, so lange unser Vater lebte, so hätten Sie dieselbe muthig abwerfen müssen, sobald Sie frei, das heißt König wurden! Aber Sie zogen es vor, Ihr unnatürliches Verhältniß weiter zu schleppen, oder vielmehr, Sie streiften nur die Ketten von Ihrer Hand und ließen sie achtlos zu Ihren Füßen liegen. Um der Welt durch Ihre Scheidung kein Aergerniß zu geben, gaben Sie ihr durch Ihre unnatürliche Ehe ein böses Beispiel. Sie machten nur sich frei und machten dadurch Ihre arme Gemahlin zu einer Scla-

vin Ihrer Laune, zu einer Märtyrerin Ihrer Grausamkeit. Sie entheiligten durch Ihre Ehe das ganze Institut der Ehe, Sie gaben allen Ihren Unterthanen ein böses und gefährliches Beispiel, und böse und gefährlich hat es gewirkt. Schauen Sie sich um in Ihren Landen, Sire, überall werden Sie unglückliche, von ihren Männern verlassene Frauen, gebrandmarkte, von ihren treulosen Weibern geschändete Männer finden. Schauen Sie sich um in Ihrer eigenen Familie, Sire. Unsere Schwester von Bayreuth ist gestorben aus Gram über die Demüthigungen, welche sie von der Maitresse ihres Gemahls erdulden mußte, unser Bruder August Wilhelm ist einsam gestorben. Er hatte sich mit seinem Gram nach Dranienburg zurückgezogen und seine Gemahlin blieb in Berlin. Sie war nicht einmal bei ihm, als er starb, Fremde haben seinen letzten Seufzer empfangen, Fremde haben ihm die Augen zugeedrückt. Unsere Schwester, die Markgräfin von Anspach, hat sich so lange mit ihrem Manne geschlagen, bis sie endlich nachgegeben und die Maitressen ihres Mannes zu ihren Freundinnen angenommen hat. Und ich endlich, Sire, ich endlich stehe vor Ihnen mit dem Brandmal der Schande auf meiner Stirne, denn auch ich bin verrathen und betrogen! Und dieses Alles ist Ihr Werk, Sire. Ihr böses Beispiel hat gewirkt in Ihrem Land und in Ihrer Familie! Wenn der König der Ehe und ihrer heiligen Pflichten spottet, wie kann er da fordern, daß seine Familien und seine Unterthanen Ehrfurcht vor derselben haben. Es ist Mode geworden in Ihrem Lande, daß die Ehegatten einander täuschen und verrathen, und Sie sind es, welcher uns diese Mode gegeben hat!

Ich habe Sie zu Ende reden lassen, Heinrich, sagte der König, als der Prinz jetzt schwieg, und seine Augen begegneten mit einem sanften, mitleidsvollen Ausdruck den finstern, zürnenden Blicken seines Bruders. Ich habe Sie zu Ende reden lassen; aber alle Ihre gehässigen und ungerechten Vorwürfe habe ich nicht gehört. Ich habe nur gehört, daß mein Bruder Heinrich unglücklich ist, und den Unglücklichen ist es eigen, daß sie in anderen Menschen und nicht in sich selber die Quelle ihrer Leiden suchen. Ich vergebe Ihnen also Alles, was Sie gegen mich gesagt haben, und wenn Sie die unseligen Folgen dieses Krieges, der Jahre lang die Männer fern hielt und die Bande der Familien lockerte, wenn Sie dieses

auch mir zuschreiben wollen, so zeigt das eben, daß Ihr Blick umdüstert ist und nicht klar zu unterscheiden vermag. Ich habe den Krieg nicht leichtsinnig begonnen, sondern ich habe ihn über mich genommen als eine schwere Last. Er hat aus mir einen alten Mann gemacht, die Kraft meines Lebens vor der Zeit aufgezehrt. Ich sehe alle seine schlimmen Folgen und ich habe es mir zu einer heiligen Aufgabe gemacht, diese Wunden meines Landes, welche der Krieg ihm geschlagen, zu heilen. Ich arbeite daran Tag und Nacht, ich habe diesem Bestreben alle meine Gedanken hingegeben und meine persönlichen Neigungen zum Opfer dargebracht. Aber ich muß mich vorläufig darauf beschränken, die Wunden zu verbinden, ich kann das Unglück und die Noth nicht verschwinden machen, nicht sogleich es in Glück verwandeln. Wollen Sie mich deshalb zur Rechenschaft ziehen, mein Bruder?

Ah, Sire, Sie wollen von der Frage abweichen, und statt auf mein besonderes Unglück einzugehen, sprechen Sie von dem allgemeinen. Nicht deshalb will ich Sie zur Rechenschaft ziehen, sondern deshalb, daß Sie mich gezwungen haben, eine Gemahlin zu nehmen, ein Weib, welches ich nicht kannte und welches mich nicht kannte, ein Weib, welches mich zum unglücklichsten Menschen gemacht hat, welches meine Ehre gekränkt und mein Herz verrathen hat. O, Sire, Sire, was haben Sie gethan? Sie haben mir eine Gemahlin gegeben, welche mich jetzt um Alles betrogen hat, was ich auf Erden geliebt und hochgehalten habe, denn sie nahm mir das Weib, welches ich liebte und den Freund, dem ich wie einem Bruder vertraute!

Und mit einem lauten Aechzen schlug der Prinz seine Hände vor sein Angesicht und weinte laut.

Der König stand neben ihm mit bleichem, traurigem Angesicht. Armer Bruder, sagte er leise, Du duldest ein wenig von den Qualen, die ich geduldet habe, ehe mein Herz so verhärtet ward, wie es jetzt ist. Ja, ja, es ist ein furchtbarer Schmerz, den Freund verachten zu müssen, dem man vertraute, verrathen zu werden von Denen, welche man liebt. Ich habe das Alles auch erduldet! Der Mensch in mir hat viel gelitten, ehe er sein ganzes Dasein hingeben konnte an den König.

Sire, sagte der Prinz, indem er mit einer raschen Bewegung die

Thränen aus seinen Augen trocknete und sein Haupt wieder emporrichtete. Sire, ich komme zu Ihnen, um Gerechtigkeit und Strafe zu fordern. Sie haben dies Unglück meines Hauses veranlaßt, und damit haben Sie auch die Verpflichtung, es, so viel noch an Ihnen ist, zu lindern. Ich klage vor Eurer Majestät meine Gemahlin, die Prinzessin Wilhelmine, der Treulosigkeit und des Verrathes an, ich klage vor Eurer Majestät den Grafen Ralkreuth an, daß er es gewagt hat, mit meiner Gemahlin ein Liebesverhältniß zu unterhalten, wodurch er zum Hochverräther an Ihrem eigenen königlichen Hause geworden ist. Ich fordere von Eurer Majestät, daß Sie mir die Scheidung von meiner Gemahlin bewilligen und den Verräther strafen, wie es ihm gebührt. Das ist die Genugthuung, Sire, die ich von Ihnen fordere für das Unglück meines Lebens, welches Sie veranlaßt haben!

Sie wollen mich also verantwortlich machen für den Wankelmuth der Weiber und die Treulosigkeit der Männer? fragte der König mit einem traurigen Lächeln. Sie wollen das thun, weil ich Sie eines Tages kraft meiner Königspflicht veranlaßt habe, Sich zu vermählen. Es ist wahr, Sie liebten sie damals nicht, weil Sie sie nicht kannten. Aber Sie lernten sie lieben, als Sie sie kennen gelernt. Das beweist also, daß ich keine schlechte Wahl getroffen. Selbst ihr jetziger Schmerz ist eine Rechtfertigung für mich. Denn Sie sind unglücklich, weil Sie die Frau, die ich Ihnen gegeben, mit aller Kraft Ihres Wesens geliebt haben. Für die Wankelmüthigkeit der Frauen aber können Sie mich nicht verantwortlich machen, und den Freund, der Sie so nichtswürdig und auf so ehrlose Weise verrathen, den habe ich Ihnen nicht gewählt. Sie fordern jetzt von mir, daß ich Beide bestrafe? Haben Sie sich das wohl überlegt, mein Bruder, haben Sie daran gedacht, daß, indem ich diese Beiden strafe, ich Ihre Schande und Ihr Unglück der Welt kund thue, daß wir hinausstreuen in die Welt, was bis jetzt nur das Geheimniß unseres Hauses ist, daß wir die traurige Todtenklage Ihres Glücks zu einem gemeinen Gassenhauer erniedrigen, den die Buben auf der Straße mit Hohnlachen singen und an dem diese ganze elende, nichtswürdige Welt kleiner Menschenseelen sich ergötzen wird. Glauben Sie nur nicht, Heinrich, daß die Menschen Mitleid haben mit unsern Schmer-

zen und unserm Unglück. Indem Sie uns zu beklagen scheinen, fühlen sie doch ein inniges Behagen, indem sie eine Thräne des Mitgeföhls zu zerdrücken scheinen, frohlockt ihr Herz, und das um so mehr, wenn Derjenige, welcher leidet, ein Fürst ist! Es thut den Menschen wohl, daß das Schicksal, welches uns eine Ausnahmestellung gegeben, uns doch nicht ausgenommen hat von den gewöhnlichen Leiden der Menschen, und daß wir weinen, darben und entbehren müssen, wie der Geringste der Menschen. Noch giebt es Niemand, Heinrich, der das Recht hat, Sie zu bemitleiden oder sich über Ihr Unglück zu freuen, Niemand, der das Recht hat, Sie zu verhöhnen, weil Sie die göttliche Dummheit der Engel besessen, an die Liebe zu glauben und der Freundschaft zu vertrauen!

Sie verweigern mir also meine Bitte? fragte der Prinz lebhaft. Sie wollen nicht in meine Scheidung willigen, nicht den Verräther bestrafen?

Nein, ich verweigere Ihnen Ihre Bitte nicht, aber ich bitte Sie, noch drei Tage lang Ihre Forderung zurückzunehmen und zu überlegen, was ich Ihnen gesagt habe. Wenn Sie nach drei Tagen noch derselben Meinung sind und hierher kommen, um mir dieselbe Bitte vorzutragen, dann werde ich sie erfüllen. Das heißt, ich werde Sie öffentlich und gerichtlich von Ihrer Gemahlin scheiden lassen, ich werde den Grafen Ralkreuth als einen Ehebrecher bestrafen und werde den Menschen das Recht geben, sich zu Tode zu lachen über den Helden von Freiberg, den seine Gemahlin zu einem Hahnrei gemacht und dessen ruhmgekröntes Haupt ein verrätherischer Freund mit einem gar seltsamen Schmuck versehen hat. Wenn Sie das wollen, so kommen Sie, wie gesagt, nach drei Tagen wieder hierher und wiederholen Sie Ihre Forderung. Ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich bewilligen werde, was Sie nach drei Tagen von mir bitten wollen.

Es ist gut, Sire, sagte der Prinz gedankenvoll. Ich werde kommen, Sie an das Versprechen zu mahnen, und ich bitte Sie, mich jetzt zu entlassen, denn Sie sehen wohl, ich bin heute nicht würdig, der Gesellschafter von Sanssouci zu sein; ich bin ein armer kranker Mann und weiß nichts von Philosophie!

Er verneigte sich vor dem König, der ihm ein herzliches Lebewohl sagte, und verließ dann schweigend das Gemach. Der König schaute ihm mit einem Blick unendlichen Mitgefühls nach.

Drei Tage sind eine lange Zeit, sagte er leise vor sich hin. Sie werden seinen Schmerz abkühlen, und wenn er vernünftiger Ueberlegung erst wieder Gehör giebt, wird er andere Entschlüsse fassen!

XIII.

Die Rache des Chemaunes.

Camilla saß auf dem Divan in ihrem Cabinet und hörte mit athemloser Aufmerksamkeit der Erzählung zu, welche ihr der beau cousin, Herr von Kindar, von den Abenteuern und Begegnissen in den letzten acht Tagen machte. Sie sah ihn mit strahlenden Blicken an, als er ihr in seiner komischen, witzelnden Weise, die ihr so wohlgefiel, und die sie außerordentlich geistreich nannte, sein Duell mit dem Lord Elliot schilderte. Sie fühlte sich wahrhaft stolz auf ihren schönen Geliebten, als er ihr ausführlich schilderte, wie er Lord Elliot, der ihm immerfort ausgewichen und vor ihm geflohen sei, endlich zu einem Duell genöthigt und ihn gezwungen habe, knieend zu bekennen, daß er seiner Gemahlin das schreiendste Unrecht gethan, und er es bereue, den Herrn von Kindar so schwer beleidigt zu haben, indem er ihn für den Liebhaber seiner reinen tugendhaften Frau hielt.

Und er hat das gethan? rief Camilla frohlockend. Er hat vor Dir geknieet und Dich um Verzeihung gebeten?

Er hat das gethan, bestätigte Herr von Kindar.

Dann ist er noch elender und erbärmlicher, als ich geglaubt hätte, sagte Camilla, dann bin ich in den Augen aller Welt gerechtfertigt, wenn ich ihn hasse und verachte. Denn was giebt es wohl Verächtlicheres,

als einen Mann, welcher um Verzeihung bittet, welcher, um einem Duell zu entgehen und sein elendes Leben zu retten, vor einem andern Manne niederkniet! Ich würde das nicht thun, obwohl ich nur eine Frau bin, und wenn ich einen Mann, der so handelte, geliebt hätte, so würde ich ihn von dem Augenblick an verachten!

Camilla hatte so eifrig und erregt gesprochen, daß sie gar nicht sah, wie Herr von Kindar zusammenzuckte, wie er erblaßte und die Augen niederschlug. Sie war so erfüllt von dem Heldenmuth und der Tapferkeit ihres beau cousin, daß sie sich ganz glücklich und stolz davon fühlte. Ihr leichtfertiges, oberflächliches Gemüth hatte wenigstens diesen Instinct des Weibes, daß sie an dem Manne vor allen Dingen den persönlichen Muth und die tapfere Kraft hochschätzte und seine Würde wenigstens von seiner Körperstärke verlangte, da ihr die Geistesstärke ein Etwas war, welches sie nicht zu schätzen vermochte.

Sie legte jetzt mit einem liebevollen, innigen Ausdruck, wie er ihr sonst niemals eigen gewesen, ihre beiden Hände auf die Schultern ihres Cousins und sah ihn mit leuchtenden Blicken an.

Du bist schön wie ein Gott und wie ein Held, sagte sie, und wie mir scheint, liebe ich Dich erst recht heute, wo Du vor mir stehst, als der stolze Besieger meines feigherzigen Gemahls. Ach, ich hätte Dich sehen mögen, wie Du stolz und groß vor ihm standest, und Er, dieses häßliche, zitternde Windspiel, zu Deinen Füßen kniete und die Worte der Buße und Reue wiederholte, welche Du ihm vorsagtest!

Es war ein prachtvoller Anblick, sagte der beau cousin mit einem erzwungenen Lächeln, aber laß uns jetzt von etwas Wichtigerem sprechen, Camilla. Du mußt heute noch Berlin verlassen und auf einige Wochen wenigstens auf Dein Gut Dich zurückziehen, bis der erste Sturm sich hier gelegt hat. Wir sind jetzt, wie Du Dir denken kannst, die Fabel von ganz Berlin, und wenn es auch für mich sehr schmeichelhaft und angenehm ist, mit einer so schönen, jungen Frau, wie Du bist, zusammen genannt und als das furchtbare und gefährliche Schreckbild aller Ehemänner bezeichnet zu werden, so ist es doch für Dich nicht angenehm, so von jeder Lasterzunge zerfleischt zu werden und jeder alten Jungfer, jeder prüden Heuchlerin und vorsichtigen Kokette (denn das sind doch die Ele-

mente, aus denen die Frauenwelt zusammengesetzt ist), eine willkommene Gelegenheit darzubieten ihre eigene Tugend und Ehrbarkeit zu preisen und Dich zu verdammen. Verlasse also schleunigst Berlin, mein schönes Liebchen, nimm, so lange Du hier bist, gar keine Besuche an, damit diese boshaften Weiber gar keine Gelegenheit haben, Dich, wenn auch nur mit einem Wort, zu beleidigen.

Nein, sagte sie stolz, ich werde bleiben! Ich habe den Muth, der ganzen Welt Trotz zu bieten um Deinetwillen, ich werde bleiben, um ihnen zu zeigen, daß ich mich meiner Liebe nicht schäme, sondern daß ich es die ganze Welt will wissen lassen, daß der schöne Kindar, den alle Frauen lieben, mein Geliebter ist. O, ich bin Dir wohl diese Genugthuung schuldig, Dir, meinem Ritter, welcher meine Ehre gegen meinen Gemahl so tapfer vertheidigt und ihn zu so schimpflichem Widerruf gezwungen hat.

Hat sich dessen der Herr von Kindar verrühmt? fragte eine Stimme hinter ihr, und als Camilla mit einem leisen Schreckensruf sich umwandte, sah sie ihren Gemahl, welcher in der geöffneten Thür stand und mit einem seltsamen, kalten und verächtlichen Blick sie anschaute, mit einem Blick, wie sie ihn nie zuvor gesehen und der sie tiefer verletzte wie eine ausgesprochene Beleidigung.

Was wollen Sie hier, mein Herr! rief sie aufspringend, mit welchem Recht wagen Sie es noch, sich in meine Nähe zu drängen?

Lord Elliot brach in ein kaltes, schneidendes Lachen aus, welches Thränen der Wuth in Camilla's Augen trieb.

Mein Cousin, rief sie, sich zu Kindar umwendend, befreien Sie mich doch von diesem Ueberlästigen, der mich zu beleidigen und zu — auf einmal verstummte sie und blickte ihren schönen Vetter erstaunt an. Er war in diesem Moment gar nicht schön, denn sein Antlitz hatte eine fahle Blässe angenommen und er stand da, zitternd und mit niedergeschlagenen Augen.

Nun? fragte Lord Elliot, indem er sein Haupt mit einem Ausdruck stolzer Verachtung zu Herrn von Kindar umwandte, nun, Herr von Kindar? Hören Sie nicht, was Ihre Cousine von Ihnen fordert? Wollen

Sie den Ueberlästigen nicht entfernen, der hier ein zärtliches Rencontre stört?

Ich bin es, der sich zu entfernen hat, stammelte Herr von Kindar. Ich bin der Ueberlästige, der hier unbefugt die Unterhaltung zwischen Lord Elliot und seiner Gemahlin stört. Ich entferne mich also!

Er nahm seinen Hut und wollte eiligst an Lord Elliot vorüber und zur Thür hinausgeschlüpfen. Aber die nervige Faust des Lords hielt ihn zurück. Nicht doch, mein schöner Herr, sagte er mit einem heisern Lachen, Sie sind hier durchaus nicht überflüssig. Ich wünsche vielmehr, daß Sie hier bleiben und die heitere und lustige Geschichte mit anhören, welche ich der Lady Elliot erzählen will. Ich bin gekommen, Madame, um Ihnen eine Geschichte zu erzählen! Die Geschichte einer Hetzjagd, eines Treibjagens, nur daß es sich dabei nicht um Hirsche und Rehe, sondern um einen schönen, äußerst angenehmen Cavalier handelte, welcher indeß von dem Hirsch die schnellen Füße und von dem Hasen die Feigheit geborgt zu haben schien, um vor mir sich zu retten und mir zu entfliehen! Vor mir, sage ich, denn Sie haben es gewiß längst begriffen, Madame, daß ich von mir und von dem beau cousin, dem bezaubernden Cavalier dort, erzählen will.

Camilla hatte, während er sprach, immerfort wie in athemloser Angst zu ihrem Cousin hingestarrt. Es schien, als suche sie auf seinem bleichen Antlitz die Enthüllung eines furchtbaren Räthsels, als warte sie in zitternder Todesangst darauf, daß er endlich ihrem Gemahl Schweigen gebieten und ihn auf's Neue demüthigen werde. Als aber Herr von Kindar noch immer schwieg, faßte Camilla einen letzten, verzweifelten Entschluß, sie wollte wissen, weshalb er so bleich und entstellt sei, sie wollte ihn zu einer Erklärung zwingen.

Sie haben nicht nöthig, Mylord, sagte sie daher jetzt in stolzem, hochfahrenden Ton, Sie haben gar nicht nöthig, mir diese Geschichte zu erzählen. Ich kenne sie! Ich weiß, daß Sie vor Herrn von Kindar sich gedemüthigt, daß sie ihn knieend um Verzeihung angesleht haben, als er kam, Sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Ah, ich sehe, der beau cousin hat mir die Rolle zugetheilt, die er gespielt! rief der Lord. Das ist überaus gütig, denn da Ihr Liebhaber

gewiß immer nur die wichtigste Rolle spielen kann, so meint er gewiß mich sehr zu ehren, daß er mir seine Handlungen unterschiebt. Dies Mal aber wünsche ich nicht mit ihm verwechselt zu werden, und ich werde Ihnen daher einige kleine Fehler in seiner Erzählung corrigiren müssen.

Reden Sie, reden Sie, Mylord, sagte Camilla athemlos, die Blicke starr auf ihren Liebhaber gerichtet.

Da Sie es mir gnädigst erlauben, Madame, will ich Ihnen die Geschichte unserer Hetzjagd erzählen. Zuerst aber muß ich mich in Ihren Augen von einem Verdacht reinigen, Madame. Von dem Verdacht nämlich, als habe ich Herrn von Kindar zum Duell gefordert, weil er der Liebhaber meiner Frau gewesen. Nein, Madame, das war ein Zufall, weiter nichts. Dieser Herr war zufällig der Erste, welcher dem liebe-sehnenden Herzen meiner Frau entgegentrat, und so nahm sie ihn, weil er eben da war. Er wird aber nicht der Letzte sein! — Es geschah nicht aus Eifersucht, daß ich den beau cousin verfolgte. Ich bin ein Sohn dieser aufgeklärten Zeit, das heißt, ich bin Philosoph genug, um die Vorurtheile der alten Zeit zu verachten und nicht gleich den Himmel stürmen zu wollen, weil meine Gemahlin sich einen Liebhaber hält. Vielleicht wäre ich es würdig gewesen, einem edeln Weibe zu begegnen, welches mich durch ihre Liebe beseligt hätte. Da ich aber nur an eine kleine herzlose Märrin verheirathet war, so wäre es thöricht gewesen, mir um ihretwillen mit einem hirnlosen Becken den Hals zu brechen.

Ah, Cousin, rief Camilla außer sich vor Zorn, indem sie zu Herrn von Kindar hinstürzte und ihre beiden Hände auf seine Schultern legte, so reden Sie doch! Hören Sie denn nicht, daß dieser Mann wagt, Sie und mich auf das tödtlichste zu beleidigen?

Herr von Kindar murmelte einige leise, unverständliche Worte und machte eine Bewegung, als wollte er Camillens Hände von seinen Armen fortschütteln.

Er hört es wohl, sagte Lord Elliot, aber er ist höflich genug, zu schweigen, da ich reden will! Er wird auch die Güte haben, mich noch länger schweigend anzuhören!

Camilla ließ ihre Hände langsam von dem Arm Kindars herabgleiten und wandte sich, zähneknirschend vor zornigem Schmerz, von ihm

ab, um sich wieder auf den Divan zu setzen. Die beiden Männer standen vor ihr, der Eine wie ein zerbrochenes Rohr, zitternd, zurückgelehnt an die Wand, der Andere stolz aufgerichtet, frei und im vollen Bewußtsein seiner Würde.

Ich sagte, daß ich nicht daran gedacht haben würde, fuhr Lord Elliot fort, mich um einer herzlosen Thörin willen mit einem hirnlosen Becken zu schlagen. Aber dieser Beck hatte etwas Anderes verschuldet, er war nicht bloß der Verführer meiner Frau, sondern er war der Verfasser eines schmachvollen und beleidigenden Briefes, den Madame die Unverschämtheit gehabt, mir zu schreiben.

Woher wußten Sie, daß er diesen Brief geschrieben? fragte Camilla.

Daher, Madame, daß Sie nicht im Stande sind, auch nur einen solchen Brief zu schreiben! Ich erlaubte mir aus Ihrem Schreibtisch da, Madame, das Original dieses Briefes zu nehmen, und mit diesem Original bewaffnet, wollte ich den beau cousin aufsuchen, um ihn wegen seiner Frechheit zur Rechenschaft zu ziehen. Ein früherer Freund dieses schönen Herrn, der Lieutenant von Kaphengst, begleitete mich, denn Sie begreifen, wenn man mit solchem Herrn, wie dieser da, zu verhandeln hat, muß man Zeugen haben, sonst leugnet er nachher die ganze Sache oder verwechselt die Rollen. Wir fanden den Herrn von Kindar nicht daheim, er war nach Mecklenburg verreist. Ohne Zweifel ahnte er nicht, daß ich nach Berlin gekommen war, nur um ihn aufzusuchen, denn sonst würde er gewiß die Courtoisie gehabt haben, zu bleiben und meinen Besuch zu erwarten. Meine Sehnsucht nach ihm war aber so groß, daß ich seine Rückkehr nicht abwarten mochte. Ich verfolgte seine Spur wie eine zärtlich Liebende, wie Herr von Kindar die Ihre verfolgt hat, Madame. Endlich in dem Gasthof einer kleinen Stadt hatte ich das Glück, ihn zu treffen. Er hatte, wie alle schwärmerische Liebende, die Einsamkeit gesucht und sogar alle Zimmer des kleinen Hôtels für sich gemiethet, um sicher zu sein, in seinen süßen Träumen nicht gestört zu werden. Aber ich war dreist genug, dennoch zu ihm zu gehen und ihm Degen und Pistolen mitzubringen, um ihm die Wahl zu lassen, mit welcher Waffe er sich mit mir messen wollte. Herr von

Kindar wollte weder Degen noch Pistolen nehmen, und da griff ich denn zu meiner dritten Waffe, zu meinem Stock. O, es war ein schönes Bambusrohr und es zersprang nicht, obwohl ich herzhast auf den Rücken des schönen Cavaliers einhaute. Ja, Madame, ich schlug ihn, wie man einen Hund schlägt, der sich unterstehen will, seinem Herrn nicht zu folgen, ich schlug ihn so lange, bis er um Gnade bat!

Das ist nicht wahr, das ist eine Lüge! schrie Camilla außer sich.

Lord Elliot hob langsam den Arm und deutete auf Herrn von Kindar hin. Fragen Sie ihn doch, Madame, ob es eine Lüge ist, was ich da gesagt habe?

Camilla wandte sich lebhaft zu ihm, aber wie sie ihn ansah, fühlte sie, daß es keiner weiteren Frage bedürfe. Herr von Kindar lehnte bleich, mit schlotternden Knieen, ein widriges Bild der feigen Angst, des zitternden Entsetzens, an der Wand. Camilla ächzte laut auf und wandte ihre Blicke mit einem Ausdruck unaussprechlichen Widerwillens von ihm ab und wieder zu ihrem Gemahl hin. Zum ersten Mal heute fand sie, daß ihr Gemahl durchaus nicht so häßlich sei, wie sie früher gemeint, zum ersten Mal imponirte er ihr durch seine hohe, stolze Haltung, durch den Geistesadel und die männliche Würde, welche über seine ganze Erscheinung ausgebreitet war. Sie hatte ihn immer nur als zärtlichen, weichen Liebenden gesehen, jetzt zum ersten Mal sah sie ihn als strengen, zürnenden Mann, und so gefiel er ihr — besser als Kindar, der sonst so schön gewesen und heute so häßlich aussah.

Reden Sie weiter, murmelte Camilla leise, indem sie ganz zerbrochen in die Kissen zurücksaß.

Ich schlug den beau cousin so lange, bis er einwilligte, sich mit mir zu schießen, fuhr Elliot fort. Wir hatten indeß unsere zärtliche Wiedererkennungsscene ein wenig zu laut gespielt, so daß die Leute des Hôtels ein Unglück fürchteten und zur Rettung hereinstürzten, und dann, gleichsam zur Schutzwehr des schönen Herrn da, bei ihm blieben. Wir beschloßen also, das Duell bis am andern Morgen zu vertagen, aber — am andern Morgen war der beau cousin abgereist. Ohne Zweifel hatte er unsere Verabredung vergessen, und vielleicht trug die Sehnsucht nach Ihnen, Madame, die Schuld daran, denn er war gerade des Weges

nach Berlin zurückgekehrt. — Wir waren Barbaren genug, ihm auch dahin zu folgen, und ich schwur ihm, ihn niederzuschießen wie einen tollen Hund, wenn er sich nicht mit mir schlagen wolle. Dieses Gleichniß, Madame, beleidigte ihn ohne Zweifel und er zog es vor, wie ein tapferer Mann zu handeln. Er nahm also das Duell an.

Ah, er nahm es an! wiederholte Camilla hoch aufathmend und ihr Auge wandte sich mit einem milderem Ausdruck zu Herrn von Kindar. Aber wie sie ihn ansah, schien es ihr, als sei er noch häßlicher, noch kleiner und erbärmlicher geworden, sie schloß die Augen, um ihn nicht mehr zu sehen, und als sie dieselben dann wieder aufschlug, hefteten sie nur noch auf ihrem Gemahl.

Wir reisten also ab, fuhr Lord Elliot fort, wir begaben uns mit den Zeugen und unseren Waffen in das kleine sächsische Grenzstädtchen Bernau, wo das Duell stattfinden sollte. Aber, Madame, ich hatte sehr wohl gesehen, daß Herr von Kindar immer noch keine besondere Neigung für dieses Duell hege. Außerdem dachte ich an Sie, und welcher Schmerz es für Sie sein würde, wenn ich ihn todtschöffe und Sie dieses allerliebsten Spielzeuges beraubte, bevor Sie es noch durch ein neues ersetzt hätten. Sie wissen, mein Herz hat sich immer zu einer gewissen weichen, erbarmenden Dummheit hingeneigt, und so wollte ich auch jetzt mit dem beau cousin und mit Ihnen Erbarmen haben. Auf dem Kampfplatz angekommen, schlug ich dem Herrn von Kindar vor, statt sich mit mir zu schießen, lieber eine Erklärung zu unterzeichnen, welche ich aufgesetzt hatte und in welcher er mich um Verzeihung und um Gnade bat, in welcher er sich für einen nichtswürdigen Schurken und Lügner erklärte und feierlich gelobte, daß Alles, was er in jenem Brief, den er Ihnen aufgesetzt, über mich gesagt, durchaus erlogen sei, daß er mich vielmehr für einen untadelhaften Cavalier anerkenne, der von ihm und Lady Elliot auf das Schmachvollste betrogen sei. Herr von Kindar fand, daß diese Erklärung in etwas starken Ausdrücken abgefaßt war und zog es daher vor, statt sie zu unterzeichnen, sich mit mir zu schießen.

Gott sei gelobt! murmelte Camilla leise.

Wir schossen uns also, fuhr der Lord fort, und ich war gefällig genug, Herrn von Kindar den ersten Schuß zu lassen. Er nahm es

an, und ich muß gestehen, daß er sehr scharf zielte, aber — seine Hand zitterte doch ein wenig, er schuß zu hoch, gerade über meinen Kopf weg. Jetzt war an mir die Reihe; ich hob den Arm mit dem Pistol empor, und ich schwöre es Ihnen, Madame, meine Hand zitterte nicht. Vielleicht bemerkte das Herr von Kindar, vielleicht dachte er an Sie und wünschte zu leben, um in Ihren Armen Entschädigung zu finden für die Angst der letzten Tage. Genug, er rief mir zu, inne zu halten, weil er bereit sei, zu unterzeichnen. Und er that es, Madame, er unterzeichnete meine Erklärung, welche ihn zu einem ehrlosen Schuft, zu einem gemeinen Lügner stempelte, er unterzeichnete sie, zu meinen Füßen knieend und mich um Verzeihung bittend. Nachdem er das gethan, gab ich ihn frei, erlaubte ich ihm zu Ihnen zurückzukehren. Ich aber fuhr zum König nach Sanssouci und bat ihn, sofort in meine Scheidung zu willigen, und da ich, wie Sie wissen, ein weiches Herz habe und Ihnen niemals einen Wunsch verweigern konnte, bat ich den König, auch seine Einwilligung zu geben, daß Sie sich mit dem Herrn von Kindar vermählen.

Nie, nie wird das geschehen! rief Camilla von dem Divan aufspringend und zu ihrem Cousin mit dem Ausdruck tiefsten Abscheues hinblickend.

Es wird geschehen, Madame, sagte der Lord fest und gebieterisch. Sie werden ihn heirathen, denn Sie lieben ihn ja! Sie haben um seinetwillen mich verrathen. Er ist ein Feigling, eine Memme, jeder Mann verachtet ihn! Aber Sie werden ihn heirathen, denn der König hat dazu seine Einwilligung gegeben und er hat unsern Scheidebrief unterzeichnet. Hier ist eine Abschrift desselben. Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen, Madame, Sie sind von diesem Augenblick an die Braut des Herrn von Kindar, und als Brautgeschenk erlaube ich mir, Ihnen hier die von Herrn Kindar unterzeichnete Erklärung, welche ihm das Leben gerettet hat, zu überreichen.

Er legte das Papier auf den Tisch, dann verneigte er sich tief vor Camillen, die bleich und entsetzt ihn anstarrte und deren Zähne aufeinander schlügen wie im Fieberfrost.

Madame, sagte er, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen und wünsche Ihnen eine lange und glückliche Ehe!

Dann wandte er sich ab und schritt gerade auf die Thür zu. Ohne nur noch ein einziges Mal zurückzublicken, ging er hinaus; hochgehobenen Hauptes, stolz aufgerichtet schritt er durch die Gemächer dahin, nach jenem Zimmer, welches früher das seine gewesen. Jetzt hatte er Alles, was in demselben sich befunden, fortschaffen lassen; das sonst so glänzende Gemach war öde und leer, die schönen Meubles waren verschwunden, und auch die Bilder von den Wänden. Nur Ein Bild hing noch dort, das Bild, welches Camilla im Brautanzug darstellte. Vor diesem Bilde blieb Lord Elliot stehen. Lange und unverwandten Blickes schauete er zu ihm empor, als wolle er dieses Bild tief in seine Seele prägen, als nehme er vor demselben Abschied von seiner Jugend, von seinem Glück, von allen Illusionen seines Lebens.

Lebewohl! sagte er dann ganz laut, lebewohl, Camilla, meine Braut! Der Traum ist zu Ende, lebewohl!

Er zog ein kleines Stilet hervor und durchschnitt das Bild, daß es von oben bis unten in zwei Hälften auseinander klappte, dann wandte er sich ab, und schritt langsam wieder hinaus, über den Corridor und die Treppe hinunter zu seinem bereitstehenden Wagen, in welchem sein Freund, der Doctor Beliz, ihn erwartete.

Jetzt, Doctor, sagte er, bin ich fertig. Und jetzt bitte ich Sie, mir auf einige Tage ein Bett in Ihrem Hause zu leihen, denn seit zehn Tagen durchrast mich ein hitziges Fieber!*)

Während der Lord mit dem Doctor zu dessen Wohnung fuhr, standen Camilla und der beau cousin sich noch immer schweigend gegenüber. Keiner von ihnen wagte die Stille zu unterbrechen, Keiner von ihnen mochte die Augen zu dem Andern erheben, um ihn anzusehen. Auf einmal unterbrach ein Geräusch draußen an der Thür dieses schauerliche Schweigen; die Thür ward geöffnet und der General von Saldern, der Generaladjutant des Königs, erschien in derselben.

Camilla hatte nicht die Kraft ihm entgegen zu gehen, sie erwiderte mit einem matten Neigen des Kopfes den Gruß des Generals, der den

*) Thiébault. Vol. III. p. 290—310.

Herrn von Kindar gar nicht zu bemerken schien, und seine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung gar nicht erwiderte.

Madame, sagte der General feierlich, ich komme im Auftrage und Befehl Seiner Majestät des Königs. Er hat kraft seiner Machtvollkommenheit als König und Richter, als Oberherr der Kirche, ohne Prozeß Ihre Ehe mit Lord Elliot gelöst, er hat das gethan, um dem Lord einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, und aus Rücksicht für Ihre eigene Familie. Aus dieser selben Rücksicht willigt Seine Majestät auch darein, daß Sie sofort sich dem Herrn von Kindar, der indessen aus dem Militärdienst des Königs entlassen ist, wieder vermählen.

Nein, nein! rief Camilla entsetzt, ich will mich nicht vermählen. Lassen Sie mich! Ich werde nie die Frau dieses Menschen werden!

Es ist Seiner Majestät ausdrücklicher Befehl, daß Sie sich in dieser Stunde noch mit Herrn von Kindar vermählen, sagte General von Salbern. Ferner hat mir Seine Majestät befohlen, Ihnen zu sagen, daß er nicht wolle, daß diese ärgerliche, die guten Sitten beleidigende Geschichte noch länger von sich reden mache. Er befiehlt daher, daß Sie Beide gleich nach der Trauung Berlin verlassen und es nicht wieder wagen, sich hieselbst zu zeigen. Der König verbannt Sie Beide von seinem Hofe, sowie aus Potsdam und Berlin überhaupt, und will, daß Sie sich auf Ihr Gut begeben, um da einsam und still zu leben. Dies ist indeß die einzige Strafe, welche er Ihnen auferlegt, und weiter habe ich Ihnen nichts zu melden. Wenn es Ihnen also jetzt gefällig ist, Madame, so gehen wir!

Wohin? rief Camilla, vor dem General, welcher sich ihr näherte, entsetzt zurückweichend.

In das nächste Zimmer, Madame, wo der Prediger, den ich auf den ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät des Königs gleich mitgebracht habe, bereit steht, um sogleich die Trauung zu verrichten.

Camilla stieß einen Schrei aus, und sank dem beau cousin, welcher auf einen Wink des Generals zu ihr getreten war, ohnmächtig in die Arme.

Als sie erwachte stand der Priester vor ihr, und Herr von Kindar befand sich an ihrer Seite.

Die Trauung ward vollzogen, und noch in derselben Stunde verließ das unglückliche junge Ehepaar Berlin, um niemals wieder dahin zurückzukehren, sondern in der Einsamkeit und Stille des Landlebens hinzustechen in Reue, Schmerz und Selbstverachtung.

XIV.

Die Entscheidung.

Die drei Tage, welche der König seinem Bruder bestimmt hatte, um nachzudenken, und einen entscheidenden Entschluß zu fassen, waren verflossen. Prinz Heinrich hatte seinen Entschluß gefaßt. Am Abend des zweiten Tages schon hatte er zwei Couriere abgefertigt. Den Einen nach Sanssouci zum König, den Anderen nach Rheinsberg an seine Gemahlin. Er selber war in Berlin zurückgeblieben und hatte Besitz genommen von dem neuen prachtvollen Palais, welches der König am Opernplatz, dem Opernhause gegenüber, für seinen Bruder hatte bauen und einrichten lassen.

Er hatte seinen Haushofmeister beauftragt, ein glänzendes Diner zu veranstalten, weil er zur Feier seines Einzuges in das neue Palais seinem Hofe und dem ganzen hoffähigen Berlin ein Fest bereiten wollte.

Dieses Fest sollte heute, an dem dritten Tage nach des Prinzen Unterredung mit dem König, stattfinden, und der Courier, welchen der Prinz am vorhergehenden Tage nach Rheinsberg gesandt, sollte der Prinzessin Wilhelmine ein Schreiben bringen, in welchem ihr Gemahl sie mit kurzen und förmlichen Worten, ganz in dem Styl eines gewöhnlichen Einladungsschreibens, aufforderte, mit ihrem Hofe nach Berlin zu kom-

men, und dem Diner, sowie dem darauf folgenden Concert zu präsidiren.

Diese Aufforderung war für die Prinzessin ein Befehl gewesen, dem sie sich nicht zu entziehen gewagt. Sie war in der Frühe des Morgens abgereist, und eine Stunde vor der von dem Prinzen zum Diner anberaumten Zeit hielten die Equipagen vor dem neuen Palais an.

Der Prinz empfing seine Gemahlin in der großen Vorhalle des Frontgebäudes. Er schritt ihr mit einem lächelnden Gruß entgegen, reichte ihr, welche bleich und mit niedergeschlagenen Augen ihm gegenüberstand, den Arm, und führte sie die große breite Treppe hinauf, indem er sie aufmerksam machte auf die Einzelheiten des Baues, und die Einrichtungen ihrer neuen Wohnung. Er sprach laut und heiter, und schien absichtlich langsam zu gehen, damit das ganze Gefolge, welches noch theilweise bei den Wagen beschäftigt gewesen, sich um das prinzliche Paar sammelte, und Zeuge des guten Einvernehmens sein könne, welches zwischen dem Prinzen und seiner Gemahlin herrschte.

Auf der letzten Stufe der Treppe angekommen, deutete der Prinz lächelnd nach den beiden Corridoren, welche sich zu beiden Seiten der Treppe hinzogen. Hier Madame, sagte er, beginnt die Scheidung unserer Wohnungen, zu welcher die Treppen sogar verschiedene Wege hinaufführen. Ihnen gehört der rechte, mir der linke Flügel des Palais. Ich bitte Sie aber, mir zu erlauben, daß ich Sie heute auf Ihren Flügel begleiten, und Sie durch Ihre Gemächer führen darf, welche Sie von heute an als gebietende Herrin bewohnen werden.

Die Prinzessin warf einen fragenden, schüchternen Blick zu ihm empor. Sie war so überzeugt gewesen, daß ihr Gemahl eine Scheidung von ihr fordern werde, sie hatte ihre Gedanken so ganz auf diese, wie ihr schien, einzig mögliche Lösung gerichtet, daß sie vor den Worten des Prinzen wie vor einem schauerlichen Räthsel zurückbebt.

Vielleicht, sagte sie leise zu sich selber, während sie am Arm des Prinzen den langen Corridor hinunterging, vielleicht will er mich ermorden, wie es der Herzog von Orleans mit seiner Gemahlin gethan, weil sie den Grafen Guiche liebte.

Sie zögerte daher, als der Prinz jetzt die letzte Thür des Corridors öffnete, und sie hat einzutreten. Mit einem angstvollen Blick schaute sie zurück nach ihrem Gefolge, welches zögernd am Ausgange des Corridors zurückgeblieben war.

Werden Sie nicht erlauben, daß meine Damen uns folgen? fragte sie leise.

Nicht doch, Madame, sagte der Prinz rauh, wir werden allein gehen.

Er schob sie fast gewaltsam hinein in das Zimmer, und indem er hinter ihr eintrat, riegelte er die Thür ab.

Prinzessin Wilhelmine stieß einen lauten Schrei aus und wich entsetzt von dem Prinzen zurück. Warum schließen Sie die Thür zu? fragte sie bebend. Wollen Sie mich ermorden, mein Gemahl?

Der Prinz lachte laut auf. Ah, Sie wollen also ein tragisches Ende Ihres Romans, Madame, sagte er. Nicht doch, es wird sich Alles ganz gewöhnlich und prosaisch enden, und Sie werden weder die Rolle einer Heldin noch einer Märtyrerin zu spielen haben. Ich will Ihnen weder Vorwürfe machen, noch will ich Sie strafen. Ich überlasse das Gott und Ihrem eigenen Gewissen! Ich will nur mit Ihnen unsere Zukunft regeln, und die Bedingungen festsetzen, unter denen unser Leben sich fortführen wird. Deshalb schloß ich die Thür ab, damit Niemand uns stören kann.

Und welches sind Ihre Bedingungen? fragte Prinzessin Wilhelmine tonlos.

Wir werden nachher davon sprechen, Madame. Zuerst haben Sie wohl die Gnade, dieses Billet zu lesen, das ich so eben als Antwortschreiben von dem König erhalten habe. Haben Sie die Güte, mir den Inhalt desselben laut vorzulesen, damit wir zu gleicher Zeit jedes Wort desselben hören.

Die Prinzessin nahm das Papier, welches der Prinz ihr mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung darreichte, und las: „Mein Bruder! Ihr Brief hat mir einen großen Trost gewährt, denn er beweist mir, daß Sie wieder ein Mann geworden sind, und den Schmerz überwunden

haben. Sie sind nicht bloß dazu da, um den zärtlichen, oder auch den rächenden Eheherrs zu spielen, Sie sind vor allen Dingen ein Prinz und ein Mann, und beide Eigenschaften legen Ihnen die Pflicht auf, Sich der Welt zu erhalten, und Sich Ihrer würdig zu zeigen. Es giebt für uns Beide auf Erden noch viel zu thun, und ein rechter Mann läßt sich auf seinem Wege nicht aufhalten durch ein leichtsinniges Weib, welches ihm einige Dornen unter die Füße wirft. Er schreitet über die Dornen hin, verbeißt den Schmerz und geht weiter. Es freut mich, daß das auch Ihre Meinung ist, und daß Sie den Gedanken an einen öffentlichen Scandal und ein öffentliches Aergerniß ganz aufgegeben haben. Da dem so ist, gebe ich Ihnen Vollmacht, Ihr Verhältniß zu der Prinzessin ganz nach Ihrem Gutdünken zu ordnen, und Bestimmungen zu treffen, wie sie Ihnen angemessen erscheinen. Was Ihre Bitte wegen des Grafen und Obristlieutenants von Kalkreuth anbetrifft, so ist Ihnen dieselbe bewilligt. Ich ernenne den Grafen zum commandirenden General des dritten Armeekorps, welches in Preußen steht. Er wird unverzüglich dahin abgehen. Sie, mein Prinz, ermächtige ich, ihm seine Ernennung mitzutheilen, und ihm zu sagen, daß er, sobald er von Ihnen entlassen worden, nach Sanssouci komme, um sich bei mir zu verabschieden. Sie schreiben mir, daß Sie ein Fest geben wollen. Das ist schön. Es ist immer besser seinen Schmerz mit Blumen und heiteren Gesängen zu erstickn, statt sich das Haar abzuschneiden, die Mönchskutte überzuhängen und fromme Litaneien hören zu lassen. Möge Ihr Fest ein heiteres sein, und möge es dauern so lange als Sie leben.

Friedrich."

Die Prinzessin hatte die Lectüre beendet, und reichte ihrem Gemahl das Billet wieder dar. Ich sehe, flüsterte sie kaum hörbar, ich sehe, daß Sie sehr großmüthig gewesen sind, mein Gemahl. Sie wollen mit Wohlthaten strafen, statt mit gerechtem Zorn.

Ich will weder das Eine, noch das Andere, sagte der Prinz kalt, ich will einfach meinem Leben Ruhe und Frieden wiedergeben, und vor allen Dingen will ich nicht, daß die Welt das Recht habe, mich als einen

Unglücklichen zu beklagen, denn ich bin nicht unglücklich und will es nicht sein!

Die Prinzessin hob ihre Augen mit einem scheuen Blick empor zu seinem Antlitz, welches so sehr seinen Worten widersprach, und in welchem diese drei Tage eine furchtbare Veränderung hervorgebracht. Seine Wangen waren eingefallen und bleich, seine Stirn tief bewölkt und düster, und um seinen Mund hatte der Kummer jene eigenthümlichen, scharfen Züge angelegt, mit denen das Unglück seine Opfer zeichnet, jene Züge, welche niemals wieder verwischt werden können, selbst wenn das Glück wieder einen Sonnenschein über das so gezeichnete Antlitz wirft. Als Prinzessin Wilhelmine diese Veränderung sah, welche wenige Tage auf dem Antlitz ihres Gatten hervorgebracht, fühlte sie ihr Herz von einem unaussprechlichen, reuevollen Jammer erfaßt.

Mein Gemahl, sagte sie leise, indem sie ihre Hände flehend zu ihm emporhob, haben Sie Erbarmen mit Sich und mit mir. Bevor Sie entscheiden, hören Sie mich an. Ich fühle es, daß ich mich schwer an Ihnen versündigt habe, aber ich will versuchen, wieder gut zu machen. Indem ich Sie ansehe und in Ihrem Antlitz lese, was Sie gelitten haben, fühle ich an dem Schmerz, der bei diesem Anblick meine ganze Seele wie ein schneidendes Schwert durchreißt, wie theuer Sie mir sind! Ich bereue und will wieder gut machen, mein Gemahl. Ich will mein Herz bezwingen, ich will Sie lieben und nur Sie allein! Ich will Ihnen fortan eine treue Gattin sein, und das Bestreben meines ganzen Lebens soll sein, Sie glücklich zu machen. Ich gelobe hier, wie vor Gottes Altar, Sie zu lieben und Ihnen zu gehorsamen, als meinem Herrn und Gemahl. Wollen Sie mein Herz, welches reuevoll Ihnen entgegenkommt, wollen Sie es annehmen, Heinrich?

Sie reichte ihm mit einem vollen, strahlenden Blick ihre Hand dar, aber er nahm sie nicht.

Nein, sagte er, es ist zu spät. Ich bauete Ihnen einen Tempel in meinem Herzen. Sie haben ihn zertrümmert, und wollen jetzt aus dem zerbröckelten Gestein ein Wohnhaus bauen? Nein, Prinzessin. Lassen wir in Trümmern liegen, was der Blitz zerschlagen hat. Ich würde

doch niemals an die Haltbarkeit Ihres Hauses glauben, sondern jede Stunde gewärtigen, daß es über mir zusammenbricht. Wir wollen an unserem Verhältniß nichts flicken und zusammenkleistern, und mit schönen Redensarten nicht übertünchen, was der Blitz schwarz gemacht. Ich ver-gebe Ihnen, was Sie mir gethan, aber ich kann Sie nicht mehr lieben. Wir sind geschieden vor Gott und vor unseren Herzen. Aber vor der Welt sind und bleiben wir vermählt. Wir werden gemeinschaftlich dieses Palais bewohnen, aber wir werden uns bemühen, uns niemals in demselben zu begegnen; Sie werden die eine Hälfte bewohnen, ich die andere, wir werden an großen Gallatagen, wo es die Etiquette erfordert, zusammen diniren, aber wir werden dann an verschiedenen Tafeln präsi-diren, und Sie werden mir verzeihen, wenn ich niemals das Wort an Sie richte. Wir sind für einander todt, und die Todten sprechen nicht zu einander. Im Sommer werde ich in Rheinsberg wohnen. Es ge-hört mir, der König hat es mir geschenkt zu meiner Vermählung mit Ihnen, und mir scheint, ich habe es theuer genug erkauft, um es ganz allein für mich beanspruchen zu können. Sie werden mir nicht nach Rheinsberg folgen, sondern hier in Berlin zurückbleiben, oder, wenn es Ihnen beliebt, irgend eine Reise machen. Nehmen Sie diese Bedingun-gen an, Madame?

Ich nehme sie an, mein Herr, sagte die Prinzessin stolz. Ich werde nicht das kleinste Wort daran ändern und verwischen. Wir werden neben einander hergehen, wie ein paar Galeerensclaven, die durch kein inneres Band, durch keinen Gedanken und kein Gefühl aneinander gebunden sind, sondern nur durch eine eiserne, unzerreißbare Kette, welche sie zwingt nebeneinander zu gehen. Es ist eine harte Strafe, welche Sie da für mich erfonnen haben, mein Prinz, nur fürchte ich, daß nicht ich allein es sein werde, welche darunter leidet, sondern daß auch ein Theil derselben Sie selber trifft.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich Niemand strafen, sondern daß ich mir nur Ruhe und Frieden schaffen will, und Beides wird mir durch Ihre Gegenwart in diesem Palais nicht gefährdet werden, denn Sie, Madame, sind sehr gnädig gegen mich gewesen, Sie haben mir nicht bloß die Liebe getödtet, sondern sogar die Erinnerungen an dieselbe! —

Und jetzt, Madame, da Sie meine Bedingungen angenommen haben und die Verhältnisse geregelt sind, unter denen wir nebeneinander hergehen wollen, jetzt haben wir uns nichts mehr zu sagen, als ein Lebewohl bis zum Tode! Leben Sie also wohl, Madame, und möge Ihr Dasein ein glückliches sein!

Leben Sie wohl, Prinz, flüsterte die Prinzessin mit leiser, von Thränen fast erstickter Stimme, leben Sie wohl, und möge Gott Ihr Herz lenken, daß Sie mir eines Tages erbarmungsvoll verzeihen.

Madame, sagte der Prinz, sich tief verneigend, jetzt haben Sie die Gnade Ihre Toilette ein wenig zu ordnen, und alsdann mit Ihrem Gefolge in den großen Empfangssaal sich zu begeben. Wir werden heute ein großes Galadiner geben, und mit diesem Fest Abschied nehmen von unserer Vergangenheit. Es wird heute das letzte Mal sein, daß wir an derselben Tafel speisen! Ich erwarte Sie also, Madame! Leben Sie wohl! *)

*) Der Prinz blieb seinem Vorsatz getreu. Er sprach niemals wieder mit seiner Gemahlin, sie schien wirklich für ihn gestorben zu sein. Im Sommer lebte er in Rheinsberg, wohin seine Gemahlin niemals kam, im Winter lebten sie Beide in Berlin in ihrem Palais (dem jetzigen Universitätsgebäude), aber niemals betrat der Prinz die von der Prinzessin bewohnte Hälfte des Palais, und ebenso wenig kam die Prinzessin jemals nach der von dem Prinzen bewohnten Seite hinüber. Die eigenthümliche Bauart der Treppe erleichterte diese Trennung sehr, und befreite den Prinzen wenigstens von der Unannehmlichkeit, seiner Gemahlin: jemals zu begegnen. In Bezug darauf sagte der Graf von Lehndorf einmal zu dem Prinzen: „Monseigneur, der König hat Ihnen wirklich ein bewundernswürdiges Palais bauen lassen, man kann sein ganzes Leben darin zubringen, ohne jemals zu riskiren, daß man einem Frauenzimmer begegnet.“ — Der Prinz liebte indeß solche Anspielungen auf sein trauriges Eheverhältniß nicht, und als einmal die Gräfin Rameke es wagte mit ihm davon zu reden, und einen Vermittlungsversuch zwischen den beiden Gatten machen wollte, wies der Prinz sie mit harten und strengen Worten zurück. — Die Prinzessin schien für ihn ganz und gar nicht mehr zu existiren. Selbst in seinem Testamente gedachte er ihrer mit keinem Wort, und hinterließ ihr nicht das kleinste Andenken, während der König ihr in seinem Testament sechstausend Thaler vermachte, aber nicht außerdem irgend ein Andenken, wie er sonst für jeden seiner Angehörigen ein solches bestimmt hatte. Prinzessin Wilhelmine führte überhaupt, seit ihrem Bruch mit dem Prinzen ein trauriges und vereinsamtes Leben. Sie kam selten mit den übrigen Mitgliedern der

Er verneigte sich noch einmal vor ihr, und wandte sich dann der Thür zu. Die Prinzessin sah ihm athemlos nach, und die Thränen, welche so lange in ihren Augen gestanden, rannen jetzt langsam über ihre Wangen nieder.

Auf einmal, wie der Prinz schon auf der Schwelle stand, rief sie mit lautem, flehendem Ton: Heinrich! Oh, Heinrich!

Aber der Prinz wandte sich nicht nach ihr um. Er öffnete nur etwas hastiger die Thür und trat hinaus. —

Eine Viertelstunde später war in dem großen Empfangssaal eine glänzende Gesellschaft versammelt. Der Prinz empfing seine Gäste ganz in der heiteren, liebenswürdigen Weise, wie er es sonst zu thun pflegte. Aber an der Prinzessin wollte die lauernde, immer beobachtende Hofgesellschaft heute eine Veränderung bemerken. Die Prinzessin, fanden sie, sei heute einsylbiger, stiller als sonst, ihre Augen hatten nicht den gewohnten heiteren Glanz, ihre Wangen waren bleich, trotz der Schminke, welche sie aufgelegt, selbst ihre Stimme war verändert, klanglos und matt, und das Lächeln, welches sie auf ihre Lippen bannte, war doch nur immer ein kaltes und gezwungenes. — Noch auffallender schien Allen die Veränderung, welche mit dem Grafen Kalkreuth vorgegangen. Er, welcher sonst immer von Heiterkeit und Witz übersprudelte, dessen muntere Scherze sonst immer das Ergötzen des ganzen Hofes gewesen, er, welcher wie der Schatten des Prinzen immer an seiner Seite zu sein pflegte, oder der Prinzessin als ihr aufmerksamster Cavalier folgte, er war heute sprachlos und still, er stand einsam und verlassen in einer Fensternische da, und schaute mit traurigen Blicken hinüber zu dem Prinzen, welcher mehrmals schon lachend und plaudernd im Gespräch mit Anderen an ihm vorübergegangen war, ohne ihn begrüßt oder nur ein einziges Mal angesehen zu haben. — Und doch sahen die Hofleute, welchen des Grafen verändertes Wesen auffiel, nur die äußeren Spuren

königlichen Familie zusammen, und als die Königin von Schweden 1770 zum Besuch an den Hof ihres Bruders kam, war Prinzessin Wilhelmine die einzige, welche die Königin weder aufsuchte noch zu sich einlud. Doch erreichte die Prinzessin ein sehr hohes Alter und überlebte ihren Gemahl, welcher 1804 starb, noch um einige Jahre. (Thiébault. Vol. II. p. 139—144.)

dieser Pein, welche das Innere des Grafen durchwühlte, doch ahnten sie nichts von diesem verzweiflungsvollen Schmerz, welcher ihn seit vier Tagen ruhelos umhertrieb!

Seit vier Tagen, seit jenem letzten Begegnen im Garten zu Rheinsberg, hatte der Graf den Prinzen nicht gesprochen. Vergeblich hatte er ihn schriftlich um eine Audienz gebeten, der Prinz hatte ihm sein Schreiben uneröffnet zurückgeschickt. Vergeblich hatte er zu den verschiedensten Zeiten dieser martervollen Tage sich bei dem Prinzen melden lassen, Prinz Heinrich hatte ihn niemals angenommen, sondern sich immer unter irgend einem Vorwand entschuldigen lassen. Und doch fühlte es der Graf als eine unabwiesbare Nothwendigkeit, mit dem Prinzen eine Erklärung zu haben, doch schrie sein Herz darnach, wie ein Sterbender nach den letzten Tröstungen seiner Religion schreit. Denn diese Freundschaft zu dem Prinzen, wie er sie auch immer verlästert und betrogen hatte, sie war dennoch des Grafen innerste und heiligste Religion gewesen, er hatte gegen sie gesündigt im Leichtsinne und Uebermuth, aber er war jetzt zum Bewußtsein seiner Schuld gelangt und bereute sie tief. Nicht ein Gedanke an die Prinzessin war mehr in seinem Herzen; auf den Prinzen war all' seine Sehnsucht, sein Verlangen hingewendet, Ihn mußte er sprechen, Ihn mußte er versöhnen. Ihn liebte er jetzt glühender als je zuvor, und jetzt, wo der Prinz sich vielleicht von ihm abgewendet hatte, fühlte er erst, was er an ihm verlor! — Er hatte immer noch nicht die Hoffnung auf eine Unterredung mit dem Prinzen aufgegeben, und nur um diese zu erlangen, war er bei dem Fest erschienen. — Aber, so oft er es auch versucht, sich dem Prinzen zu nahen, immer war dieser ihm ausgewichen, immer hatte er einen der zunächst Stehenden in das Gespräch hineingezogen.

Jetzt aber, in diesem Moment, stand der Prinz allein dort drüben in jener Fensternische, jetzt oder nie mußte es dem Grafen gelingen, ihn zu sprechen. Mit hastigen Schritten eilte er durch den Saal, und ehe noch Prinz Heinrich Zeit hatte, aus der Nische hervorzutreten, stand Graf Ralkreuth vor ihm.

Mein Prinz, flüsterte der Graf leise, haben Sie Erbarmen! O, ich beschwöre Sie, bewilligen Sie mir eine Viertelstunde Gehör!

Der Prinz heftete seine großen, durchdringenden Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf des Grafen bleiches, erregtes Angesicht, — aber er sprach kein Wort. Mit stolzer Ruhe schritt er vorwärts, vorüber an dem Grafen, um dann mit einem heitern Scherzwort den eben sich ihm nähernden Prinzen Friedrich Wilhelm zu begrüßen.

Und jetzt wurden die Thüren zu dem großen Speisesaal geöffnet und man begab sich zu der reich besetzten Tafel, an deren oberem Ende der Prinz neben seiner Gemahlin saß. Unfern von ihnen Beiden fand der Graf seinen Platz. Mehr als zwei Stunden hatte er die Marter auszustehen, dem Prinzen so nahe zu sein und nicht ein einziges Mal das Wort an sich gerichtet zu sehen, mehr als zwei Stunden fühlte er sich den neugierigen, beobachtenden, boshaft lächelnden Blicken der Hofleute ausgesetzt, welche mit stiller Wonne diese stumme Scene zwischen dem Prinzen und seinem einstigen Freunde, diese Demüthigung des stolzen Grafen wahrzunehmen schienen.

Endlich sollte diese Marter zu Ende gehen, endlich war man beim Dessert angelangt, und man erwartete nur noch das Zeichen des prinziplichen Paares, um sich von der Tafel zu erheben. Aber bevor der Prinz dasselbe gab, nahm er sein Glas, und indem er sich erhob, sagte er mit lauter Stimme: Jetzt habe ich meinen Gästen noch eine angenehme Nachricht zu sagen, denn da Sie Alle des Grafen Kalkreuth Freunde sind, wird es Sie interessiren, eine für ihn freudige Nachricht zu vernehmen. Seine Majestät der König hat den Obristleutenant Grafen Kalkreuth zum commandirenden General des Cavallerie-Regiments Prinz Friedrich, welches in Preußen steht, ernannt, und mir hat der König aus besonderer Gunst, und weil er meine innige und treue Freundschaft für Sie kennt, mir hat der König erlaubt, Ihnen diese Ernennung zu verkländigen; nur werden wir Sie durch diese Rangerhöhung verlieren, denn Sie sollen heute noch zu Ihrem Armeecorps abgehen, und Se. Majestät befehlt, daß, sobald wir hier die Tafel verlassen haben, Sie sich zu ihm nach Sanssouci verfügen, um sich von Sr. Majestät zu verabschieden und dann sogleich abzureisen. Und jetzt, meine Herren, nehmen Sie Ihre Gläser und lassen Sie uns anstoßen auf das Wohl des Herrn Generals von Kalkreuth!

Alle Herren erhoben sich und nahmen ihre Gläser; nur Graf Kalkreuth selber fühlte nicht die Kraft dazu. Er saß ganz zusammengesunken, das Haupt vornüber geneigt, da, als schäme er sich, sein bleiches, entstelltes Antlitz zu zeigen. Das Klirren der Gläser klang in seinen Ohren wie das Hohngelächter spottender Geister, und er hätte sterben mögen, um ihm zu entgehen. Ihm gegenüber saß Prinzessin Wilhelmine; sie hatte ihn bis jetzt nicht ein einziges Mal angesehen, aber jetzt schaute sie zu ihm hin, mit einem Blick voll unaussprechlichen Jammers, dann hob sie rasch ihr Glas empor, aber es war nicht Wein, was sie trank, sondern es waren ihre eigenen Thränen, die niederfielen in das leere Glas.

Der Prinz hob die Tafel auf und führte seine Gemahlin wieder in den großen Saal zurück. Er stand noch neben ihr, als Graf Kalkreuth sich ihnen näherte. Ringsum stand die Hofgesellschaft und Aller Blicke waren mit gespannter Aufmerksamkeit auf diese Gruppe gerichtet, welche in der Mitte des Saals stand.

Graf Kalkreuth war noch immer bleich und fast haltungslos, er näherte sich mit schwankenden, unsicheren Schritten dem fürstlichen Paar.

Prinz Heinrich lachte laut auf, und sich halb umwendend zu den übrigen Gästen, rief er: sehen Sie nur, welche seltsame Wirkungen die Freude auszuüben vermag. Sie hat unsern heitern Grafen ganz verwandelt und er ist plötzlich ernst geworden, als wäre seine Ernennung nicht eine neue Würde, sondern eine Degradation!

Niemand hatte ein Wort der Erwiderung auf die Bemerkung des Prinzen, und inmitten der allgemeinen, tiefen Stille sagte der Graf endlich: Ich komme, mich bei Ihren Königlichen Hoheiten zu verabschieden und in das Exil zu gehen, in welches mich die Gnade Sr. Majestät verbannt hat. Denn, obwohl es eine Rangerhöhung ist, mein Prinz, werden Sie mir wohl erlauben müssen zu sagen, daß ich ins Exil gehe, da ich in Königsberg Sie, mein Prinz, nicht mehr sehen werde. Ich werde indessen Ihr Bild in meinem Herzen mit mir forttragen und dort wird es ewig leben!

Wir wollen uns den Abschied nicht schwer machen durch schöne Worte, sagte Prinz Heinrich, das letzte Wort betonend. Küssen Sie

meiner Gemahlin zum Abschied die Hand und dann Gott mit Ihnen! — Die Prinzessin reichte mit einigen leise gemurmelten Worten, die selbst der Graf nicht verstand, ihm ihre Hand dar, welche kalt und farblos war, wie die einer Leiche. Der Graf neigte sein Haupt über dieselbe hin und berührte sie mit seinen Lippen, deren Eiskälte die Prinzessin durchschauerte, als habe der Tod sie geküßt.

Das was ihr letztes Begegnen. Ein kaltes, schauerliches Lebewohl für das Leben! Jetzt wandte der Graf sich zu dem Prinzen hin und dieser reichte ihm lächelnd die Hand.

Leben Sie wohl, Graf, sagte er, und indem er sich zu ihm neigte und ihn leicht umarmte, flüsterte er in sein Ohr: Sie haben mir einst das Leben gerettet, Graf, jetzt sind wir quitt, denn jetzt haben Sie mir mein Herz getödtet! Leben Sie wohl!

Er ließ ihn aus seinen Armen, und Graf Kalkreuth, nicht mehr im Stande seine Thränen zu unterdrücken, schlug seine Hände vor sein Angesicht und schwankte aus dem Saal. *)

Einige Stunden später stand der Graf in Sanssouci im Vorsaal des Königs, bei welchem er sich zu einer Audienz hatte melden lassen. Er mußte lange warten, Niemand kam, ihn zum König zu führen, alle Thüren blieben geschlossen. Ringsumher war alles öde und still. Draußen war es dunkel geworden, der scharfe Aprilwind schlug und klirrte gegen die Fensterscheiben und pfiff in dem dunkeln, ausgebrannten Kamin. Dem Grafen ward es schauerlich in diesem öden, lautlosen Gemach, es war ihm, als schlichen Geister hinter ihm und flüsterten ihm bittere und trau-

*) Ueber das Verhältniß des Grafen Kalkreuth zur Prinzessin Wilhelmine findet man Notizen in: „*Reзов*, Geschichte des siebenjährigen Krieges.“ Ferner im „*Leben des Prinzen Heinrich von Preußen*.“ Am ausführlichsten berichtet darüber Thiebault, welcher den Grafen als einen sehr schönen, geistvollen und liebenswürdigen Mann schildert, der bei den Frauen wie bei den Männern in hoher Gunst stand und der mit äußerer Liebenswürdigkeit die höchsten Geistesgaben verband. Er hat ein sehr hohes Alter erreicht; er starb 1818 als Feldmarschall in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahr, und ist einer der wenigen Helden des siebenjährigen Krieges, welcher auch noch den Befreiungskrieg von 1814 mit erlebt hat.

rige Vorwürfe ins Ohr. Er konnte es nicht mehr ertragen, er war schon im Begriff, den Saal zu verlassen, als eine Thür sich öffnete und der Adjutant eintrat, um ihn in das Zimmer des Königs zu führen.

Der König war in seinem Wohnzimmer. Als Graf Kalkreuth zu ihm eintrat, legte er das Buch bei Seite, in welchem er eben gelesen, und stand auf.

Mit strengen Zügen und finstern Blicken schritt er auf Graf Kalkreuth zu. Ich habe Sie auf den Wunsch meines Herrn Bruders zum General des dritten Armeecorps ernannt, sagte der König laut und streng. Sie werden sogleich nach Königsberg abgehen. Sie kennen Ihre Pflichten! Gehen Sie und denken Sie daran, dieselben zu erfüllen. *)

Sire, sagte der Graf leise, Sire —

Kein Wort weiter, gehen Sie!

Graf Kalkreuth hatte kaum so viel Kraft, eine letzte militairische Verbeugung zu machen, und verließ langsam, seine Wuth in sich hineinwürgend, den Saal.

Der König schaute ihm sinnend nach. Armer Heinrich, sagte er leise, hast Du auch den Judaskuß eines Freundes empfangen müssen? Du fühltest Dich so glücklich, armer Bruder, warum mußte das Schicksal Dich aus Deinen süßen Illusionen wecken. Es ist immer noch Etwas, in seiner Einbildung glücklich zu sein. Es giebt auf Erden, wie ich glaube, keine andere Art des Glückes. Und was liegt auch daran, ob es die Lüge oder die Wahrheit sei, welche uns Befriedigung giebt, wenn nur unser Leben angenehm dabei verfließt. **) — Ich bin so arm, daß

*) Des Königs eigene Worte. (Siehe Thiébault. Vol. II. p. 163.) Graf Kalkreuth mußte sofort nach Königsberg abreisen, und als kurze Zeit darauf Prinz Heinrich auf seiner Reise nach Petersburg durch Königsberg kam, mußte Graf Kalkreuth vor dem Prinzen die Truppen manoeuvriren lassen. Der Prinz verweilte indeß nur einen Augenblick bei dem Manoeuvre, um nicht mit dem Grafen sprechen zu müssen, und dieser erlitt dadurch die Demüthigung, daß er dem zurückbleibenden Adjutanten des Prinzen, Herrn von Kaphengst, dem persönlichen Feinde des Grafen, gewissermaßen die militairischen Ehrentheile allein erzeugte. (Thiébault. Vol. II. p. 163).

**) Des Königs eigene Worte. (Siehe Oeuvres. Vol. 19. p. 369.)

ich nicht einmal mehr die Lüge des Glückes mein nennen kann! Und die Menschen beneiden mich doch! Das heißt, sie beneiden einen armen, entnüchternen, von allen Illusionen geheilten, einsamen Mann, sie beneiden ihn, weil er eine Krone trägt! Was habe ich aber von meinem Dasein? Mein Leben ist Arbeit und Plage, weiter nichts! Ich arbeite für mein Volk, welches es mir nicht dankt und einst meinem Nachfolger, sei er noch so klein und erbärmlich, zujauchzen wird, wie es mir jetzt zujauchzt. Denn die Liebe des Volkes zu seinem König ist eine Liebe des Egoismus und der ganz nackten, erbärmlichen Berechnung. Wer hat mich denn jemals anders geliebt? Ich trug den Freunden ein volles Herz entgegen, ich vergaß bei ihnen, daß ich König war, sie aber haben es nie vergessen, und Keiner von ihnen, Keiner von ihnen Allen hat in mir den Menschen geliebt! Die thörichte, dumme Menge nennt mich einen Helden und spricht von Lorbeern, die meine Stirn krönen, aber von den Dornen, welche die Menschen mir hineingeflochten, weiß man nichts! Ah, ich mag nichts mehr wissen von den Menschen, es sind niedere Slaven-seelen, weiter nichts! Sie betrügen sich untereinander und mich betrügen sie Alle. *)

Wie der König so sprach, fühlte er leise seinen Fuß berührt. Ein wenig erschreckend wandte er seinen Blick nieder. Es war sein Windspiel Diana, welche sich zu seinen Füßen niedergelegt hatte und mit großen, glänzenden Augen zu ihm emporschaute.

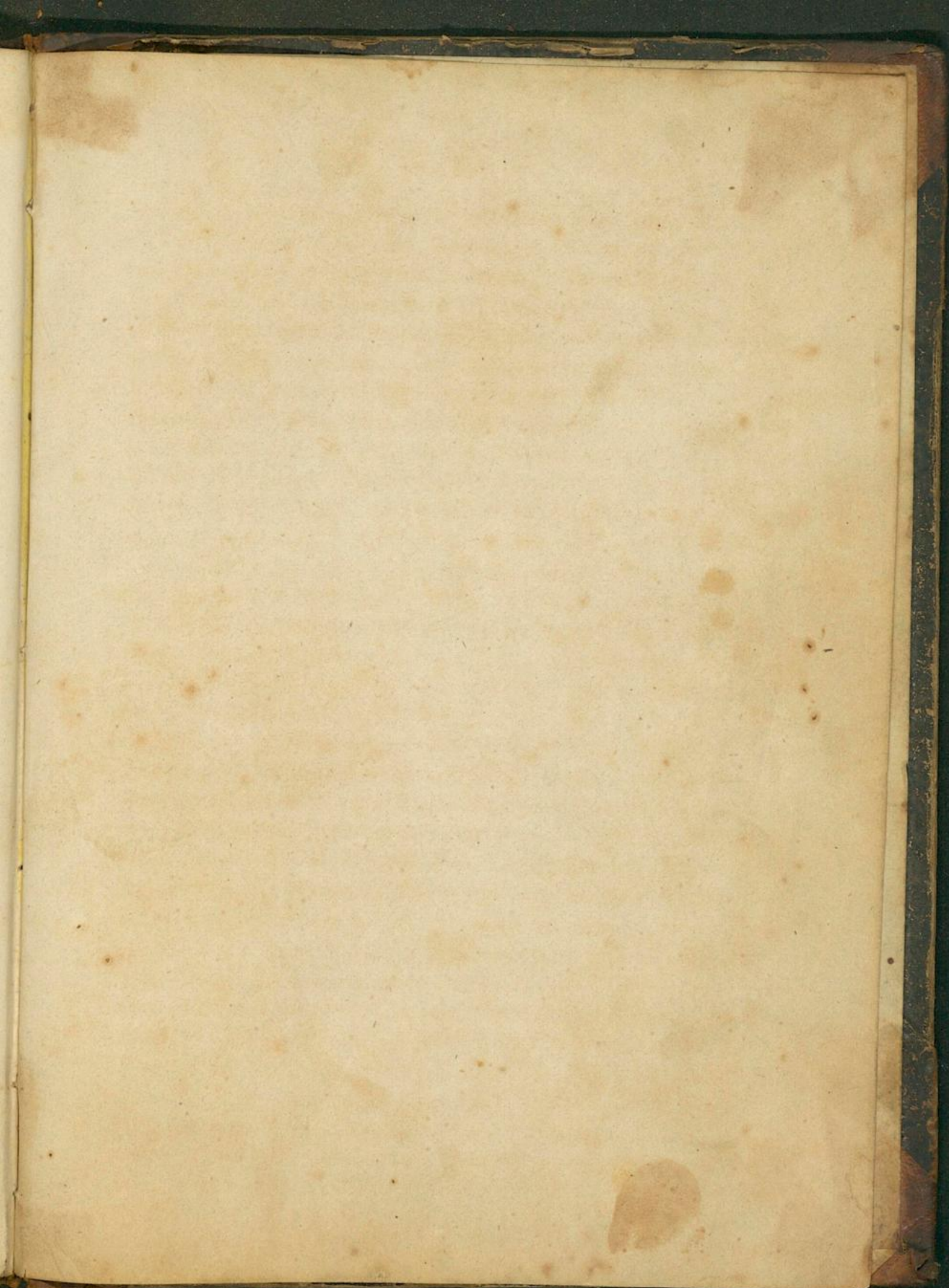
Ueber des Königs Antlitz flog ein sanftes Lächeln, und indem er sich niederbeugte, das Thier, welches ihm freundlich entgegenwedelte, zu streicheln, sagte er: Du kommst, mich daran zu erinnern, daß es doch noch Liebe und Treue auf Erden giebt, nur muß man nicht ein solcher Narr sein, sie bei Menschen zu suchen. Komm her, Diana, komm, meine kleine Gesellschafterin. Ich that sehr unrecht, mich einsam zu nennen, denn Du bist da, und dann — habe ich nicht noch meine Flöte? Das ist auch so eine liebe, verschwiegene Freundin, der man Alles anvertrauen kann und die nichts verräth! Ihr Beide sollt heut Abend meine Gesellschafter sein.

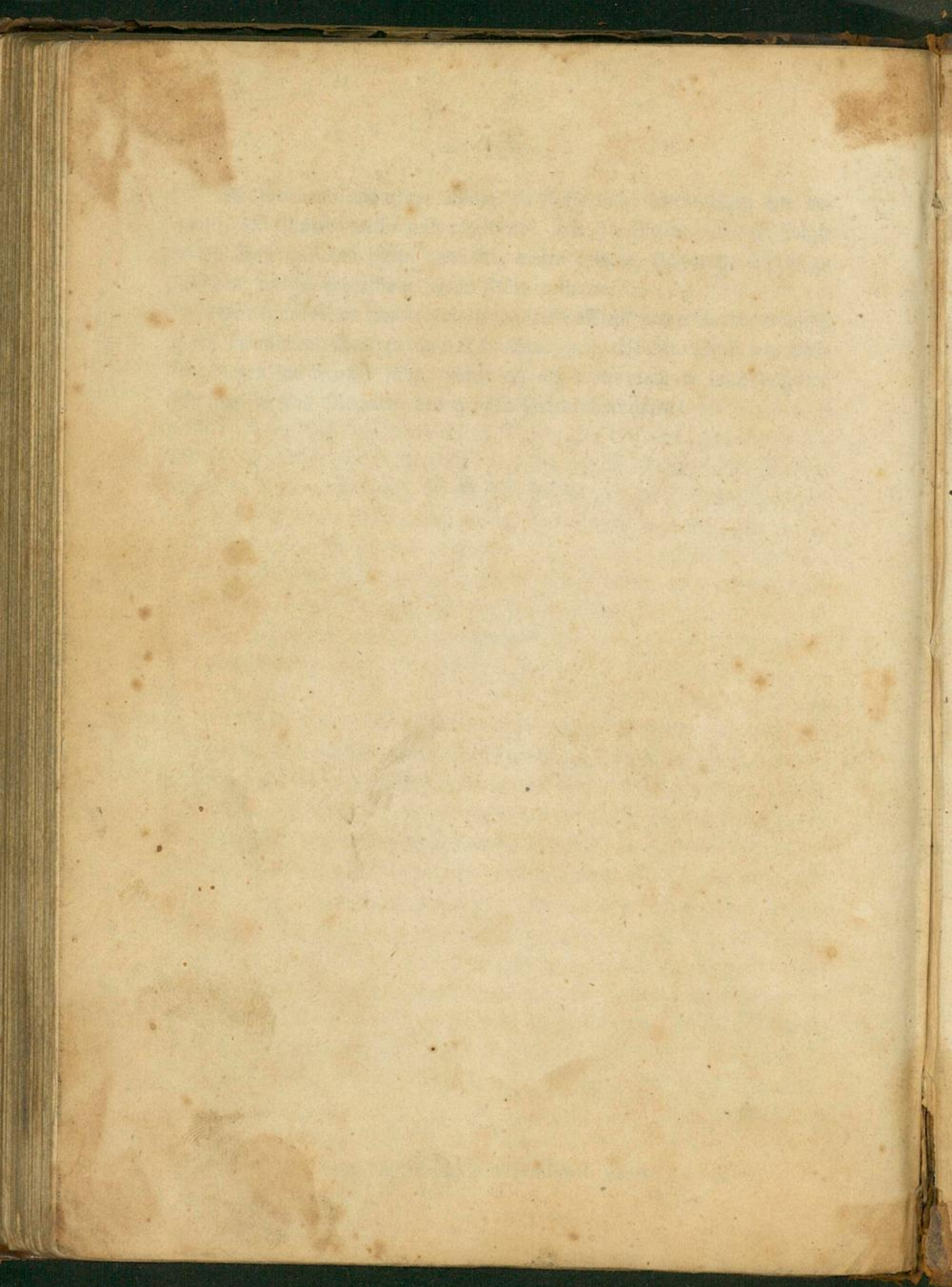
*) Des Königs eigene Worte.

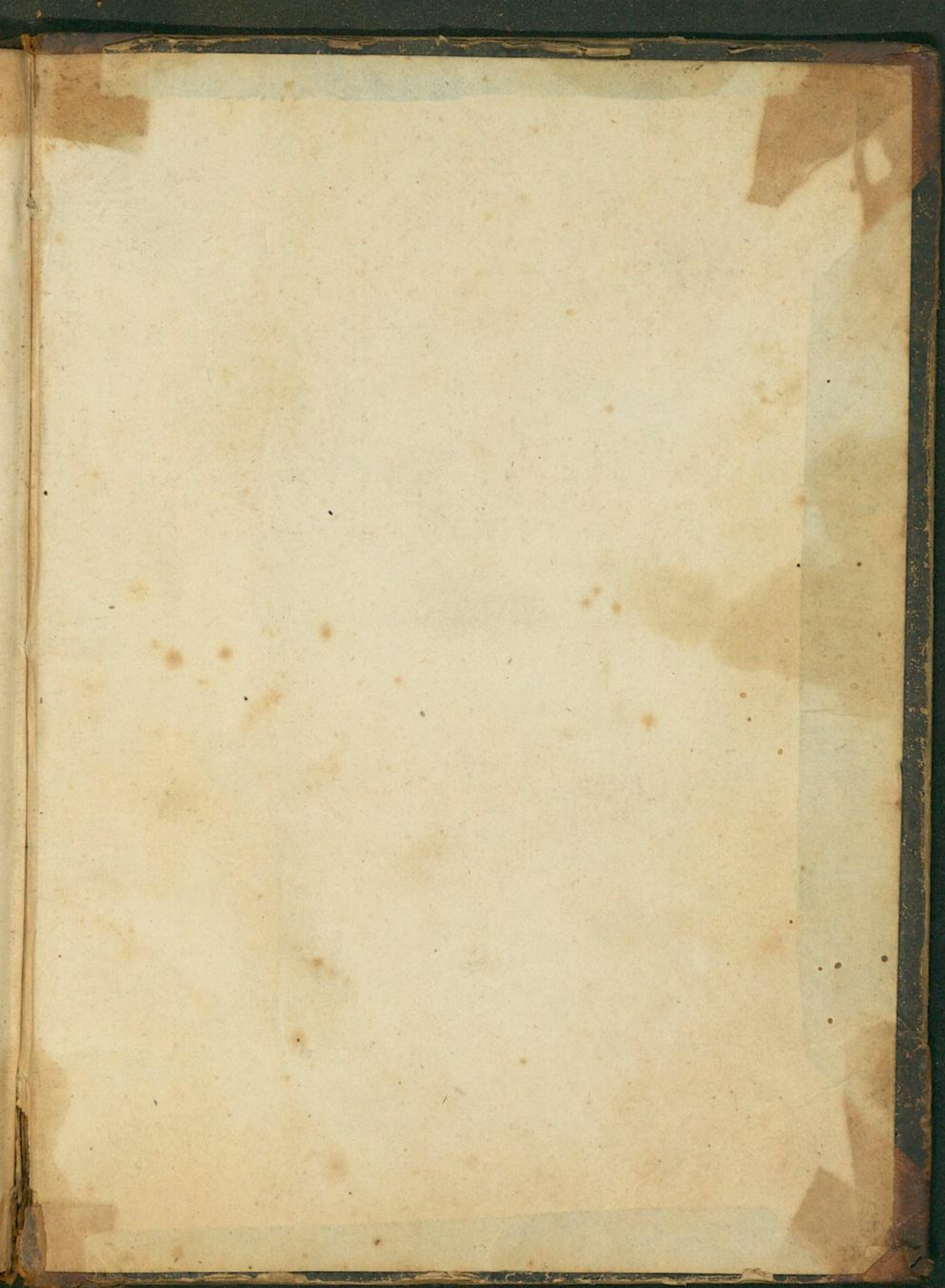
So sprechend nahm der König die Flöte von seinem Tisch und begann, im Zimmer auf- und abgehend, leise zu spielen. Diana folgte seinen Schritten und schien andächtig diesen langen, klagenden Tönen zu lauschen, welche der König seiner Flöte entlockte.

Gar wundersam und traurig klang diese Musik des einsamen Königs, gleich heimlichem Seufzen und Schluchzen, und wie der Wind jetzt pfeifend gegen die Fenster fuhr, schien es, als wolle auch er seine klagende Stimme in das Klagelied des großen Friedrich mischen!

E n d e .











tt
/
3